Griechische Reise

Karl Krumbacher

GRIECHISCHE REISE

GRIECHISCHE REISE

BLÄTTER

AUS DEM

TAGEBUCHE EINER REISE IN GRIECHENLAND
UND IN DER TÜRKEI

VON

KARL KRUMBACHER



BERLIN
AUGUST HETTLER
1886

DEM GROSSEN PHILHELLENEN

LUDWIG DEM ERSTEN

KÖNIG VON BAYERN

ZUR FEIER SEINES

HUNDERTSTEN GEBURTSTAGES

AM 25. AUGUST 1886

VORWORT.

Δράκοι μ' ἀκούγω λαλιάν,
Ἑλλενικὸν λαλιάν.
Trapezuntisches Volkslied.

Die vorliegenden Skizzen betreffen eine archäologisch-philologische Studienreise, welche ich vom Oktober 1884 bis zum Mai 1885 ausgeführt habe. Durch äufsere Gründe hat sich die Drucklegung länger als erwünscht hinausgeschoben. Einige Bemerkungen müssten nach den letzten Ereignissen auf der Balkanhalbinsel Modifikationen erleiden; doch konnte auf solche Änderungen ohne Gefahr verzichtet werden. Die Beobachtungen sind meist in der Form wiedergegeben, in der ich sie während der Reise niedergeschrieben habe. Eine weitere Ausarbeitung der Notizen schien mir ebenso wenig rätlich, als eine Bereicherung derselben durch einschlägige Literatur. Das Wichtigste bleibt bei solchen Berichten doch stets der Ein-

druck des unmittelbaren Erlebnisses. Die wissenschaftlichen Resultate durften nur angedeutet werden; ihre Verwertung ist Publikationen vorbehalten, die sich an die engeren Kreise der Fachgenossen richten.

Die Reiseliteratur, welche uns das Wunderland Orient zu erschliessen sucht, ist keineswegs arm zu nennen. Die „Erinnerungen“, „Eindrücke“, „Bilder“ und wie sonst die Titel heifsen, unter welchen sich diese Bücher vorstellig machen, liegen schwer auf der Seele. Besonders reichlich sind die Orte bedacht, welche sich eines klassischen Stammbaumes erfreuen; es sind das vor allem die Gegenden, in welchen auch heute noch die griechische Zunge herrscht. Wir finden es deshalb begreiflich, dafs viele der unglücklichen Epigonen mit ihrer persönlichen Förderung zufrieden schweigsam nach Hause kehren. Wenn ich, statt diesem Beispiele zu folgen, die anspruchslosen Blätter meines Tagebuches der Oeffentlichkeit zu übergeben wage, so geschieht es, weil meine Bemerkungen gröfstenteils andere Objekte betreffen als die früheren Berichte, und weil ich wenigstens in einer Beziehung für die Reise glücklicher vorbereitet war als die meisten Vorgänger.

Die wichtigsten der einschlägigen Werke berücksichtigen in erster Linie die historische, archäologische und topographische Seite; man-

che gewähren uns so eine förmliche Realenzyklopädie über die besuchten Lokalitäten. Vereinzelt stehen die Berichte, welche irgend eine Disziplin der Naturwissenschaft vornehmlich ins Auge fassen.

Mir kam es neben den speziellen Studienzwecken vor allem darauf an, ein Denkmal zu betrachten, welches nicht weniger deutlich als Tempelruinen, Marmorbilder und Inschriften auf das hellenische Altertum hinweist: die lebendige Sprache des heutigen Volkes. Indem ich mich bestrebte, die Rede des gemeinen Mannes, ihre Eigenart, ihre Hilfsmittel und ihre lokalen Verschiedenheiten an Ort und Stelle zu prüfen, fand ich mich von selbst auf eine fortwährende Betrachtung der Charaktere, Anlagen, Zustände und Gebräuche des Volkes hingeführt. Da ich durch günstige Fügung schon vor der Reise mit der Kenntnis der Volkssprache ausgerüstet war, so konnte ich mich allenthalben ohne Zeitverlust an das Werk selbst begeben.

Die Urteile, zu welchen ich gelangte, stehen nicht selten im Widerspruch mit achtungswerten Vorgängern. Doch beruhigt mich nicht zum wenigsten die Erwägung, dafs jene infolge ihrer mangelhaften Kenntnis der Sprache die Dinge selten von Angesicht zu Angesicht erblicken konnten. Manche schöpften die Grundlage ihrer „Erinnerungen“ oder „Eindrücke“ fast durchwegs aus dem Munde von zufällig

gefundenen Dragomanen, Konsulatsbeamten oder gar von fremdsprachlich gebildeten Einheimischen; letztere aber verstehen trotz ihres klassischen Ursprungs die Mahnung „Plato amicus, magis amica veritas“ selten völlig zu beachten, wenn es sich um ihr eigenes Land und seine Zustände handelt.

Hierdurch erklärt es sich, daſs viele dieser öffentlichen Rechenschaftsablagen von groben Miſsverständnissen, von falschen Angaben, von schiefen Urteilen, von absichtlichen (nicht den Verfassern, sondern ihren Gewährsleuten zur Last fallenden) Unwahrheiten und Entstellungen wimmeln. Ich kann nicht unterlassen, ausdrücklich zu erwähnen, daſs ich jeden dieser Ausdrücke reiflich erwogen und aus konkreten Fällen abgeleitet habe; selbstverständlich aber habe ich dabei nur die Urteile und Nachrichten über Dinge der Gegenwart im Auge. In den Bemerkungen, welche das Altertum und seine Reste betreffen, werden derartige Miſsverständnisse und Irrtümer schon deshalb leichter vermieden, weil hier alle Darstellung auf der breiten Grundlage einer wohlausgebildeten Wissenschaft ruht.

Neben diesen Erwägungen ermutigte mich der Umstand, dass meine Reise zum nicht geringsten Teile Örtlichkeiten umfaſste, welche von der Heerstraſse der Touristen entfernt liegen. Athen, Smyrna, Konstantinopel, Kreta, Cypern

und der Peloponnes sind die häufigsten Ziele; sie sind demnach auch in der Reiseliteratur am besten vertreten. Fast ganz vernachlässigt blieben die nicht minder interessanten, echt griechischen Inseln von Lesbos bis Rhodos. Sie sind auch in Bursian's Geographie von Griechenland mit Stillschweigen übergangen, und mit Recht hat daher die bayrische Akademie der Wissenschaften als neue Preisaufgabe für die Zographosstiftung ein auf die Ausfüllung dieser Lücke bezügliches Thema gestellt.

Seit den Verwickelungen, welche der diplomatischen Kunst aus dem bulgarischen Staatsstreiche erwuchsen, durchbraust die europäischen Blätter ein solcher Sturm der Entrüstung über Neu-Hellas, dafs die Freunde Griechenlands Gefahr laufen an sich irre zu werden. Es scheint daher angezeigt, die politische Anschauung, welche in den folgenden Wanderskizzen herrscht, hier kurz zu erklären und zu rechtfertigen.

Die abfälligen Äusserungen durchliefen alle Grade des Tadels von wohlgemeint ernster Zurechtweisung bis zu böswilligem Spotte und mafsloser Gehässigkeit. Nicht selten riefen die heftigen Ausbrüche den berühmten Kampf gegen die Windmühlen ins Gedächtnis; zuweilen fühlte sich der Leser auch an die Fabel vom kranken Tiere erinnert, an dem boshafte Widersacher durch gefahrlose Stösse ihr Mütchen kühlen.

Selbst vor der unritterlichen Waffe sophistischer Verdrehung scheuten einige nicht zurück. Oder war es etwas anderes als ein breit ausgesponnenes Sophisma, wenn jüngst in einem der bedeutendsten Organe der öffentlichen Meinung Deutschlands auf angeblich historischem und wissenschaftlichem Wege „nachgewiesen“ war, dass Kreta in der That keine griechische Insel sei und dass die Griechen nicht das mindeste Recht hätten, auf dieses ihnen gänzlich fremde Eiland ihr gieriges Auge zu richten? Wenn so grosse Mächte mit einem so kleinen Gegner kämpfen, macht der Gebrauch derartiger Kunstgriffe keinen erhebenden Eindruck. Oder soll sich auch hier der unpolitische Zuschauer mit dem Geständnis des beschränkten Unterthanenverstandes beruhigen?

Den meisten dieser leidenschaftlichen Auseinandersetzungen war ein prinzipieller Fehler gemeinsam. Man hat die Urteile, welche sich an die politischen Wirrnisse des Augenblicks anknüpfen, auf den Charakter und das Wesen des ganzen Volkes, auf die Berechtigung seiner Bestrebungen im Allgemeinen ausgedehnt.

Das Verhalten der griechischen Regierung hat allerdings zuletzt die Geduld der Feinde herausgefordert und die Erwartungen der Freunde getäuscht. Die laublütigen Männer, welche in der kritischen Zeit des letzten Jahres die Geschicke von Hellas lenkten, haben alles

gethan, um die Sympathieen Europas zu verscherzen. Während sie unerträglich lang mit dem Kriege zögerten, haben sie doch die friedensbedürftige Welt nicht zur Ruhe kommen lassen.

War die Stimmung des Volkes wirklich für den Krieg — und nach den Mitteilungen von glaubwürdigen, nichtgriechischen Zeugen zu schliefsen, war sie es — dann mufste derselbe offen und ehrlich gewagt werden. Selbst ein ungünstiger Ausgang hätte nicht allzu viel geschadet; er hätte wenigstens eine Thatsache geschaffen, hätte dem heifsen Verlangen ein Ventil geöffnet, hätte den Vorständen des Heerwesens über zahlreiche Dinge eine gründliche Lektion erteilt, hätte unwiderleglich die Schäden an den Tag gebracht, die vor allem der Besserung bedürfen, und hätte endlich in Zukunft der Regierung ihr mühevolles Werk erleichtert.

Statt dessen hielt es das Ministerium Delijannis für nützlich, endlosen Lärm zu schlagen und statt mit Thaten mit Worten zu operieren. Die wiederholten Ankündigungen einer nahen Aktion, die ostentativen Nachrichten vom Abmarsche der Bataillone, die prahlsüchtige Bekanntmachung jeder Truppenbewegung, die journalistische Ausbeutung jedes neuen Ankaufs von Kriegsmaterialien musste schliesslich jeden unbefangenen Beobachter zu der Überzeugung

drängen, daſs es sich hier nicht um wirkliche Absicht eines Kampfes, sondern um ein konsequent durchgeführtes System der Drohung, um einen politischen Erpressungsversuch handle. Über die Zumutung, vor einem solchen Popanz zu erschrecken, muſsten aber groſse Leute mit Recht verstimmt werden.

Noch weniger konnten die diplomatischen Spitzfindigkeiten verfangen, welche der überkluge Premierminister gegen Europa ausspielte. Sie erinnerten zu lebhaft an die Pläne eines eigensinnigen Kindes, das sich in den Kopf gesetzt hat, ruhig überlegende Greise von gereifter Lebenserfahrung durch unerwartete Einwände zu verblüffen und durch allerlei Hinterlist zu täuschen. Wenn aber auch die Art nicht gefällt, mit welcher die Regierung ihre Absichten durchzusetzen suchte, so wird ein billiges Urteil doch das prinzipielle Recht des Strebens nach Vereinigung der griechischen Länder nicht verkennen. Die Mahnung zu einer besonnenen Scheidung der Fragen kann hier nicht dringlich genug ausgesprochen werden. So plump und verletzend jener nationale Zug durch die maſsgebenden Persönlichkeiten zum Ausdruck kam, so kann das nimmermehr die Sache selbst treffen. Die lebendige Sehnsucht des Volkes ist dafür ohne Verantwortung. Daſs sich die Griechen der Türkei mit denen des Königreiches schon längst als ein Ganzes fühlen, wird niemand

rügen. Dafs Versuche gemacht werden diesen Gedanken zur That zu erheben, ist wohl verständlich. Wir finden es unnatürlich, dafs die Majorität des griechischen Volkes, eine Majorität, welche vielleicht die reichsten und rührigsten Teile desselben in sich birgt, welche durch eigene Kraft auf ungünstigem Boden eine Menge trefflicher Einrichtungen für Wissenschaft und Volksbildung geschaffen hat, von dem griechischen Staatswesen ausgeschlossen bleibe.

Selten ist der furchtbare Satz „Si duo faciunt idem, non est idem“ in so verletzender Weise zur Anwendung gekommen als in dieser Frage. Dieselben Organe, welche für das nationale Prinzip mit unbezähmbarer Begeisterung eintraten und jede Unterdrückung desselben mit glühender Entrüstung ahndeten, fanden es auf einmal unerhört, dafs die freien Griechen ihren Brüdern die Hand zu reichen wagten. Allerdings konnte einige Berechtigung für den heftigen Unwillen aus der Gefahr abgeleitet werden, mit der ein griechisch-türkischer Konflikt die empfindlichen Saiten des europäischen Konzerts zu bedrohen schien. Auch die Besorgnis vor einer Störung der zahlreichen Interessen des Handels und der Industrie träufelte scharfes Gift in die Seelen der Diplomaten und in die Federn ihrer journalistischen Interpreten. Bei all dem aber konnte der übermässige Aufwand an Zorn und Spott, welchen die griechische

„Begehrlichkeit“ in der europäischen Presse hervorrief, den neutralen Beobachter nur peinlich berühren.

Endlich gelang es die dunklen Wolken zu verscheuchen. Der friedliche Zwang that seinen Dienst und die Kabinete konnten konstatieren, dafs auf dem heifsen Boden der Balkanhalbinsel die Ordnung wieder eingezogen sei. „L'ordre règne à Varsovie.“ Nun wurden die Rollen vertauscht. Statt des kleinen Störenfrieds werfen wiederum die grofsen ihre klüger gewobenen Netze aus und klammern die Maschen immer fester um die Glieder, welche sich ein jeglicher erkoren. England verwertet die Gelegenheit zu vorbereitenden Studienfahrten an den kretischen Gestaden und überlegt, wie dem reichen Schmuckkasten seiner Kolonieen als Pendant zu Cypern auch die Insel des Minos einverleibt werden könne. Moskovien legt die gewaltige Hand mit ungewöhnlicher Hast um das Schwarze Meer, und vernehmlicher als je ertönt der cäsaro-papistische Ruf nach dem russischen Kreuze auf der Hagia Sophia. Etwas weniger auffallend, aber nicht weniger bewufst sucht Italia die Sympathieen der Albanesen zu erobern, um in Erinnerung an längst entschwundene Zeiten wiederum jenseit des Adria Fufs zu fassen. Angesichts eines so allgemeinen Eifers kann niemand zurückbleiben, und das Volk, welches durch Geschichte, Kulturgrad,

moralische Tüchtigkeit und Interessen mehr als jedes andere berufen ist, die Erbschaft der zusammenbrechenden Ostwelt zu regeln, würde sich selbst verleugnen und vernichten, wenn es der schönen Braut, um die so viele Rivalen sich mit lüsternen Blicken bemühen, nur platonische Anerkennung zollte.

An diesen Thatsachen werden die schönsten Deklamationen und die feinsten Konstruktionen der notwendigen Weltentwickelung nichts ändern. Jeder Versuch des kleinen Fustanellaträgers, die starken Fanggewebe so erfahrener Hochseefischer listig zu verwirren, wird übel genommen und bestraft. Schwerlich werden die Griechen durch Austausch diplomatischer Aktenstücke noch viel erreichen. Es bleibt ihnen nichts übrig als Verlaſs auf eigene Kraft. Statt sich auf die Komposition verwickelter Blendnoten einzuüben, werden sie besser thun, ein wohlgeschultes Heer auszubilden, Kriegsvorräte aufzuspeichern, Verbindungswege herzustellen, mit einem Worte sich bereit zu halten. Hierbei träfen sie schwerlich das Richtige, wenn sie den ihnen vorsorglich erteilten Rat, Friede zu halten und in geduldiger Ergebung die höheren Anordnungeu abzuwarten, allzu wörtlich auslegen wollten. Der Erfolg beherrscht die Welt. Bedenket wohl, dass ein fest in sich geschlossenes, zielbewuſstes, opfermutiges und kühnes Volk eine Macht ist, mit der unter allen Umständen

gerechnet werden mufs! Macht nicht so viel Wesens aus Euerer Kleinheit! Ruft uns nicht so oft in die Ohren, dafs Ihr zu schwach seiet, um etwas unternehmen zu können! Rasselt auch nicht so laut mit dem Schwert; das mit allen Kniffen aus eigener Erfahrung vertraute Europa glaubt sonst, Ihr thuet es, damit man durch Zugeständnisse Euch hindere das gefährliche Instrument aus der Scheide zu ziehen! Beruft Euch lieber auf ausgedehnte Reihen furchtbarer Feuerschlünde statt auf die leidigen Verträge! Nehmt die von Euch so gering geschätzten Bulgaren zum Muster! Nach dem unerwarteten tollkühnen Putsche zogen Europas Würdenträger die Stirne in düstere Falten und machten ernstlich Miene, den kleinen Wagehals für sein ungeschlachtes Gebaren empfindlich zu züchtigen. Dieser aber liefs sich nicht beirren, und als er den eifersüchtigen Nachbar, der sich unberufen zum Büttel Europas aufgeworfen hatte, mit einer Faust von Granit zu Boden schmetterte, glätteten sich die Mienen der würdevollen Zuschauer, und von mancher Seite wurde dem tapferen Kämpfer sogar freundlich zugelächelt. Niemand aber dachte mehr daran, ihm die schnell errungene Beute zu entreifsen. Vielleicht wird Euch die Gelegenheit weniger günstig sein; für jeden Fall aber müfst Ihr Euch gerüstet halten, damit Ihr an den grofsen Teilungstagen im Stande seid, die Be-

rechtigung Euerer Ansprüche mit der Donnerstimme der Geschütze wenigstens so vernehmlich zu verteidigen, dafs Ihr im Rate der politischen Mächte nicht ganz überhört werdet!

Die Aussichten für Hellas sind nicht so dunkel, als es beim ersten Blicke scheinen könnte. Durch den Adel seiner Geschichte, die natürliche Intelligenz und den höheren Bildungsgrad seiner Bevölkerung ist Griechenland wenigstens den kleinen Konkurrenzstaaten überlegen. Auch die geographischen Verhältnisse liegen für die Griechen günstig. Während Serben, Bulgaren und Albanesen im breiten Kontinent zwischen einander eingekeilt sind, gruppieren sich die griechischen Teile gröfstenteils auf natürliche Weise zu einer festen, vielfach vom Meer abgegrenzten Masse. Als Individuen betrachtet haben die Griechen mit ihrer zähen, schneidigen und stets vorwärtsblickenden Art etwas von dem, was den preufsischen Staat als ein Ganzes charakterisirt. Schwer scheint es ihnen freilich zu werden, diese Eigenschaften als Volk und Gemeinwesen in einheitlicher Thätigkeit zu bewähren. Aber gerade das ist die erste Forderung! unablässige Arbeit und gemeinsames Streben nach dem Ziele dürfen sich die Hellenen nun einmal nicht verdriefsen lassen. Wenn sie auch schwerlich so viel erreichen, als sie wünschen, mögen sie der Fabel von den Schatzgräbern im Wein-

berge gedenken. Finden sie auch nicht den gesuchten Schatz selbst, so wird ihnen doch ein Erträgnis zufallen, das die Mühe nicht minder reichlich belohnen wird.

Der gegenwärtige Zustand kann selbst die bescheidensten Gemüter nicht befriedigen; die Zahl der Griechen, welche aufserhalb des Königreichs leben, übertrifft die der Unterthanen um ein Beträchtliches. Auch Feinde und Nebenbuhler werden die Notwendigkeit anerkennen dieses ungerechte Verhältnis zu bessern. Vollständig freilich wird sich dasselbe wohl niemals berichtigen lassen. Denn wenn auch die griechischen Inseln von Lesbos bis Rhodos, vielleicht sogar Kreta dem hellenischen Reiche zufallen mögen, so ist schwer einzusehen, wie das gleiche Glück den Stammesbrüdern in Konstantinopel, Smyrna und Saloniki zu teil werden könne. Doch werden sich die Griechen ins Unvermeidliche schicken können. Denn wem es auch immer bestimmt sein mag, sein Banner am goldenen Horn, auf den Zinnen von Saloniki und auf dem Burgberge von Smyrna für lange oder für immer zu entrollen, die Führerschaft in Handel und Verkehr, in der kommunalen Verwaltung und in der Gesellschaft wird den Griechen an diesen Orten schwerlich entrissen werden.

Nicht geringere Kämpfe als nach aufsen hin hat Griechenland im eigenen Hause zu führen.

Am meisten Schaden bringt dem Lande die heillose Zerfahrenheit des parlamentarischen Systems. Die Parteien scheiden sich nicht nach festen Prinzipien. Noch immer geben die persönlichen Beziehungen den wichtigsten, fast einzigen Ausschlag. Da kein Minister im Stande ist, die mannigfachen Privatwünsche der ihm ergebenen Volksvertreter auf die Dauer zu befriedigen, so kann sich eine Regierung meist nur kurze Zeit erhalten. Dieselbe Unsicherheit herrscht aber auch in den übrigen Regionen der staatlichen Gesamtheit; denn das Ministerium reifst in seinem Falle die meisten Beamten mit sich. Hierdurch werden die Diener des Staates übermäfsig in das politische Getriebe hineingezogen und in ihrer moralischen Tüchtigkeit geschädigt. Nichts wirkt verderblicher auf den Beamten als die Unsicherheit seiner Stellung, die stete Furcht in kurzer Zeit, selbst nach treuer, aufopfernder Thätigkeit einem vielleicht weniger fähigen und weniger gewissenhaften Rivalen weichen zu müssen. Über die Verwerflichkeit dieses Systems geben sich auch die Griechen keiner Täuschung hin; allein so fest hat sich der Mifsbrauch eingenistet und so eng ist er noch mit allen Fasern des staatlichen Organismus verwachsen, dafs er nur ganz allmählich eingeschränkt werden kann. Ein Ministerium, welches sich im Schwunge der Begeisterung zu dem heldenmütigen Entschlusse

aufraffen wollte, alle tüchtigen Beamten in ihren Stellen zu belassen, sähe sich der Mühewaltung des Regierens am ersten Tage überhoben. Trotzdem scheint es, wenn die Beobachtungen nicht täuschen, dafs sich auch hier eine allmähliche Wendung zum Bessern vorbereite. Eine segensreiche Wirkung darf man von dem jüngst votierten Gesetze erwarten, durch welches die Zahl der Abgeordneten reduciert wird.

Eine ganz eigentümliche Schwierigkeit beunruhigt uns auf einem Gebiete, welches das innerste Leben der Nation berührt. Es handelt sich um das Mittel, durch welches die Menschen ihre Gedanken ausdrücken. Sprache und Literatur ist in Griechenland ein doppelköpfiges Wesen der seltsamsten Art.

In den wissenschaftlichen Werken, in den Zeitungen, in der Kammer und in allen offiziellen Kundgebungen wird ein archaisirendes Idiom verwendet, das trotz aller gegenteiligen Versicherungen als eine künstliche, unlebendige Schöpfung bezeichnet werden mufs. Eine feste Norm ist nirgends gegeben. Daher bewegt sich diese Sprache nach dem Bildungsgrade und dem Geschmacke der Autoren in zahlreichen Abstufungen von einer fast ganz altgriechischen Diktion bis zu einem Idiome, das sich dem Volk zu nähern versucht.

Unter diesem mumienhaften Gebilde blüht eine nach inneren Gesetzen aus dem Hellenischen

hervorgewachsene Sprache, die auf der breiten Basis des Volkes selbst ruht und allein wirkliches Leben besitzt. Die Literatur hat sich gegen dieselbe bis jetzt vornehm ablehnend verhalten. Aufser in Gedichten und humoristischen Zeitungen wurde sie nur von einzelnen Schriftstellern verwendet, welche in einem ausgesprochenen Gegensatze zu der herrschenden Richtung die Brauchbarkeit der Volkssprache praktisch erweisen wollten.

Wenn beide Sprachen nur lexikalisch verschieden wären, d. h. wenn sie nur im Gebrauche von Wörtern und Phrasen auseinandergingen, so wäre eine gegenseitige Annäherung und Verschmelzung nicht schwer. In der That aber stellt sich die konventionelle Schriftsprache auch morphologisch und syntaktisch auf einen anderen Boden. Hierdurch ist nach allem, was wir bis jetzt von Sprache und Sprachleben wissen, ein versöhnender Kompromifs ausgeschlossen.

Die Vertiefung der sprachwissenschaftlichen Erkenntnis ist auch hier nicht ohne Einflufs geblieben. Eine grofse Zahl von Gelehrten und Schriftstellern ist zu der Überzeugung gelangt, dafs die Grundlage jeder Schriftsprache die Rede des Volkes sein mufs. Wir dürfen selbst annehmen, dafs in der Theorie schon die Majorität der Stimmfähigen von der früheren Abneigung gegen die Vulgärsprache zurückgekommen ist.

Doch ist von der Theorie zur Praxis ein weiter Schritt, und die Einsicht scheint etwas zu spät zu kommen. Die Gebildeten haben sich nachgerade an jene vornehm affektierte Kunstsprache, die sie von Jugend auf überall gedruckt lesen und bei allen öffentlichen Kundgebungen hören, gewöhnt; jetzt fällt es ihnen schwer auf einmal mit ihr zu brechen. Sie werden die bösen Geister, die sie gerufen, will sagen, die altgriechischen Formen und Konstruktionen, auch die äufserlich nach hellenischer Art zugeschnittenen Gallizismen nicht mehr los.

Die Kontroversen über die Lösung der Frage haben kein Ende genommen, seit der Begründer der neugriechischen Literatur, Adamantios Korais, sie eröffnete. Auf die wechselvollen Phasen des langen Streites, dessen nähere Verfolgung auch sprachwissenschaftlich nicht ohne Interesse ist, können wir hier nicht eingehen. In den letzten Jahren ist für die konsequente Säuberung der Schriftsprache von ungriechischen Formen und Ausdrücken mit grofsem Eifer eingetreten Professor K. S. Kontos, der an seinem Kollegen G. Chatzidakis einen begabten Mitstreiter fand. Gegen Kontos und Chatzidakis wandte sich vor allem der lesbische Dichter D. Bernardakis. Leider wird die Wirkung seiner Streitschriften durch die leidenschaftliche Heftigkeit persönlicher Angriffe beeinträchtigt.

Mit grösserer Mäfsigung vertrat die Sache der Volkssprache der junge J. Psicharis, maître de conférences in Paris.

Der Hauptgrund der grofsen Verlegenheit beruht nach meiner Ansicht in einem Punkte, der in der Kontroverse bisher noch nicht erwähnt ist, nämlich in der chronologischen und kulturhistorischen Stellung des Neugriechischen. Ich will mich näher erklären. Die Begründung und Ausbildung der wichtigsten modernen Kultursprachen geschah in Epochen, die hierfür weit geeigneter waren als die Gegenwart. Sie geschah teils vor, teils während der grofsen Neuschaffung der Wissenschaften, sie ging Hand in Hand mit den mächtigen Bewegungen auf religiösem und sozialem Gebiete; sie begleitete die Ausbildung des modernen Bewufstseins.

Die Entwickelung dieser Sprachen hielt gleichen Schritt mit der Bildung der zahllosen neuen Begriffe. Für jedes neue Objekt, für jede neue Beziehung und Anschauung wurden sprachliche Ausdrücke eingebürgert. Dafs die Wahl häufig unglücklich ausfiel, schadete wenig; nachdem ein Wort eingeführt ist, dient es als Zeichen für den Begriff, wenn auch die etymologische Zergliederung die Unschicklichkeit dieses Zeichens erweisen sollte. Bei diesem mächtigen Bildungsprozesse verschmähten die Hauptsprachen nicht eine gegenseitige Anlehnung; wie die Wissenschaft selbst, so erhielt

auch ihr sprachlicher Ausdruck bis zu einem gewissen Grade einen gleichförmigen Charakter. Infolge dessen treffen wir bei aller Verschiedenheit der modernen Kultursprachen doch eine ungeheure Summe von Wörtern und Ausdrücken, ja selbst Anschauungen, die allen oder mehreren gemeinsam sind.

Der Bildungsprozefs ging langsam und in natürlicher Weise vor sich. Durch tausend verschiedene Quellen wurde die Sprache bereichert, jeder Schriftsteller trug in dem beschränkten Kreise seiner Stoffe ein Scherflein bei, und endlich brachten grofse Literatoren in das schwankende Gebilde einen festeren Halt. Sie schufen nicht die Sprache, wie man zuweilen etwas gedankenlos sagt, aber sie verwerteten die vorhandenen Hilfsmittel, befruchteten sie durch die überlegene Macht ihres Geistes und fafsten mit individueller Kraft die chaotische Masse zu einem harmonischen und übersehbaren Ganzen zusammen. Die wirklichen Thatsachen der Sprache wurden dabei fast stets als solche anerkannt, und pedantische Engherzigkeit erscheint in diesem vielseitigen Streben nur als eine Ausnahme. In solcher Weise bildeten sich die modernen Kultursprachen und sind, obschon durch die klassischen Literaturepochen für eine Zeitlang ein scheinbarer Abschlufs gebildet ist, in ebenso unmerklicher als unaufhaltsamer Weiterbildung begriffen.

In der inhaltsvollen Zeit, welche die Entwickelung, Bereicherung und Vertiefung der genannten Sprachen zur Reife brachte, fristete das griechische Volk, fast vergessen und verschollen, ein engbegrenztes, nur auf die tägliche Notdurft gerichtetes Dasein. Von der geistigen Riesenarbeit des Abendlandes drang kaum ein Schimmer nach Osten. Die Sprache diente dort dem Volke nur noch für die gemeinen Bedürfnisse des alltäglichen Lebens. So mufste sie immer dürftiger werden, während die Schwestersprachen des Abendlandes sich gerade damals zu ungeahnter Fülle emporschwangen. Das scharfsinnige Wort des grofsen Stagiriten „Οἷος ὁ βίος τοιοῦτος ὁ λόγος“, „Wie das Leben so die Sprache“, bestätigte sich auch hier.

Es ist vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, dafs mit diesem sprachlichen Verfalle etwas anderes gemeint ist als die morphologischen Veränderungen. Die formalen Neubildungen haben ihre Wurzeln in weit älterer Zeit, zum Teil im Altertume selbst, und sie vollzogen sich hier, wie in allen Sprachen, nach unwiderruflichen, immanenten Gesetzen. Sie thun auch der Schönheit und Ausdrucksfähigkeit der Sprache wenig Eintrag. Es handelt sich vielmehr um die Vertiefung und Verfeinerung des syntaktischen Baues, es handelt sich um eine unendliche Summe von Wörtern, Aus-

drücken, Phrasen, Metaphern, es handelt sich um die Mittel zur Bezeichnung intellektueller und moralischer Begriffe, politischer und sozialer Verhältnisse, geistiger Beziehungen, kurz um alle jene sprachlichen Factoren, welche erst durch eine reiche und mannigfaltige Bewegung im religiösen Leben, in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Industrie, in Gesellschaft und Politik hervorgebracht werden.

Als die Stunde der geistigen und politischen Wiedergeburt von Hellas schlug, stand das griechische Volk einer Welt von Objekten, Kenntnissen und Begriffen stumm gegenüber. Die wenigen Männer, welche mit der europäischen Kultur vertraut waren, versuchten das Wort zu finden, um dieselbe auch ihren Stammesbrüdern zu vermitteln. Die bäuerische Sprache des Umgangs schien den Meisten für so erhabene Zwecke ein untaugliches Werkzeug. Schon im späten Altertum, im ganzen Mittelalter, ja bis dicht vor die Schwelle der Neuzeit hatten zahlreiche Autoren ihre Sprache, bald mehr bald weniger geschickt, den berühmten Mustern der klassischen und hellenischen Zeit zu nähern versucht. Die Kluft zwischen der künstlichen Schriftsprache und der schlichten Rede des Volkes wurde immer gröfser, da die erstere stehen blieb, die letztere sich stetig veränderte. Der Literatur aber, die auf diesem künstlichen Mittel basierte, gebrach es

an der wichtigsten Bedingung, an dem Pulsschlag des Lebens. Es war deshalb ein verhängnisvoller Schritt, als auch die Begründer der jüngsten Literaturepoche trotz jener Thatsachen ihre Zuflucht zu dem verführerischen Reichtum nahmen, der in allen Phasen und Gattungen der alten Literatur aufgespeichert liegt; diese Anlehnung rächte sich jetzt noch bitterer als in der spätgriechischen und mittelalterlichen Epoche; denn die Volkssprache hatte sich im Laufe der Jahrhunderte noch weit mehr von dem altgriechischen Muster entfernt.

Alles, was die neue Kultur in sich begreift, wurde so gut als möglich auf den fast gänzlich ungepflügten Boden übertragen. Die private Schriftstellerei wetteiferte mit den Behörden, um zahllose Wörter und Ausdrücke, die anderswo mit den Dingen selbst entstanden waren, in fabrikmäſsiger Hast ins Griechische umzuprägen. Man glaubte die europäische Ideeenwelt genügend zu vermitteln, indem man sie, soweit nur möglich, buchstäblich übersetzte. Wörter und Begriffe sind aber meist durch Geburt und Lebenslauf so eigenartig miteinander verkettet, daſs jede äuſserliche Übersetzung oder Umschreibung miſslingt und doppelt miſslingt, wenn der Sprachbildner statt aus einem lebendigen Quell aus einer Sprache schöpft, die in längst vergangenen Zeiten ihren

Charakter erhielt und uns fremdartig gegenübersteht.

Auch anderswo werden Wörter aus älteren Sprachstufen neu eingeführt. Dahin gehören unter anderm alle jene Bildungen, welche der Franzose «mots savants» nennt. Der neufranzösische Reflex des lateinischen pietas ist pitié; dieses Wort ist echt romanisch und hat sich nach lebendigen Lautgesetzen aus dem Accusativ-Ablativ pietate-m gebildet. Später hat die Sprache für einen anderen Begriff auf künstlichem Wege das Wort pietas noch einmal verwendet und in der dem Original näher stehenden Form piété dem lebendigen Sprachstamm aufgepfropft. Derartige „gelehrte Wörter" finden sich wie im Französischen so auch in den ändern romanischen Sprachen; sie wurden seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften durch das wachsende Bedürfnis an Wortvorrat nach und nach eingebürgert. In anderen Kultursprachen wie im Deutschen und Englischen geschah etwas Ähnliches; da hier das einheimische Altertum zu wenig Brauchbares bot, wurde als Fundgrube ebenfalls das Lateinische, zum Teil das Griechische benützt. Hier liegen also verschiedene Schichten von sprachlichem Material übereinander; der neue Zuwachs legte sich so allmählich auf die schon vorhandene lebenskräftige Masse, dafs er alsbald fest mit ihr verwuchs und das sprachliche Bewufstsein durch

die Fugen zwischen den Teilen nicht gestört werden konnte.

Eines ist diesem Bereicherungsprozesse in den modernen Kultursprachen gemeinsam: die Wörter werden nicht in ihrer ursprünglichen Form aufgenommen und werden nicht nach der alten Weise dekliniert oder konjugiert; sie werden vielmehr in die Form der Sprache gepreſst, in der sie Eingang finden; sie werden lautlich und morphologisch dem Idiome assimiliert, in welchem sie fortan zum Leben berufen sind. Der Deutsche macht aus dem lateinischen identitas ‚Identität', der Franzose ‚identité', der Engländer ‚identity'. Nur durch diese formale Angleichung verwachsen die fremden Schösslinge mit dem Stamme zu einem Ganzen. Es gab allerdings eine Zeit, in der man die fremden Wörter auch nach fremdem Muster deklinierte und konjugierte, sodaſs man also nach dem Schema sprach: „Ich kann die identitatem dieser 2 idearum nicht verstehen." Dieser pedantische Makaronismus ist aber längst verschwunden und hat nur schwache Spuren zurückgelassen. Gegenwärtig erhalten die „mots savants" wie auch die Lehnwörter aus modernen Fremdsprachen meist eine Form, welche den Gebrauch derselben auch der groſsen Masse des Volkes ermöglicht. Der gemeine Mann, der das Wort „Idee" versteht und selbständig verwertet, braucht nichts von ideas oder idearum gelernt

zu haben. Er hört, dafs andere das Wort nach dem Muster von „Frau, Frauen" beugen, und es kann ihm nicht schwer fallen dasselbe zu thun.

Die soeben behandelten Faktoren sind nicht die einzigen, die bei der Entwickelung und Ausbildung der modernen Schriftsprachen thätig waren, ja nicht einmal die wichtigsten; doch mufsten gerade sie näher betrachtet werden, weil die meisten Thatsachen im Bildungsgange der neugriechischen Schriftsprache ihnen verwandt sind. Die modernen Hauptsprachen fanden, wie bemerkt, die richtige Weise, wie sie ihre Ausdrucksfähigkeit durch fremde Elemente ohne Gefahr für ihr eigenes Wesen erhöhen konnten. Ihr Beispiel fand leider bei den Griechen keinen Anklang. Sie hielten es für überflüssig, ja für unzulässig die Wörter, welche sie dem Altgriechischen entnahmen, der neugriechischen Form anzupassen. Die Gründe dieses Verfahrens liegen zum Teil in individueller Ueberzeugung, in der übermäfsigen Hochschätzung des Altgriechischen, auch in der allgemeinen Verachtung und in der geringen Kenntnis der Volkssprache; die Hauptursache aber ist, wenn ich nicht irre, tiefer zu suchen.

Während in den genannten Sprachen die Aufnahme fremder Elemente ganz allmählich erfolgte, während sie hier sozusagen auf organische Weise mit der lebendigen Sprache sich

verbinden konnten, wurde das Neugriechische in einer ganz unverhältnismäfsig kurzen Zeit mit einer erdrückenden Menge altgriechischer Wörter und Phrasen überschüttet. Der Import geschah viel zu schnell und viel zu massenhaft, als dafs die lebendige Sprache Zeit gefunden hätte, die ihr fremde Nahrung zu verdauen und in eigen Fleisch und Blut umzusetzen. Von dem Glanze der neuen Wortmassen geblendet, verlor die im Werden begriffene Schriftsprache gleichsam ihre morphologische Besinnung. Während in den Sprachen, die wir zur Vergleichung heranzogen, die eingeführten Wörter sich formal assimilierten, erfolgte im Neugriechischen das Gegenteil. Wie in der Fabel vom Igel und Maulwurf, gewann der Gast die Oberhand über den Hausherrn. Statt dafs man die altgriechischen Hilfstruppen wenigstens nach moderner Weise gewandete, d. h. sie der neuen Morphologie anbequemte, begann man umgekehrt die Vorräte der lebendigen Sprache nach altgriechischer Weise zu schmücken, d. h. man suchte sie den altgriechischen Regeln in Form und Beugung anzupassen. Ein Beispiel: Statt dafs man das aus dem Altgriechischen eingeführte συγγραφεύς nach dem neugriechischen βασιλιᾶς (= βασιλεύς) geändert und nach diesem dekliniert hätte, wurde umgekehrt βασιλιᾶς nach der alten Form reguliert; man schrieb nicht nur συγγραφεύς, sondern auch

βασιλεύς. Dieses Prinzip wurde mit mannigfachen Schwankungen, auf die ich nicht eingehen kann, in der gesamten Schriftsprache durchgeführt. Eine weitere Folge der archaistischen Manie war die rücksichtslose Verbannung der notwendigsten modernen Fremdwörter. Man sah nicht ein, dafs solch vornehme Abgeschlossenheit nur dann möglich und berechtigt wäre, wenn die Griechen alles Neue in Religion, Kunst, Wissenschaft, Handel, Industrie und Politik aus sich selbst hervorgebracht hätten. Das auf diese Weise geschaffene, halb lebendige, halb tote Chaos fafste zwar im schriftsprachlichen Bewufstsein der Gebildeten einigermafsen Wurzel, konnte aber unmöglich in das lebendige Empfinden des Volkes übergehen. Es entstand jener in sich unwahre Zustand, an dem heute die neugriechische Schriftsprache leidet und den jeder schwer empfindet, der auch nur eine Zeile Neugriechisch zu schreiben unternimmt.

Das Übel liegt tief. Kommando und strenge Vorschriften helfen nichts. Die von manchen ausgesprochene Meinung, durch Begründung einer Sprachakademie könne der Verwirrung gesteuert und ein lebensfähiges Mittel zum schriftlichen Ausdruck gleichsam dekretiert werden, ist gänzlich chimärenhaft. Auch theoretische Streitschriften können zur Heilung nur indirekt beitragen. Eine wirkliche Besserung

mufs sich im Laufe der Zeit auf natürlichem Wege ergeben. In welcher Weise sie zu Stande kommen wird, darf der gröfste Sprachphilosoph nicht zu bestimmen wagen; frühzeitige Prophezeiungen sind in solchen Dingen am allerwenigsten angezeigt. Wenn wir aber täglich bemerken, dafs die aufrichtigen Bestrebungen der ganzen Nation der Sprache zugewendet sind, dürfen wir mit einiger Sicherheit hoffen, dafs ein guter Erfolg nicht für immer ausbleiben werde. Die Kraft der natürlichen Verhältnisse wird auch hier über alle Pedanterie und individuellen Eigensinn den endgültigen Sieg erringen. Erst dann wird die griechische Nation im wahren Sinne des Wortes leben und erst dann wird sie an der Kulturarbeit nach voller Mafsgabe ihrer Kräfte teilnehmen können.

Glücklicher als auf dem Gebiete der Sprache war die Thätigkeit der Griechen auf andern Feldern geistiger Arbeit. Volle Bewunderung verdient insbesondere die reiche Wirksamkeit, welche sie für die Bildung des Volkes entfalten. Dafs im Königreich Hellas die Anstalten für die Erziehung der Jugend unter dem Schutze der Regierung und geregelter Verhältnisse aufblühen, ist natürlich; staunenswert aber sind in der That die Erfolge, welche die griechische Rührigkeit unter dem musenfeindlichen Szepter der Osmanen zu erreichen verstand. Centrum und Ausgangspunkt all dieser Bestrebungen im

türkischen Reiche ist „der hellenische literarische Verein von Konstantinopel“. Im August dieses Jahres begeht die segensreiche Gesellschaft ihr fünfundzwanzigjähriges Stiftungsfest. Möge ihre Thätigkeit im Dienste der Humanität auch fürderhin wachsen, blühen und gedeihen!

Die Studienreise, deren äufseren Verlauf die folgenden Blätter schildern, wäre mir nicht möglich geworden ohne die Unterstützung, welche königliche Huld alljährlich jungen Archäologen zu weiterer Ausbildung gewährt. Das bayrische Fürstenhaus hat die den Beherrschern der Erde obliegende Pflicht, auch durch Förderung von Kunst und Wissenschaft ihre Völker zu erheben und dem Ideale der Menschheit näher zu führen, seit alter Zeit wohl verstanden und mit ernster Gewissenhaftigkeit erfüllt. Nicht zum mindesten war es unsere Wissenschaft, die sich der Gunst mehrerer Wittelsbacher zu erfreuen hatte. Keines deutschen Fürsten Name ist mit dem klassischen Altertum, mit der Geschichte der Archäologie und mit der Kunst überhaupt inniger verknüpft als der Ludwigs des Ersten von Bayern.

Die Zeit schien gekommen, ein Teilchen

des Dankes, den wir ihm schulden, abzutragen. Seit Monaten hat sich das bayrische Volk unablässig gerüstet, um Ludwigs des Ersten hundertsten Geburtstag würdig zu begehen. Ein glänzendes Freudenfest sollte das gesamte Leben, Denken und Thun des Monarchen in einer Reihe prächtiger, künstlerisch gestimmter Wandelbilder vor Augen führen. Opferwillige Begeisterung flammte von Herz zu Herz. Kein eitles Prunken despotischer Allmacht, keine Heerschau über gekrümmte Rücken: eine durch innere Notwendigkeit bestimmte That, eine echt menschliche Feier der Überzeugung, der Dankbarkeit und Liebe sollte des denkwürdigen Tages Inhalt und Lehre gereiften wie heranwachsenden Geschlechtern, denen, die das Geschick zur Herrschaft berufen nicht minder als den Unterthanen, ins Gedächtnis prägen. Kunst und Wissen vereinigte sich in geräuschloser aber emsiger Thätigkeit, um den grofsen Gedanken möglichst schön und möglichst getreu zu verwirklichen. Ohne Unterlafs tauchten neue Projekte auf, damit an der harmonischen Abrundung des Ganzen auch nicht das Mindeste vermifst werde.

Eine höhere Macht hat die wohlgesetzten Pläne zerknickt. Mit urplötzlicher Gewalt ist riesengrofs das Verhängnis über uns hereingebrochen. Statt des Festspieles ein Trauerspiel; ein Trauerspiel, so wahr, so vollständig,

so herzerschütternd, wie noch keines der erfindungsreiche Dichtergeist ersann! Statt eines Festzuges ein Leichenzug! Mit bebendem Herzen und bangen Sinnes stehen wir vor dem Grabe eines Königs. Die Trauer breitet ihre dunklen Schleier über das Land. Die Gedenkfeier, noch vor kurzem jedermann ein Gegenstand eifrigster Sorge, ist vergessen; Gram und Frohsinn fliehen sich wie feindliche Elemente. Die öffentliche Kundgebung, welche beabsichtigt war, ist in unbestimmte Ferne geschoben. Trotzdem darf der 25. August 1886 in Bayern nicht unbeachtet vorübergehen. Das öffentliche Fest wird sich in eine stille Feier des Herzens wandeln, und vielleicht mahnt uns gerade der Ernst der Zeit, an jenem Tage, von dem betäubenden Wirrnis der Gegenwart uns abwendend, Einkehr bei uns selbst zu halten, uns an dem geschichtlichen Bilde Ludwigs des Ersten zu erwärmen und aus der Betrachtung desselben einen Bruchteil der Überzeugung, der moralischen Kräftigung und der treuen Hingebung an das angestammte Fürstenhaus zu erholen, die uns jetzt vor allem not thut. Als Zeichen solch schweigenden Gedenkens möge den Manen des grofsen Königs dieses bescheidene Büchlein gewidmet sein.

Dem Volke, welches darin geschildert ist, schenkte Ludwig eifriges Studium und zärtliche Teilnahme. Sein Interesse für die Griechen ging

weit über die Grenzen akademischer Bewunderung. Er scheute sich nicht, den Höfen Europas entgegen, die Befreiung von Hellas mit seiner ganzen Macht zu fördern. Nicht weniger liebevoll unterstützte er, nachdem das grofse Werk gelungen war, die weitere Entwickelung seiner Schützlinge in Kunst und Wissenschaft. Als sein Sohn den griechischen Thron bestiegen hatte, entschlofs sich Ludwig, die weite und bei den damaligen Verkehrsmitteln nicht unbeschwerliche Reise nach dem Lande seiner Sehnsucht auszuführen; er unternahm auch eine Rundfahrt auf dem Archipelagus und besuchte sogar die Ebene von Troja.

Unglückselige Verwickelungen haben später das reine Verhältnis der Wittelsbacher zu Griechenland gestört. Wir erblicken jene Ereignisse noch nicht im Lichte einer unbefangenen Forschung; das aber können wir schon jetzt mit Sicherheit sagen, dafs der gröfste Teil der Schuld den eigennützigen Umtrieben einer fremden Macht und ehrgeizigen Plänen Einzelner zur Last fällt. Die gesunde Empfindung des Volkes war stets für Otto.

Als im Jahre 1843 die bayernfeindliche Partei in Griechenland ihr Haupt zu erheben begann, schrieb König Ludwig an Eynard: „Die Zeit wird kommen, ich zweifle nicht daran, wo man der Reinheit meines Strebens und

der kräftigen Hilfe, die ich zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit Griechenlands brachte, Gerechtigkeit widerfahren lassen wird. Der Irrtum des Augenblicks schwindet mit den Menschen und nur die Wahrheit bleibt schliefslich siegreich.“ Es ist über allen Zweifel erhaben, dafs dieses prophetische Wort sich in vollem Mafse erfüllt hat. Ich kann nicht umhin, öffentlich Zeugnis zu geben, wie Griechenland jetzt über Otto und seinen Vater denkt. Aus den Kundgebungen der Presse wie aus Privatgesprächen mit Angehörigen aller Kreise habe ich stets nur die Stimme aufrichtiger Begeisterung und tiefinnerlicher, geradezu zärtlicher Anhänglichkeit vernommen.

Vor dem nüchternen Auge des Staatsmannes, welcher Vorteil und Nachteil jeder Handlung mit kluger Besonnenheit abzuwägen pflegt, mag die Rolle, welche das Haus Wittelsbach in der drangvollen Zeit der Wiedererstehung und Neubegründung Griechenlands sich freiwillig auflud, wenig dankbar und arm an Gewinn erscheinen. Um so reicher ist dieser Abschnitt unserer Geschichte an jenen Erfolgen, die der mechanischen Berechnung verborgen sind. Solange uneigennützige Begeisterung für ideale Zwecke und selbstverleugnender Kampf im Dienste der Humanität als berechtigte Faktoren im Getriebe der menschlichen Dinge gelten, werden in der Weltgeschichte die Werke, durch

die der Edelsinn bayrischer Fürsten das junge Hellas schaffen half, als segensreiche, für die Sache der Kultur und Freiheit hochbedeutsame Aktionen verzeichnet bleiben.

München, im Juni 1886.

Dr. K. Krumbacher.

INHALT.

I.

II.

III.

IV.

V.

VI.

VII.

VIII.

IX.

X.

XI.

XII.

XIII.

XIV.

XV.

XVI.

XVII.

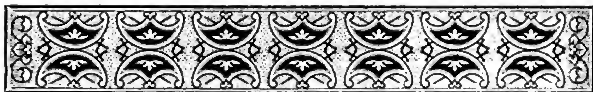
XVIII.

XIX.

XX.

XXI.





I.

Die Fahrt von Wien nach Athen ist heute schon so gewöhnlich geworden, daſs wir den Vorwurf der Blasiertheit nicht zu fürchten brauchen, wenn wir über diesen Teil einer Orientreise etwas schnell hinweggehen; und doch ist derselbe unter Umständen wichtiger, als unerfahrene Leute sich vorstellen. Die Art der vorbereitenden Einführung in eine merkwürdige, bilderreiche und durch die Geschichte hochgeadelte Welt ist ebenso bedeutend als für eine Oper die Ouverture, für ein monumentales Gebäude das Portal. Regnerisches Frostwetter, eine spieſsbürgerliche Gesellschaft und dergleichen mehr sind im stande selbst einen Menschen von groſser Widerstandsfähigkeit derart niederzudrücken, daſs er, endlich angekommen an der Stätte, „wo die Musen weilten“, sich nicht schnell genug wiederfindet und die ersten Eindrücke, die meistens die wichtigsten sind, sozusagen mit einem Stachel im Herzen aufnimmt.

Glücklich freilich diejenigen, welche über alle äufseren Zufälligkeiten sich hinwegzusetzen verstehen und ihres eigenen Wesens so sehr Herr sind, dafs sie wie mit mächtigem Zauberstabe sich sofort den richtigen geistigen Hintergrund bereiten können, sobald die ersehnten Bilder sich zeigen. Da ich zu diesen Auserwählten nicht gehöre, so pries ich doppelt die Vorsehung, welche mir die vorbereitenden Tage der Einweihung in die lang ersehnten Mysterien in jedem Sinne günstig erschuf.

Von Laibach nach Triest genoss ich noch, gleichsam als letzte Personifikation des alternden Europas, die Gesellschaft eines weiland österreichischen Husarenoffiziers, der, halb Wiener, halb Ungar, den gutmütigen, aber derben militärischen Haudegen vergangener Tage in unübertrefflicher Weise darstellte; seine Gesellschaft war kurzweilig, wurde aber zuletzt infolge der erbarmungslosen Aufdringlichkeit seiner Schnapsflasche etwas lästig. Schon in Triest wurde wie ein glückverheifsendes Vorzeichen ein sogar für die Bewohner einer Seestadt seltener Anblick gewährt; ein neues Schiff des Österreich-ungarischen Lloyds, der gröfste Dampfer der Gesellschaft, für die Reisen nach China bestimmt, wurde am Morgen unseres Abreisetages von Stapel gelassen. Majestätisch

glitt „Amphitrite“, der, wie ich hörte, in Jahresfrist ihr Gemahl „Poseidon“ folgen soll, über den riesigen, aus einem Wald von Stämmen aufgerichteten Unterbau, dessen Holzstücke trotz vorheriger starker Benetzung infolge der gewaltigen Reibung sofort in helle Flammen aufschlugen. Die ungeheueren Massen Fettes, mit welchen die Gleitbahn zur Erleichterung der Fahrt bestrichen worden war, lagen, nachdem der gewaltige Schlitten über sie hinweggesaust war, in fufsdicken Streifen in den Zwischenräumen der Holzpflöcke des Gerüstes. So wenig Beziehung ein Stapellauf zu einem Besuche der klassischen Stätten haben mag, so wirkte dieses Schauspiel doch in gewissem Sinne vorbereitend; in einem knappen Bilde stellte es lebhaft vor Augen, was menschlicher Geist und menschliche Erfindungskraft vermag; das erhebt die Seele und lockert den Boden für die Aufnahme jener Bilder, deren Gröfse und Erhabenheit nie übertroffen worden ist.

Endlich fahren wir auf einem der besten Lloyddampfer, begünstigt vom herrlichsten Oktoberwetter, die rauhe Felsenküste von Dalmatien entlang. Wie ein lieblicher Traum steht mir in der Erinnerung, wie schnell die langen Tage und die heiteren Abende in anregender Gesellschaft dahinflossen. Hatte das Auge am Anblick der vorübereilenden

Länder und Inseln sich gesättigt, so erfrischte manch fröhliches und ernstes Wort die Seele. Die Reisegesellschaft bestand zum gröfseren Teile aus Griechen und Griechinnen, zum geringeren aus Deutschen, Franzosen, Italienern und Engländern. Ich schlofs mich natürlich an das Volk an, dessen Land ich zu durchwandern beabsichtigte. Die Kenntnis der Sprache war mir hier, wie auf der ganzen Reise, ein Besitztum, dessen Wert ich nicht nur zum allgemeinen Studium von Land und Leuten, sondern auch in mannigfachen einzelnen Lagen schätzen lernte. Wenn das Verständnis der Rede des Volkes überall unberechenbaren Vorteil und Genufs verschafft, so ist das in erhöhtem Mafse der Fall in einem Lande, das noch so ursprüngliche Zustände hat wie der Orient.

Unter den Reisegenossen befand sich D. Bikélas, der bekannte Shakspeareübersetzer. Ich lernte in ihm einen Mann von reichen Kenntnissen und feinem Urteile kennen, dessen Bemerkungen über die gegenwärtigen litterarischen, politischen und materiellen Zustände Griechenlands stets neuen Stoff zu fruchtbaren Erörterungen gewährten. Er hat jüngst seine früheren kleineren Gedichte in einem Bande herausgegeben und den glücklichen Gedanken gefafst, von seiner Shakspeareübersetzung eine billige Volks-

ausgabe zu veranstalten, von der die ersten zwei Bände (Romeo und Julie und Othello) vorliegen; solche Unternehmungen haben für Griechenland, wo der Anschlufs an die Kulturnationen noch immer so locker ist, eine ganz andere Bedeutung als etwa bei uns; sie werden nationale Wohlthaten im höchsten Sinne des Wortes. Mit der Sprache, welche Bikélas in seiner Übersetzung anwendet, werden die sinnenden Gemüter, welche das Griechische wieder zu Xenophontischer Diktion zurückführen möchten, nicht zufrieden sein. Er hat nämlich mit richtigem Takte von dem Gebrauche der Kunstsprache Abstand genommen und ein Idiom gewählt, das in Form, Wortschatz und Konstruktion die lebendige, wenn auch veredelte Volkssprache wiedergiebt. Es ist interessant, zu beobachten, wie für eine Menge Shakspearescher Ausdrücke, welche in der mumienhaften Gelehrtensprache entweder gar nicht oder nur mit steifleinenen Periphrasen zu erklären wären, aus dem immer frischen Borne der volksmäfsigen Rede die trefflichsten Übersetzungen gewonnen wurden. Demselben Schriftsteller verdanken wir wertvolle Schilderungen des gegenwärtigen Zustandes einiger Provinzen des griechischen Königreichs („De Nicopolis à Olympie“, Paris, Ollendorf, 1885). An Stelle der übertrieben

optimistischen und lokalpatriotischen Auffassung, welche den Wert der meisten Schriften von Griechen über ihr eigenes Land herabdrückt, erfreut uns hier ein im ganzen unparteiisches Urteil, das auch die Schattenseiten nicht verschweigt.

Unter den erwähnten Griechinnen erregte vornehmliche Aufmerksamkeit eine junge Dame von ausgezeichneter Geistesbildung und den feinsten Umgangsformen; was aber noch mehr zur Bewunderung reizte, waren die edlen und echt griechischen Gesichtsformen, die in Marmor selten schöner gebildet worden sind. Man wird es einem jungen Archäologen verzeihen, wenn er so pedantisch war diese Gelegenheit zu eifrigen Studien über das griechische Profil zu benutzen. Auch die Ethnologie ging nicht leer aus, und mir schien es ein günstiges Omen, die alten Behauptungen von den bösen Vandalen, Skythen und Sarmaten, die den letzten Tropfen hellenischen Blutes von dem Erdboden aufgesogen haben sollen, schon vor meiner Ankunft im Lande selbst so glänzend widerlegt zu sehen. Mir waren die grofsen, dunkeln Augen, die feingeschnittene, ohne Einsenkung an die schöne Stirn ansetzende Nase und das wohlgeformte Kinn weit überzeugendere Momente, als die wütenden Ausfälle Fallmerayers und

verdrießliche Deutungen vereinzelter Stellen byzantinischer Chronisten. Und wie herrlich strömte erst die hellenische Rede, etwas sonor, aber angenehm aus ihrem Munde, freilich nicht homerisch und auch nicht attisch, aber doch griechisch. Aus so verschiedenen Faktoren können sich wissenschaftliche Überzeugungen zusammensetzen.

Leider läßt sich in der Forschung mit manchen Dingen, die sehr nützlich wären, nicht operieren. Unsere Ethnographie berechnet statistich die Prozentsätze der hellen und dunkeln Haare, zählt die blauen Augen und die braunen, nimmt ausgedehnte Schädelmessungen vor u. s. w.; ein wesentlicher Faktor aber, die allgemeine Form und sogar der Ausdruck des Gesichts bleibt unerreichbar. Und doch spielt auch er eine bedeutende Rolle, besonders bei Völkern, bei denen die gewöhnlich berücksichtigten Momente undeutlich ineinander fließen. Gerade was Griechenland betrifft, wird über diesen Punkt fast stets hinweggegangen; mit der allgemeinen und gänzlich unerwiesenen Bemerkung von vorzüglich südslawischen und albanesischen Typen ist natürlich nichts gedient. Vielleicht kommt ein späteres Geschlecht zu solcher Vervollkommnung der Photographie oder sonstigen Vervielfältigung guter Bilder und zugleich zu solcher Ver-

tiefung der ethnographischen Forschung, dafs für dergleichen Fragen genaue, gleichheitlich ausgeführte Porträts sämtlicher erwachsener Personen männlichen und weiblichen Geschlechts benützt und so die vorherrschenden Typen festgestellt werden können. Doch kehren wir von Utopien auf unser Schiff zurück.

Wir erblicken vor uns das erste Stück griechischer Erde, die Insel Korfu. In wundervoller Abendruhe lagert sich die ansehnliche Stadt zwischen den zwei Festungshügeln. Einige Reisende verlassen das Schiff und begeben sich nach der Quarantänestation, die aus einem Dutzend kleiner amphitheatralisch am Hügel hinaufziehender Häuschen besteht. Ein Boot nähert sich mit Tabak, Brot und anderen Nahrungsmitteln, welche namentlich für die sich selbst beköstigenden Passagiere dritter Klasse bestimmt sind. Das lebhafte, teils in griechischer, teils in italienischer Sprache geführte Markten um den Preis der Verkaufsobjekte gab einen Vorgeschmack ähnlicher Scenen, die der Fremde in allen Stapelplätzen des Orients mit Vergnügen beobachtet. Die heitere Gesellschaft des Verdecks, die bis jetzt zum gröfsten Teil aus italienischen, zum Eisenbahnbau nach Griechenland gehenden Arbeitern bestand, erhielt neuen Zuwachs

durch einige Griechen „aus dem Volk“ in malerischer, zerlumpter Landestracht. Ein Gespräch, das ich mit ihnen anknüpfte, belehrte mich, dafs sie aus Argyrokastro in Epirus kamen; sie waren nach Korfu übergesetzt, um nach Konstantinopel zu reisen, wo sie als Krämer oder Bedienstete ihrem Broterwerbe nachgehen. So ziehen aus den entferntesten Teilen des türkischen Reichs die jungen, unternehmungslustigen Leute nach der Hauptstadt, bis sie sich eine gröfsere Summe erworben haben; dann kehren sie in ihr Heimatsdorf oder auf ihre Felseninsel zurück und gründen sich einen Hausstand. Aufser Konstantinopel übt auch Smyrna, Alexandria und Athen eine bedeutende Anziehung aus. Nicht genug zu rühmen ist die schöne, altvererbte Sitte, dafs die Leute mit geringen Ausnahmen nach oft jahrelanger Abwesenheit endlich in ihre Heimat zurückkehren, das erworbene Vermögen und die gesammelten Erfahrungen mitbringen. Diesem Umstande ist es zu verdanken, dafs man selbst im kleinsten Orte, auf der elendesten Insel eine Anzahl von Leuten trifft, welche die Welt gesehen haben und geeignet sind, den Fremden in ihre weniger gewandte Umgebung einzuführen und ihm den ersten Verkehr mit der Bevölkerung zu erleichtern.

Einen sehr verwahrlosten Burschen, der sich unter den Neuangekommenen befand, fragte ich, ob er griechisch spreche. „Nein“, gab er zur Antwort, „romäisch“. Ähnlich erwiderte mir später in Rhodos ein Münzen verkaufender Mann auf meine Frage: „Bist du ein Grieche?“ — „Nein, ein Christ.“ Die alte Unterscheidung Christ, Türke, Jude ist dem Volke noch immer die wichtigste. Die Bezeichnung „Hellene“ und „hellenisch“ ist zwar im Königreich längst offiziell eingeführt, aber aufserhalb desselben nur den Gebildeten geläufig. Selbst wo das nationale Bewufstsein erwacht ist, bleibt die Bezeichnung Ῥωμηός oder Γραικός die fast einzig übliche. Unter „Hellene“ versteht das Volk, wofern es diese Ausdrücke überhaupt kennt, meist den Angehörigen des griechischen Königreichs oder den Altgriechen. So wurde mir in Aidin von einem griechischen Arbeiter auf die Frage, wie viele „Hellenen“ in der Stadt seien, geantwortet, „50—60“, indem er darunter die griechischen Unterthanen verstand; auf weitere Erkundigung sagte er: „Ja, Γραικοὶ sind wir an die 8000.“ Trotzdem ist kaum zu bezweifeln, dafs die Benennung „Hellenen“ durchdringe; doch werden darüber noch viele Generationen Rhomäer und Gräken ins Grab sinken. Der Name, den ein Volk sich selbst gegeben und

über ein Jahrtausend geführt hat, ist nicht so leicht beseitigt als irgend ein Terminus für eine Einrichtung oder der Titel eines Beamten.

Ehe wir die Anker lichteten, wurde uns ein Anblick, den ich nie vergesse. Die Sonne hatte sich gesenkt und ein mattes Abendrot umsäumte die schönen Linien der himmelragenden olivenbewaldeten Berge der Insel. In der Stadt, auf der alten Festung und in der Quarantänestation werden die Lichter angezündet. Ein Bild der wunderbarsten Ruhe liegt vor uns, und doch spricht sich hier ein anderer Charakter aus, als er den Abenden der deutschen Poesie eigen ist. Es ist eine klare und heitere Stille, ein seliges und sorgloses Entschlafen der Natur und des Menschen in ihr; jener süſse melancholische Schmerz, der unseren heimatlichen Sommer- und Herbstabenden immer neuen Reiz verleiht, fehlt hier. Unsere griechischen Reisenden schienen sich übrigens nicht viel um die schöne Natur zu bekümmern; sie versenkten sich bald in lebhafte Gespräche und bliesen unendlichen Cigarettendampf in die Luft. Es ist schwer und immer mit einer groſsen Verantwortung verbunden, allgemeine Urteile über ein Volk auszusprechen. Trotzdem darf kühn behauptet werden, daſs das Naturgefühl in

unserem Sinne wenigstens den heutigen Griechen fast gänzlich unbekannt ist. Erfahrene Deutsche, die lange im Orient leben und selbständige Beobachtungen anstellen können, haben mir diese Wahrnehmung mit völliger Übereinstimmung ausgesprochen, und ich selbst hatte auf der kurzen Reise häufige Gelegenheit, bald bei mehr, bald bei weniger Gebildeten dasselbe zu bemerken. Dafs auch die Italiener das Schwärmen für die Natur in unserem Sinne nicht kennen, wird allgemein zugegeben. Die Gründe davon liegen zum Teil in der südlichen Natur selbst, deren stets heitere Klarheit wie ein Werk der Plastik auf den Geist wirkt, das Gemüt aber nicht zu erreichen vermag.

Als das Schiff sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, sammelten sich mehrere Passagiere um unsere Damen. Die jüngste derselben, ein Mädchen von 9 Jahren, fügte sich hübsch in die Rolle einer Wahrsagerin und verkündete mit einer Sprachgewandtheit und einer Fülle der Ausdrücke, die bei ihrem Alter auffallend erschien, mehreren Herren das künftige Schicksal und die Art ihres Charakters. Ich kann leider nicht unerwähnt lassen, dafs die kleine Prophetin sich nicht ihrer Muttersprache, sondern des Französischen bediente, was ihr geläufiger zu sein schien als das Griechische. Die über-

mäſsige, oft sehr oberflächlich und auf Kosten der nationalen Ausbildung betriebene Pflege des französischen Wesens gehört zu den unangenehmsten Seiten der höheren Kreise in Athen, Smyrna und Konstantinopel. Doch wird die Entwickelung der neugriechischen Litteratur und die Vertiefung des nationalen Bewuſstseins diesen häſslichen Fehler ebenso sicher ausmerzen, als das in Deutschland im vorigen Jahrhundert geschah.

Des nächsten Tages trägt uns das Schiff an Zante vorüber; zwei italienische Glockentürme heben sich hübsch aus der Häusermasse hervor; etwas südlich von der Stadt erscheinen weiſsblinkende Dörfer; der Hauptreichtum der Insel aber, die blühenden Gärten und Ölwälder sind dem Auge gröſstenteils verborgen, da sie jenseit des ersten Hügelkammes liegen. Zur Linken ziehen die flachen Ufer des Peloponnes; weithin leuchtet im hellen Sonnenschein die mittelalterliche Burg Klarenza. Die berühmte Insel Sphakteria verdeckt uns die Bucht von Navarino, das furchtbare Grab der türkischen Flotte des Jahres 1827. Wir erblicken die venezianische Festung Methone; eine herrliche mit Häusern besäte und wohlbebaute Ebene breitet sich vor uns aus; zur Linken wird sie von der alten Citadelle, einem kräftigen Zeichen jenes meerbeherr-

schenden Freistaats, abgeschlossen; daran reiht sich die neue Stadt; über ihr schwingen sich die schönen Linien des fern abliegenden Berglandes. Die scharfen Umrisse der dunkeln Veste entschwinden unserem Auge erst, nachdem wir über die Insel Schiza hinaus gelangt sind. Bald erhält die Küste wiederum den für unser Auge so ungewohnten kahlen, öden Charakter, wenn auch die Berge da und dort durch dunkle Linien und helle Punkte belebt sind. Vorüber eilen wir endlich an den sonnebeglänzten, in durchsichtigem Gelbgrau leuchtenden Bergeshöhen von Messenien. Die vierte Reisenacht bringt uns über Cerigo hinaus, und schon in der ersten Morgenstunde des fünften Tages blickt uns Attika entgegen; zur Rechten der langgezogene Hymettus, vor uns der mächtige Pentelikon; über der Ebene lastet noch träger Nebeldunst, aber herrlich wie Cythere aus dem Wogenschaum leuchtet aus ihm die Akropolis mit ihrer Tempelpracht.

II.

Nach einigen Stunden lästiger Verzögerung befinden wir uns in der Quarantänestation Hagios Georgios. Ein Teil der Gesellschaft, nämlich die Franzosen und einige Deutsche, zieht es vor die Quarantäne an Bord des Schiffes zu überstehen. Die grofse Mehrzahl der Reisenden dagegen verläfst das Fahrzeug und bezieht als eine durch gemeinsames Schicksal eng verbundene Kolonie die steinige Pestinsel. Hagios Georgios ist ein dem Philologen und selbst dem Geographen von Fach kaum bekanntes, etwa ein Quadratkilometer grofses Eiland in der Strafse von Salamis, welches seine Bedeutung in der Geschichte der Menschheit nur dem Umstande verdankt, dafs es vor einigen Jahren als Quarantänestation eingerichtet wurde. Das erste Stück griechischer Erde, das wir hier betreten, wird na-

türlich mit liebevollster Sorgfalt erforscht; jeder Flecken scheint hier merkwürdig und bedeutsam. Das Eiland trägt in ausgesprochener Weise den Charakter der attischen und überhaupt der griechischen Landschaft an sich. Es ist ein durchaus felsiges, mit Steinen förmlich übersätes Terrain, von einigen zwerghaften Pinien, verkümmerten Mastixbäumchen und dürrem Gesträuch wenig belebt. Nur spärlich deckt da und dort Gras- und Blumenwuchs den ausgedörrten Boden. Gegen die Mitte der Insel steigt ein Hügel von mäfsiger Höhe an.

Das Gestade entlang ziehen sich die zahlreichen Häuschen der Quarantäne, quadratische Bauten aus roh behauenen Steinen mit etwas Kalkbewurf und Ziegeldach. Jedes Haus enthält zwei geräumige Zimmer, die mit einigen Feldbetten und einem Waschtische ausgestattet sind. Die Dichtigkeit des Daches läfst zu wünschen übrig; denn zwischen den ausgedörrten Sparren zeigen sich kleine Lücken, durch die man zur Nachtzeit die lieben Sterne betrachten kann. Doch ist das bei gutem Wetter nur erfreulich, und es müfste schon ein sehr heftiger Regengufs kommen, damit hier der zweite Vers des von einem boshaften Manne erfundenen Gedichtes sich bewahrheiten sollte:

Wer nie Pilaf mit Unschlitt afs,
Wer nie im Bett den Schirm aufspannte,
Wer nie beim Mangal frierend safs,
Der kennt dich nicht, o göttliche Levante!

Die Verteilung der Wohnräume, welche die Möglichkeit der Isolierung eines eventuellen Cholerafalles bezweckt, hat viel Angenehmes für sich. Die näher bekannten Reisegefährten nehmen ein Zimmer oder ein Haus für sich und herrschen darin frei wie in einer altererbten Heimstätte. Wir leben hier in patriarchalischer Sorglosigkeit, und die Thüren der Häuser stehen den ganzen Tag über offen. Von den Leidensgenossen ist nichts zu fürchten, und vor Gastrollen herumziehender Diebe ist kein Ort sicherer als eine hermetisch abgeschlossene Cholerastation.

In einem der Häuschen hat der Quarantänewirt seine Küche und ein Speisezimmer eingerichtet, wo wir uns zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten versammeln. Es war die erste Table d'hôte, an der ich mich behaglich fühlte. Die verschiedenen Ingredienzien der modernen Civilisation, welche ein solches Mahl einem normal organisierten Menschen so häufig unerträglich machen, stören hier nicht; das Ganze hatte stets den Anstrich eines ländlichen Picknicks. Griechische Nationalgerichte spielten eine grofse

Rolle — der Hauptgrund, der mehrere Reisende abgehalten hatte, das Schiff zu verlassen; wir aber ergötzen uns an den herrlichen Dolmades, an Pilaf und trefflichen Fischen. Die Eingeborenen trinken den herben Rezinatwein, die Neulinge ziehen den ungeharzten Rotwein vor. Die Unterhaltung wird nach griechischer Sitte sehr lebhaft geführt; besonders konnte ein junger Athener, der sich über die meisten Dinge der Welt mit blasierter Geringschätzung äufserte und ursprünglich die Quarantäne auf dem Schiffe überstehen wollte, seine geläufige Zunge nicht zur Ruhe bringen und erschütterte die Speisehalle unaufhörlich durch den Schall seiner kreischenden Stimme. Die als Argument gegen Fallmerayer erwähnte Griechin zeigte bei dieser Gelegenheit, dafs sie auch der englischen Sprache vollkommen mächtig war. In unserer Gesellschaft befanden sich nämlich zwei junge englische Priester, die nach Jerusalem pilgerten. Nach echt englischer Weise reisen sie, ohne irgend eine fremde Sprache, ja ohne auch nur französisch zu verstehen, bewegen sich aber trotzdem mit jener liebenswürdigen Ungezwungenheit, die von jedermann verlangt, dafs er englisch wisse. Da das Tischgespräch fast ausschliefslich griechisch geführt wurde, so wären sie übel daran gewesen, wenn nicht die genannte Dame als

freundliche Retterin erschienen wäre. Im übrigen lernte ich in den beiden Pilgern, die mit mir zusammen ein Zimmer bezogen hatten, wohlerzogene Leute kennen, deren feine englische Zurückhaltung zu der etwas vordringlichen Lebhaftigkeit der Griechen einen wohlthuenden Gegensatz bildete.

Einige Schritte unterhalb des Verpflegungshauses liegt die kleine Kapelle des heiligen Georgios, nach dem die Insel benannt ist. Ein seltsames, niedriges, ziemlich regelloses Bauwerk mit einem kleinen Glockenturm, ist sie, wie eine Inschrift verkündet, im September 1865 renoviert worden. Ihr Inneres schmücken einige jener steifen byzantinischen Bilder, deren unabänderliche Einförmigkeit den Reisenden im ganzen Orient verfolgt. Über dem Eingange der Kapelle ist eine Inschrift eingemauert, die den heiligen Georg folgendermaſsen anspricht: Χολέρας καθαρτήριον τὴν σὴν νῆσον προσήνεγκας τῇ Ἑλλάδι, τροπαιοφόρε. Εὐγνωμονοῦντες προσάγομέν σοι τὴν ἀνακαίνισιν τῆς ἐκκλησίας, τὴν ἀποβάθραν καὶ τὰς ὁδούς. Μηνὶ Σεπτεμβρίῳ ΑΩΞΕ (d. h. als Reinigungsort für die Cholera hast du Griechenland deine Insel angeboten, Siegreicher; aus Dankbarkeit widmen wir dir die Wiederherstellung der Kirche, die Landungsbrücke und die Straſsen. September 1865). Zu den man-

2*

nigfachen Bestrebungen der Griechen, ihre Sprache zu reinigen und das Altgriechische so viel als möglich dem allgemeinen Verständnis des Volkes näher zu bringen, gehört auch die Sitte, Aufschriften an öffentlichen Gebäuden und Denkmälern, Widmungsinschriften u. s. w. in altgriechischer Sprache zu verfassen, und in der That habe ich mich oft überzeugt, dafs selbst ungebildete Leute, wenn sie auch nur etwas lesen gelernt haben, an derlei Schriftzeichen nicht blöde vorübergehen, sondern sie mit ihren spärlichen Kenntnissen entziffern und zu verstehen suchen. Ein ähnliches Streben nach Purismus ist bekanntlich auch im Altertum zu bemerken, und noch in später Zeit treffen wir an abgelegenen Orten, wo der lautliche und syntaktische Verfall sicher schon weit vorgeschritten war, gut stilisierte und in der Formenlehre korrekte Inschriften. In der Litteratur ist diese stramme sprachliche Disziplin, dieses Festhalten am Alten in noch weit höherem Grade der Fall, und gerade dieser Umstand macht es uns so ungemein schwer, die historische Entwickelung des Griechischen zu verfolgen.

Fast hätte ich vergessen zu erwähnen, dafs die Regierung in einem der Häuschen eine Post- und Telegraphenstation errichtet hat. Überhaupt verdient die ganze Organi-

sation der Quarantäne ein uneingeschränktes Lob. Die Verpflegung ist gut und immerhin so billig, als man es unter solchen Verhältnissen erwarten kann (10 Frcs. täglich); die Betten sind von musterhafter Reinlichkeit; dafs es in den Zimmern von Ohrwürmern wimmelt, wird niemand, der südliche Länder kennt, dem Baumeister oder gar der Regierung zum Vorwurfe machen. Übrigens scheinen diese Tiere, vor denen wir in Deutschland so grofse Scheu haben und deren Schädlichkeit sogar in der bekannten Kindererzählung die Verwerflichkeit des Horchens an der Wand beweisen mufs, ganz ungefährlich zu sein; denn obschon an den Wänden unseres Gemaches und in unseren Betten die häfslichen Wesen sich in grofser Anzahl zeigten, fühlten wir uns nicht belästigt.

In der Frühe und gegen Abend begeben wir uns gewöhnlich auf naturhistorische und archäologische Entdeckungsreisen, und so klein der Bezirk unserer Wanderungen auch ist, so finden wir doch stets Neues. Von Altertümern ist allerdings wenig zu bemerken; in der Nähe des „Postgebäudes“ stehen zwei zerbrochene Säulentrommeln und einige Relieffragmente; eines derselben enthält ein gut gearbeitetes Gewandstück; ich plädierte natürlich sofort lebhaft dafür, dafs solche Dinge nach Athen geschafft wer-

den müfsten und nicht hier zu Grunde gehen dürfen; als ich später die Unmassen von Überresten plastischer Werke sah, die in Athen an verschiedenen Orten aufgestellt sind, begriff ich die vermeintliche Gleichgiltigkeit. Der Neuling möchte in jugendlichem Eifer jedes Skulpturfragment und jede Inschrift, die er irgend aufstöbert, im Museum sorgsam bewahrt wissen; bald aber vergifst er die heimatlichen Verhältnisse, wo die Rarität gefundener Altertümer natürlich jedes Stück in eine Sammlung schaffen heifst, und gewöhnt sich daran, über Säulentrommeln, Kranzgesimse und Triglyphen hinwegzuschreiten, ohne dafs sein Herz zu bluten anfängt.

Im westlichen Teil der Insel, mitten unter Zwergpinien und Gesträuch verborgen, fanden wir ein ziemlich ausgedehntes Trümmerfeld; die Grundmauern zweier Gebäude sind noch deutlich sichtbar; in der Nähe liegen einige zerbrochene Säulen ohne Kannelüren. Durch die glänzenden Erfolge, welche die deutschen Ausgrabungen in den letzten Jahrzehnten gekrönt haben, ermutigt, versuchte ich die Grundmauern etwas freier zu legen; da sich jedoch mein Spazierstock als ein für den gegenwärtigen Stand der archäologischen Ausgrabungswissenschaft ganz untaugliches Werkzeug erwies, so mufste ich

von dem Beginnen abstehen. Was hier im Altertum stand, ist gänzlich unbekannt; wir wissen nicht einmal den altgriechischen Namen der Insel. Ein andermal entdeckten wir einen förmlichen Berg vom Meere angeschwemmter Muscheln; weiterhin einen kleinen primitiven Kirchhof; drei aus rohen Steinen aufgebaute längliche Vierecke mit einem darin befestigten rohen Holzkreuz bezeichnen die Ruhestätte der hier Verstorbenen. Auf der westlichen Seite der Insel trafen wir ein kleines Wäldchen von Zwergföhren und Mastixbäumen. Die helle Farbe der Föhren bildet einen reizenden Gegensatz zu dem dunkeln Grün der Lentisci. Einige der Herren machten sogar die Entdeckung, dafs unser Miniaturwald ein Raubtier beherberge, nämlich einen kleinen Fuchs; wie derselbe auf die Insel, deren sonstige Fauna nur aus Ameisen, Käfern und Ohrwürmern zu bestehen schien, verschlagen worden ist, blieb uns ein Rätsel. Ein Reisegefährte bewaffnete sich am nächsten Tage mit einem Revolver, um sich das stolze Gefühl der Jagd auf einen Quarantänefuchs zu bereiten. Doch liefs sich das Tier nimmer sehen.

Birgt schon die Insel selbst so viel des Schönen und Lieblichen, so befriedigt noch mehr die herrliche Umgebung. Nehmen wir

den Standort bei der Kapelle, so erblicken wir vor uns die sonnenglänzende Strafse von Salamis, hinter welcher der breite Rücken des Hymettus aufsteigt; zur Rechten schliefst die Hügelreihe der Insel Salamis das landschaftliche Bild; zur Linken erscheinen die mächtigen Berge von Scarmanga und Daphni. Von der entgegengesetzten Seite der Insel aus erblicken wir die Werfte der griechischen Marine mit verschiedenen Arsenalen und Werkstätten. Besonders genufsreich war es, den schönen Wechsel in der Färbung des Hymettus zu beobachten; in der Frühe war er in düsteren Nebel gehüllt, das Meer von dunkler und unbestimmter Farbe; plötzlich tritt die Sonne aus den Wolken hervor und verändert mit einem Schlage die ganze Landschaft; der Hymettus taucht sich in die herrlichsten Tinten, das Meer spielt in mannigfachem Grün und selbst die Höhen von Salamis beleben sich. Was dem an deutsche Landschaft Gewöhnten besonders auffällt, ist sowohl des Tags als besonders des Abends die absolute Stille; kein Herdengeläute, keine Schalmei, kein Vogel läfst sich hören. Als einzige Unterbrechung klangen abends zuweilen die Töne der griechischen Hymne von der Schiffswerfte zu uns herüber.

Die Passagiere, welche vorgezogen hatten, die Quarantäne auf dem Schiffe zu über-

stehen, besuchten uns zuweilen und fanden natürlich den Aufenthalt auf dem Schiffe besser und komfortabler als den auf der Insel; umgekehrt rühmen wir ihnen gegenüber die mannigfachen Annehmlichkeiten des Robisonschen Lebens auf unserer kleinen Domäne. In der That ist die Wartezeit auf dem Schiffe, wo der Reisende wie in einem Gefängnisse eingeschlossen ist, weit lästiger als auf der Insel. Zwar haben die Reisenden die Erlaubnis, die Insel zu besuchen; doch müssen sie nach den Quarantänebestimmungen vor Einbruch der Dämmerung zurückkehren, während wir Inselbewohner schon früh unseren Morgenspaziergang machen und auch abends, solange es beliebt, auf fester Erde wandeln können. Der Freund der Natur findet reiche Befriedigung und wird nicht müde die Pflanzen und Mineralien, die hier sind, zu suchen und zu studieren. Auch die ökonomische Rücksicht, welche für die meisten Reisenden immerhin bedeutend in die Wagschale fällt, spricht für die Landquarantäne, da in derselben die Verpflegung fast noch einmal so billig ist als auf dem Schiffe. Die Beamten unseres Schiffes agitierten allerdings schon vor unserer Ankunft im Piräus sehr lebhaft für das Verbleiben an Bord; ob sie dabei von irgend einem persönlichen Interesse geleitet wurden

oder bona fide die griechische Landquarantäne für unerträglich hielten, kann ich nicht entscheiden. Wer freilich an allen Komfort des Lebens und an eine durchaus europäische Kost gewöhnt ist, wird besser thun an Bord des Schiffes zu bleiben, wo die verwöhntesten Ansprüche des Gaumens und der Bequemlichkeit befriedigt werden; wer dagegen den Wert des Geldes zu beachten gezwungen ist und sich auch nur einigermafsen in neue Verhältnisse fügen kann, dem ist entschieden zu raten, sich dem ungefährlichen Boden der Pestinsel anzuvertrauen.

So unangenehm eine Quarantäne wegen des mit ihr verbundenen Zeitverlustes immer ist, und wie lästig solch unfreiwilliger Aufenthalt vor den Thoren der geistigen Hauptstadt der Welt insbesondere scheinen mag, so hatte diese Wartezeit doch auch manches Gute für sich. Nach der langen und an Eindrücken verschiedener Art reichen Reise haben wir einen Ruhepunkt gefunden und können uns sammeln zum vollen Genusse, der uns in Bälde erwartet. Wir vereinigen unsere Gedanken, geben uns von den Eindrücken der letzten Tage durch schriftliche Fixierung abschliefsende Rechenschaft und bereiten uns vor mit frischer Seele die heilige Stätte zu betreten, von der uns ein unversiegbarer Schatz der Schönheit und

Weisheit ausgegangen ist. Für den Gebildeten, der sich sein Leben hindurch mit dem Altertum beschäftigt hat, ist die Menge der Gefühle, welche ihn bei der Annäherung an die klassischen Stätten übermannen, erschütternd; die Seele wird geblendet durch das plötzliche Glück. Mit eigenen Augen erblicke ich Salamis und den Hymettus; ich nahe der Akropolis und dem Pentelikon. Die Gebilde einsamen Nachdenkens und heftiger Sehnsucht, die Gegenstände langjähriger Teilnahme, die Träume der Kindheit, die Ideale der Jugend stehen endlich in voller Sonnenpracht mir vor den Augen. Ich erblicke wirklich die Bucht, wo Griechen gegen asiatische Barbarenmacht siegreich kämpften; ich betrete den Boden, wo Perikles und Phidias, Äschylus und Sophokles wandelten; ich höre an Ort und Stelle die Nachklänge jener Zunge, deren sinnvolles Wort einst die Welt geistig beherrschte. Ein eigenartiges Hochgefühl überkommt die Seele und gleichzeitig gesellt sich ihm eine stille Wehmut; Thränen des Glückes rinnen über die Wangen; das, was ich nie gehofft und tief gesehnt, unendlich oft mir in den glühendsten Farben ausgemalt und selten als wirklich gedacht, steht lebendig vor mir, ist geworden. In solcher Stunde verlangt das Herz Ruhe und der Geist Sammlung.

Zum pragmatischen Studium der Objekte fühlt er sich noch nicht fähig und erst langsam erobert er sich wiederum jene Stimmung, welche zum Untersuchen und Lernen nötig ist.

Jahrelange Beschäftigung mit Detailuntersuchungen und die unvermeidliche wissenschaftliche Kärrnerarbeit entfernt nur allzu leicht von dem allgemeinen Standpunkt; unmerklich, aber sicher verlieren wir an frischer Begeisterung für das Ganze, was wir an Erfahrung im einzelnen gewinnen. Ein witziger Mann sprach einmal von einem durch Sachkenntnis getrübten Urteil; etwas Ähnliches läfst sich vom Enthusiasmus behaupten, der zwar immer der Ausgangspunkt für jedes ernste Streben ist, selbst aber im Laufe der Arbeit, wenn nicht verloren geht, so doch an seiner Reinheit und unmittelbaren Frische Einbufse erleidet. Auch ich hatte in den letzten Jahren, je mannigfaltiger und ernster die Ansprüche an Zeit und Arbeitskraft wurden, eine derartige Abnahme der frischen, dem Ganzen zugewendeten Liebe gefühlt; jene schwärmerische Neigung der Jugend, welche das Altertum als ein Ganzes um seiner selbst willen zu umfassen strebte, drohte mir abhanden zu kommen, je häufiger ich in die Untersuchung und gewissenhafte Analyse des Ein-

zelnen vordrang. Eine wahrhaft opiumartige Wirkung scheinen mir in dieser Beziehung die Masse der über die Autoren und die Altertümer verfaſsten Monographieen, die „Besprechungen“, grammatischen Detailuntersuchungen, die kritischen Apparate, die Kollation von Handschriften und ähnliche Dinge auszuüben, durch die ein Philologe sich heutigentags gern oder ungern durcharbeiten muſs, wenn er anders nicht in völlig receptiver Zurückhaltung verbleiben will. Wie freudig ist meine Überraschung, da ich sehe, daſs jenes allgemeine Interesse, das immer das Höchste sein muſs, nur eingeschläfert, nicht getötet war; mit einem male beim Anblick der ehrwürdigen Stätten fühlt die Seele sich wie neu geschaffen und vermag mit ungetrübter Freudigkeit die Fülle der Erscheinungen zu schauen.

Die kleinen Dinge, welche an das 19. Jahrhundert und seine Verderbnis erinnern, stören nicht. Der Besorger unserer Zimmer verlangt ohne Ceremonien von mir eine Cigarre und erinnert mich ziemlich unzart an das Trinkgeld, das ihm und keinem andern gebühre. Doch was schadet das? Würde ein antiker Quarantänesklave, der um die Notdurft seines Lebens zu kämpfen hatte, anders gedacht und gethan haben? Ich begreife nicht, wie manche Reisende sich so-

viel über derartige Dinge aufhalten und sich durch dieselben sogar den reinen Genuſs des Wanderns verkümmern lassen. In der „Frankfurter Zeitung“ las man vor einiger Zeit (Dezember 1884) die gewissenhafte Beschreibung einer Reise nach Griechenland. Der Verfasser, welcher unter Anderm dem Leser genau vorrechnet, wie viele Jahre vor 1884 Xerxes bei Salamis schmählich besiegt worden ist, gerät ganz auſser sich, indem er auf die Landung im Piräus und das angebliche Raubsystem der Bootführer, der Wagenlenker, der Hotelvermittler und des städtischen Zollamtes zu sprechen kommt. Sogar in Italien sei ihm solches nicht vorgekommen. Wer freilich den naiven Fremden gar zu sehr hervorkehrt, wird auch in Griechenland geschröpft, um so mehr, je unkundiger er der Sprache ist. Es ist aber eine unüberwindliche Gewohnheit geworden, in diesen Dingen aus einzelnen Fällen allgemeine Schlüsse zu ziehen. Es giebt Reisende, die vom Geschick verdammt scheinen, überall Hinterlist, Betrug und Erpressung zu erleben; wer bestimmt und gemessen auftritt, wird in Griechenland gewiſs nichts Schlimmeres erdulden als anderswo; ich habe persönlich in Italien weit ungünstigere Erfahrungen gemacht, womit ich aber kein allgemeines Urteil begründen will.

Am vierten Tage unserer Gefangenschaft schlägt endlich die Stunde der Erlösung. Ein kleines Dampfboot nimmt die ganze Kolonie auf und bringt uns schnell nach dem Piräus.

III.

Kaum in Athen angekommen, fand ich einen griechischen Studienfreund, mit dem ich noch an demselben Abend eine orientierende Wanderung durch die Stadt der Pallas unternahm. Wir besuchten das sogenannte Psirí, d. h. das älteste Viertel der Neustadt, das in seinen Bewohnern und Häusern eine Vorstellung von dem Zustand der Stadt gewährt, wie sie nach dem Freiheitskrieg zuerst am Abhang der Akropolis hin aus den Ruinen emporwuchs. Hier trifft man noch echte Altathener, d. h. Nachkommen der Leute, welche Athen schon vor dem Freiheitskrieg bewohnten. Die neueren Stadtviertel beherbergen bekanntlich eine zusammengewürfelte Bevölkerung, die seit der Erhebung Athens zur Hauptstadt aus allen Teilen Griechenlands und der Türkei zusammenströmte. Mein Freund führte mich in eine jener unvergleichlich poetischen, urwüchsigen Weintavernen, an welchen die

ältern Stadtteile so reich sind. Der Weinwirt, ein beleibter, sehr resolut dreinblickender, altangestammter Athener, setzte sich zu uns, und ich lernte in ihm in der That einen echt griechischen Typus kennen. Das Gespräch fiel, wie das selbstverständlich ist, sofort auf die Politik; das Charakteristische an den Auseinandersetzungen unseres Wirtes war, dafs er statt irgend einen einzelnen praktischen Punkt oder auch nur die in Griechenland im Mittelpunkt aller politischen Kannegiefserei stehenden Personalfragen zu berühren, die Erörterung rein theoretisch führte; allgemeine Wahrheiten, geschickt eingeworfene Sprichwörter, fliegende Worte u. dgl. bildeten den Kern seiner Reden, und das brachte er alles in einer so köstlichen volksmäfsigen und doch reichhaltigen Diktion vor, dafs es mir Überzeugung wurde, ein Kleon oder ein sonstiger Mann aus dem Volke im alten „veilchenbekränzten" Athen habe nicht anders gesprochen. Mein Begleiter versicherte mir, dafs dieser einfache Mann bei den Wahlen einen ganz unglaublichen Einflufs auf das ganze Viertel ausübe. Und ich verstand, was er meinte. Das Streben, jede Erörterung auf theoretische Sätze und allgemeine Prinzipien zurückzuführen, ist mir beim griechischen Volk oft aufgefallen; dem Reize, welchen diese Art in sich

birgt, thut es wenig Eintrag, dafs hierbei häufig die Disputation allen Boden verliert. Ich sprach einmal mit einem Griechen, der den Satz aufstellte, die Menschen seien am glücklichsten ohne Regierung und überhaupt ohne irgend eine staatliche Form; die menschliche Gesellschaft müsse sich durch ihre eigene Kraft zusammenhalten, indem jeder thue, was ihm gebühre. Ich glaube, dafs dieses wenn auch oft gänzlich sinnlose Theoretisieren jedenfalls für geistige Regsamkeit spricht, die nur der Schulung und Leitung bedarf, um fruchtbar zu werden.

Von Psirí wandelten wir in der mondhellen Nacht am Turm der Winde vorbei, den ich infolge der eigentümlichen, manche Teile in tiefen Schatten hüllenden Beleuchtung zuerst nicht wiedererkannte, hinaus zum Tempel des olympischen Zeus. Keine der mehr systematischen Wanderungen der folgenden Tage besafs für mich den Reiz dieses ersten Ganges beim Schein des durch Wolken halbverhüllten Mondes, der die ehrwürdigen Denkmäler mit märchenhaftem Zauberlicht übergofs.

Die nächsten Tage wurden, wie es sich gehört, dem geordneten Studium der Altertümer und Museen gewidmet; doch kann ich diese Dinge um so leichter übergehen, als sich gegenwärtig jedermann aus land-

läufigen Werken und aus den Publikationen der archäologischen Institute über die Reste des Altertums unterrichten kann. Die Warnung, keine Eulen nach Athen zu tragen, ist hier völlig am Platze. Weniger bekannt als die Altertümer ist eine moderne Anstalt, die, wie mich bedünkt, ebenso grofse Bewunderung verdient als marmorprangende Tempel und herrliche Götterbilder. Es ist kein Werk der Kunst oder Wissenschaft, wovon ich dem Leser erzählen will, es ist eine schlichte Stätte der Menschenliebe. In dem Erdgeschofs des Gebäudes der litterarischen Gesellschaft Parnassos versammelt sich alle Abende eine Schar von Schülern, um in den Elementarfächern unterrichtet zu werden. Schon die äufsere Erscheinung unterscheidet diese wifsbegierigen Knaben von Zöglingen anderer Anstalten; hier sehen wir kein von sorgsamer Mutterhand geplättetes Hemd, kein eben der Hand des Schneiders entsprungenes Höschen oder Röckchen; in ärmlichem, wohl von einem gröfseren Kameraden ererbten Gewand lauscht aufmerksam dem Wort des Lehrers der arme Knabe, der nach Athen gekommen ist, um durch Verkauf von Zeitungen, durch Schuhputzen und ähnliche Beschäftigungen sich eine Existenz zu gründen. Um das zu ver-

stehen, mufs man wissen, welche Rolle die genannten Erwerbszweige in Griechenland spielen; es ist nicht zu viel behauptet, wenn ich sage, dafs es in Athen mehr Strafsenschuhputzer giebt als in sämtlichen Städten Deutschlands; schon in Neapel fällt diese Industrie dem Fremden auf; in Athen aber bilden die Schuhputzer eine völlige Klasse der Gesellschaft. Wie oft sich ein Athener täglich die Fufsbekleidung reinigen läfst, während er im Kaffeehaus über Politik spricht und zahllose Cigarretten „trinkt", vermag ich nicht zu berechnen; ich weifs nur, dafs vor jeder Kaffeeschenke mehrere kleine Ritter von der Schuhbürste, die gleichzeitig meistens die Zeitungsmappe unterm Arm tragen, lauern und stets zu thun finden. Der ungeheuere Schmutz und Staub Athens macht auch in der That ein wiederholtes Reinigen der Schuhe notwendiger als anderswo. Zu den stereotypen Rufen, welche in Athen überall in die Ohren schlagen, gehört das weitschallende „Lustro", womit der Schuhputzer herbeigerufen wird. Die meisten dieser Knaben kommen aus armen Gegenden des Peloponnes, besonders aus Dimitsana; sie unterstehen wohl zuweilen einem Unternehmer, dem sie das täglich verdiente Geld abzuliefern haben, wofür er ihnen Wohnung, Nahrung und Lohn giebt; andere machen

sich früh selbständig und betreiben ihr Handwerk auf eigene Faust.

Um die geistige und moralische Ausbildung dieser immer zahlreicher werdenden Fremdlinge bekümmerte sich ursprünglich niemand; dafs das Interesse der Dienstherren ein rein materielles ist, versteht sich von selbst, und wer sollte sich sonst um den zerlumpten Buben annehmen? Nun hat die Gesellschaft Parnafs den grofsen Gedanken gefafst, für die Zukunft dieser Knaben durch Errichtung von Armenschulen (σχολαὶ τῶν ἀπόρων παίδων) zu sorgen. Durch die Opferwilligkeit vieler Mitglieder der Gesellschaft und durch die selbstverleugnende Hingabe guter Lehrkräfte ist es gelungen, mit anfänglich kleinen Mitteln schon grofsen Segen zu stiften. Nach dem Vorbild der Mutteranstalt in Athen sind auch in den übrigen gröfsern Städten des Königreichs ähnliche Schulen errichtet worden. Neuerdings hat man in Athen unter die Lehrfächer auch Instrumentalmusik aufgenommen und damit schon gute Erfolge erzielt. Was an diesen menschenfreundlichen Stiftungen besonders auffällt, ist der Umstand, dafs, wie die Schulen selbst aus freiwilligen Beiträgen errichtet und erhalten werden, so auch der Besuch derselben ein freiwilliger ist. Für die Thätigkeit der Polizei und des Staatsanwalts ist

hier kein Feld; aus eigenem Antrieb inskribieren sich die wifsbegierigen Knaben, von denen jeder, was er auch immer später wird, jedenfalls auf den Ruhm eines „selfmad man“ Anspruch erheben kann.

Auch durch andere Einrichtungen wirkt der Parnass für die Verbreitung der Volksbildung. Im Winter werden im Vereinslokal wöchentlich populäre Vorträge gehalten, an denen sich die tüchtigsten Vertreter der Wissenschaft in Athen beteiligen. Die Zeitschrift „Parnassos“, welche schon den achten Jahrgang erreicht hat, giebt Zeugnis von den wissenschaftlichen und praktischen Bestrebungen der Gesellschaft. Das mir vorliegende Heft vom Januar 1885 enthält einen Abrifs der Geschichte der Mathematik in Griechenland von Prof. N. Hatzidakis, einen Teil einer Übersetzung des Werkes von Juliette Lamber über die zeitgenössischen griechischen Dichter, einen trefflichen Aufsatz von Frau Lascaridu über das Fröbelsche Erziehungssystem, eine topographische Abhandlung von Petris über Nikopolis, verschiedene interessante Miscellen aus dem Gebiete der Numismatik und Archäologie, endlich einen Rechenschaftsbericht über die Thätigkeit der Gesellschaft. Aus letzterem erfahren wir unter anderem, dafs ein zu Gunsten der genannten Schulen in Athen ab-

gehaltener Ball eine Einnahme von 3878 Frs. ergab, eine Summe, die sich mit den bei ähnlichen Festen in Deutschland erzielten wohl vergleichen darf. Eine Wohlthätigkeitsvorstellung im Theater zu Hermupolis ergab 1000 Frs. In den Abendstunden versammelt sich gewöhnlich in den Gesellschaftsräumen des Hauses die Elite des gebildeten Publikums in Athen. Ich verdanke diesen Zusammenkünften die Bekanntschaft mehrerer Schriftsteller und bedeutender Gelehrter. Wenn wir nicht irren, liegen in dieser Gesellschaft, die neben den wissenschaftlichen gegenwärtig auch praktische Zwecke verfolgt, die Keime einer künftigen griechischen Akademie, für welche durch die fürstliche Freigebigkeit des Baron Sina ja schon längst eine glänzende Heimstätte geschaffen ist.

Später hatte ich Gelegenheit noch andere Bildungsanstalten in Athen näher kennen zu zu lernen. Unter diesen ragt besonders hervor die nach ihrem Stifter benannte Anstalt „Arsakion". Sie enthält ein Lehrerinnenseminar, mit welchem eine grofse Mädchenschule verbunden ist. Die Schule hat über 1400 Zöglinge. Der vollständige Lehrgang umfafst 10 Jahre; die ersten 6 verteilen sich auf das sogennante πρότυπον, die Volksschule, die weiteren 4 auf das διδασκαλεῖον, d. h. die

Schule zur Ausbildung der Lehrerinnen; aus ihr geht jährlich eine Reihe von Lehrerinnen hervor. Nicht nur die Mädchenschulen innerhalb des Königreichs beziehen von hier ihre Lehrkräfte, sondern auch die Schulen in den entlegensten Teilen der europäischen und asiatischen Türkei. Für die Schülerinnen, welche nicht in der Stadt wohnen können, ist ein Internat eingerichtet. Die Lehrzimmer, Speise- und Schlafsäle sind ganz ungewöhnlich hoch und luftig. Die technische Leitung der Schule untersteht einer Schweizerin; im übrigen ist die Anstalt einem Ausschufs angesehener Bürger anvertraut, welche die Verwaltung besorgen; einer dieser „Ephoren", ein freundlicher alter Herr von ganz deutschem Wesen, zeigte mir mit aufopfernder Bereitwilligkeit die ganze Anstalt; auch wohnten wir dem Unterricht in mehreren Klassen bei. Ich schied von der Schule mit der Befriedigung, welche uns die Bekanntschaft mit einem wohlbestellten, dem Ideal dienenden Menschenwerke gewährt.

Die gute Einrichtung der Knabenschulen kann bei weitem nicht in dem Grade als Mafsstab für den Fortschritt und die Civilisationshöhe einer Nation gelten als die Bildungsanstalten für Mädchen. Dafs für die männliche Bevölkerung, welche in die feindliche Welt hinaus mufs, gesorgt wird, gehört

gleichsam zur ersten Notdurft des Lebens; wenn aber auch für Mädchen, welche bestimmt sind im stillen Kreise der Familie zu wirken, allgemein eine höhere Bildung des Geistes und Herzens angestrebt wird, so beweist das, dafs das Volk über die ersten Kämpfe mit der Existenz schon hinweg ist und anfängt neben den praktischen Zwecken auch ideale Ziele zu verfolgen; die Knabenschule ist Prosa, die Mädchenschule Poesie. Für die Nation aber ist die Sache von höchster Wichtigkeit; es werden so Generationen vorbereitet, deren Kindheit und Jugend unter dem Einflusse gebildeter Mütter stehen wird, und was das zu bedeuten hat, braucht nicht näher auseinandergesetzt zu werden.

Später besuchte ich noch das Töchterinstitut der Frau Lascaridu. Diese Anstalt hat einen andern Sinn als das grofse Arsakion; eine Privatschule, in erster Linie für die höheren Stände bestimmt, zählt sie nur 150 Zöglinge. Was aber den Charakter dieses Instituts wesentlich von dem Arsakion unterscheidet, ist, wie ein Deutscher gewifs mit Befriedigung konstatiert, das Fröbelsche System, das hier mit voller Konsequenz durchgeführt wird. Die geistreiche und hochgebildete Vorsteherin der Anstalt bemüht sich durch Wort und Schrift in Griechenland für die Verbreitung dieser Erziehungsmethode

zu wirken. Sie erklärte in der Gesellschaft „Parnafs", dem eigentlichen Mittelpunkt aller pädagogischen und litterarischen Bestrebungen Griechenlands, dieses System in einer Reihe von Vorlesungen, die teils für künftige Kindergärtnerinnen, teils für ein weiteres Publikum bestimmt waren. Aufserdem hat sie die Grundsätze Fröbels in einer Reihe von Schriften dargelegt und in griechischer Bearbeitung Fröbelscher Lehrbücher praktisch angewendet. Was ein einzelner Mensch, wenn er nur Verstand und Gemüt besitzt und mit unerschütterlicher Festigkeit auf das als richtig erkannte Ziel hinstrebt, erreichen kann, ist mir selten so klar geworden als angesichts der unermüdlichen und erfolgreichen Thätigkeit dieser Frau, die ebenso wohl einen ehrenvollen Platz in den Annalen der griechischen Geschichte verdient als die tapfern Helden der Freiheitskriege. Mit Beschämung gestand ich der Vorsteherin, dafs ich in Deutschland niemals mich bekümmert hatte, das Fröbelsche System genauer kennen zu lernen; in der That sah ich hier viele Einzelheiten der Methode, die mir unbekannt geblieben waren. Mit Vergnügen vernahm ich, wie die Vorsteherin mit einem Seitenblicke auf die oft allzu theoretische Tendenz unserer „höheren Töchterschulen" die körperliche Ausbildung und

die Entwickelung eines praktischen, häuslichen Sinnes als erste Forderung für eine Mädchenschule bezeichnete; trotzdem werden die theoretischen Fächer nicht vernachlässigt. Von fremden Sprachen wird Französisch und Deutsch gelehrt; in der deutschen Stunde, welcher ich beiwohnte, bewunderte ich das gute Verständnis der kleinen Texte, welche übersetzt wurden, noch mehr aber die vollkommen richtige Aussprache.

Da ich auf die griechischen Knabenschulen und Gymnasien später zu sprechen komme, will ich hier nur noch ein Wort über die Universität anfügen. Ich kann nicht behaupten, dafs ich hier ebenso gute Eindrücke empfangen habe als in den eben genannten Bildungsanstalten. Die Einrichtung guter Volksschulen kann, wenn die materiellen Mittel vorhanden sind, verhältnismäfsig leicht geschehen; hier liegt alles dem gemeinen Verständnis näher, und sie erwachsen auch aus dem Boden eines selbst noch nicht sehr gebildeten Volkes. Eine Universität dagegen ist nicht etwas, was man von heute auf morgen aus dem Nichts hervorrufen kann; sie bedingt eine organische Entwickelung aus dem Leben der Nation selbst und verlangt die Basis einer hochstehenden Kultur. Wie viele andere westeuropäische Einrichtungen, so wurde auch die Universität nach Grün-

dung des Königreichs als ein fertiges Institut aus Deutschland auf den fremden ungepflügten Boden übertragen. Die notwendigsten Voraussetzungen waren nur mangelhaft erfüllt; es fehlte weniger an geeigneten Lehrkräften als an einer genügend vorbereiteten Zuhörerschaft. Seitdem ist freilich vieles besser geworden; eine Reihe gut geleiteter Gymnasien in und aufserhalb des Königreichs schicken jährlich tüchtiges Material in die Hörsäle; daneben aber ist es unvermeidlich, dafs eine bedenklich grofse Zahl von jungen Leuten inskribiert wird, welche von der auf einer Univeristät vorauszusetzenden Stufe allgemeiner Bildung durch eine zu grofse Kluft getrennt sind, als dafs sie den gelehrten Fächern mit dem notwendigen Verständnis folgen könnten. Doch wird die Zahl der ungeeigneten Studenten sich gewifs vermindern, je mehr die allgemeinen Verhältnisse des mittleren Unterrichts geregelt werden. Unter dem letzten Ministerium (Trikupis) waren in dieser Hinsicht bedeutende Schritte geschehen; die seit 1836 nicht mehr revidierten Gesetze für die Mittelschulen wurden mit zeitgemäfsen Zusätzen versehen, und eine Reihe von Bestimmungen der neuen Organisation erhielt durch die Kammer gesetzliche Kraft. Als aber die von einem mit den deutschen Gymnasialver-

hältnissen wohlvertrauten Sektionschef, Herrn Nic. Politis, unermüdlich geförderten Arbeiten halb vollendet waren, erfolgte der Sturz des Ministeriums; alle höheren Stellen der Ministerien wurden nach griechischer Sitte mit neuen Beamten besetzt, die von den Arbeiten ihrer Vorgänger keine Ahnung hatten. Da das Ministerium Delijannis sich vor allem bestreben mufs, seinem Programm zufolge die Steuern zu vermindern und die Ausgaben einzuschränken, so wird voraussichtlich die Ausführung der begonnenen Schulreformen wieder in weite Ferne geschoben. Dadurch vor allem bringen die fortwährenden Ministerwechsel dem Lande so grofsen Schaden, dafs keine Regierung gröfsere Werke zu Ende führen kann, aus zwei Gründen: erstens verbraucht das Ministerium ein viel zu grofses Mafs von Kräften, um sich überhaupt einige Zeit zu halten, und zweitens ist eine ruhige und eine langsam überlegende Thätigkeit selten möglich, da das Schreckbild des baldigen Sturzes immer zu früh an die Thür pocht. Daher geschehen denn selbst die Arbeiten, welche zu Ende kommen, in übertriebener Hast. Die Opposition findet leicht einige Versehen, und das folgende Ministerium klammert sich an diese an, um womöglich die ganze Neuschöpfung umzuwerfen.

In den Kollegien, die ich besuchte, achtete ich nicht nur auf den Vortrag des Lehrers, sondern musterte stets auch die Zuhörerschaft. Sie machte den Eindruck einer sehr gemischten Gesellschaft. Man erblickt viele intelligente aufmerksame Gesichter, daneben aber ganz stupide Köpfe, die verlegen an die Wände glotzen. In einer Vorlesung bemerkte ich einen Studenten, der sich nicht einmal bemüſsigt fand seinen schmutzigen Hut abzunehmen. Besonders auffallend war mir das schlechte Aussehen der Studierenden, die fast durchwegs gelbliche und ausgehungerte Gesichter zeigen. Ein erfreuliches Zeichen ist es, daſs unter den akademischen Bürgern unverhältnismäſsig viele Theologen sind; es läſst sich demnach erwarten, daſs in den bisher völlig unwissenden Klerus allmählich ein besserer Geist kommen werde. In einer philologischen Vorlesung machte ich eine Beobachtung, welche die sprachlichen Zustände Griechenlands trefflich illustriert. Der Professor gab die wichtigsten Thatsachen des Gegenstandes als Diktat; hier gebrauchte er eine halb altgriechische, geschraubte Diktion; daneben erläuterte er sein Diktat durch eingestreute Bemerkungen in der gewöhnlichen neugriechischen Umgangssprache. Gleich als schäme er sich aber, dieses Idiom zu gebrauchen, sprach

er die Erläuterungen nachlässig und kaum verständlich, während er doch, solange er diktierte, ein volles und gesundes Organ bewies. Wenn das am grünen Holze geschieht, was soll am dürren geschehen?

IV.

Die Ungerechtigkeit, mit welcher griechische Verhältnisse beurteilt werden, indem man ohne weiteres den Mafsstab der europäischen Staaten auf sie anlegt oder gar von einem völlig absoluten Standpunkt ausgeht, ist häufig sogar bei den Äufserungen über Athen selbst zu bemerken. Und doch ist diese Stadt eine der merkwürdigsten Schöpfungen der Neuzeit, mit der sich nur amerikanische Dinge einigermafsen vergleichen lassen. Ich sage einigermafsen: denn Hinweise auf Amerika treffen deshalb nicht zu, weil in Amerika die gesamten Vorbedingungen günstiger waren als in Griechenland. In der Neuen Welt gingen die grofsen und schnell fertigen Gründungen menschenwürdiger Wohnplätze von einer gebildeten und wohlhabenden Bevölkerung aus; die Leute, welche dort Städte erbauten, waren mitten in Kulturstaaten aufgewachsen und waren mit den unzähligen Faktoren, aus

denen die moderne Kultur sich zusammensetzt, schon vertraut, mag nun ihre Wiege in Amerika selbst oder in England oder Deutschland gestanden haben. Die unermeſslichen Hilfsquellen des Landes streuten schnell befruchtende Reichtümer in die regsame Masse. Da konnte es nicht verwundern, wenn Städte wie über Nacht aus dem Boden wuchsen und in ihrem Gefolge eine Menge der groſsartigsten Werke moderner Industrie und Technik entstehen lieſsen. In Griechenland lagen die Verhältnisse in jeder Beziehung ungünstiger. Das Land war nach dem langen, mit beispielloser Erbitterung geführten Krieg völlig ausgesaugt, die Dörfer niedergebrannt, die Ländereien verwüstet; die alten Verkehrsstraſsen waren längst verschwunden und die Häfen durch die Lethargie der Regierung versandet; eine fast unheilbare Verarmung lastete auf dem Lande, wo einst selbst kleine Gemeinwesen, von Athen nicht zu reden, die Mittel fanden, ihren Wohnort mit prächtigen Tempeln, zahllosen Statuen und geräumigen Theatern zu schmücken. Zudem wurde der neue Staat durch die diplomatische Vorsicht auf einen zu kleinen und gerade den ärmeren Teil des griechischen Gebietes beschränkt. Der gröſste Teil der dünnen Bevölkerung war gänzlich unwissend und nur wenige hatten

von einem geordneten Stadt- und Staatsleben eine Vorstellung. Nach dem Ausgang des Krieges bestand Athen aus ein paar hundert Hütten, die zwischen den Cypressen der türkischen Friedhöfe sich kümmerlich an den unteren Abhang der Akropolis lehnten. Ich empfehle jedem, der mit schnellem Urteil über das heutige Athen fertig ist, die Schilderung zu lesen, welche L. Roſs in seinen „Erinnerungen und Mitteilungen aus Griechenland“ (S. 265 fg.) von dem damaligen Zustande der Stadt und ihres Hafens entwirft. „Wer im Jahre 1832 in den Piräus einlief, fand das schöne und geräumige Bassin öde und leer, und sah nur im innersten Winkel einige elende Kaike geankert. Nachdem er neben ihnen die Anker fallen gelassen, ritt er auf dem Rücken eines Schiffers ans Ufer, wo noch kein Hafendamm, keine Treppe die Landung erleichterte. Hier empfing ihn etwa ein Dutzend kläglicher, aus Erde und Brettern mehr zusammengeleimter als aufgeführter Hütten.... Mit Mühe verschaffte sich der Reisende ein paar Pferde, um sich und sein Gepäck nach der Stadt der Pallas hinauftragen zu lassen; in langsamem Schritt, auf einem holperigen, zur Winterszeit fast versumpften Wege zog der Reisende an mehreren Erdschanzen vorüber, die an die Begebnisse des Jahres 1827

erinnerten, gen Athen hinauf und erblickte von der kleinen Anhöhe bei Hagia Triada zuerst einen Schutthaufen, der die Stelle der Stadt einnahm.... Zwischen den Trümmern stehen Erdhütten und selbst Häuser, ja in der östlichen Hälfte der Ruinen ist schon eine kleine Stadt erbaut. Der Reisende sah sich nach einem bewohnbaren Privatlogis um, d. h. nach einem Zimmer, welches wenigstens einen Bretterplafond und ein mit Glasscheiben versehenes Fenster hatte. Solch luxuriöse Wohnungen waren damals in Athen noch sehr selten; und namentlich das Glasfenster wurde gewöhnlich erst im Mietkontrakt ausbedungen und von der vorauszuzahlenden Miete angefertigt.... Damals war es eine grofse Begebenheit, als der Admiral Malcolm von Malta für den Bau seines Hauses ein paar zweiräderige Karren schickte. Seit einem halben Menschenalter hatte man in Attika überhaupt kein Fuhrwerk gesehen, geschweige denn ein so vollendetes, und die Stadt war etliche Tage auf den Beinen, um sich des Wunderwerkes zu erfreuen u. s. w.“ Wenn wir aus dieser Beschreibung uns das damalige Athen lebhaft vorstellen und dann damit den gegenwärtigen Stand der Stadt vergleichen, so werden wir den Griechen die gerechte Anerkennung nicht versagen, dafs sie hier wahrhaft Grofses geleistet

haben; wir werden Nachsicht üben gegen die vorhandenen Mängel und es anderen überlassen, sofort ein Zetergeschrei zu erheben, wenn wir manche Einrichtung, die eine löbliche Polizei oder ein Kreis biederer Stadtväter bei uns schon längst — oder auch erst vor einigen Jahrzehnten — geschaffen, hier noch nicht finden. Lästig ist z. B. allerdings der Zustand der Strafsen, welche, zwar mit Fufssteigen versehen, aber noch nicht gepflastert, im Winter schmutzig, im Sommer unerträglich staubig sind; aber die sofortige Pflasterung einer Stadt von so grofser Ausdehnung würde viele Millionen verschlingen, und das Budget der Stadt ist ohnehin übermäfsig belastet. Der Fremde, der einen Besuch machen will, empfindet den Mangel eines Adrefsbuches; selbst wenn er ungefähr die Gegend erfahren hat, in welcher der Gesuchte wohnt, mufs er sich oft erst in einer Reihe von Häusern überzeugen, dafs der Betreffende da nicht wohnt, bis er endlich auf diesem etwas zeitraubenden heuristischen Wege vor die richtige Thür gelangt. Allein, er möge nicht ohne weiteres schelten; diese Stadt ist noch allenthalben mitten im Werden begriffen, neue Strafsen werden gebaut, andere erweitert und verändert, die von allen Seiten zusammenströmende Bevölkerung ist noch

nicht recht stabil — lauter Umstände, welche die Anlegung eines Adrefsbuches erschweren. Solche Dinge müssen sich eben nach und nach aus dem Bedürfnis und den Verhältnissen selbst heraus entwickeln.

Das Boulevard der Universität, die Stadionstrafse, der Konstitutionsplatz und viele andere der neueren Stadtteile würden jeder europäischen Residenz zur Ehre gereichen. Aber auch die Geschäftsviertel, wie die lange Hermes- und Äolusstrafse, haben stattliche Gebäude und eine Menge glänzender Kaufläden. Was den an europäische Städte gewöhnten Fremden im Anfang vielleicht unangenehm berührt, ist der Mangel an jenen über die Häusermassen ragenden kirchlichen oder weltlichen Bauten, welche einer von fern gesehenen Stadt die bestimmte Physiognomie aufdrücken. Die neueren Kirchen sind zwar grofs und haben stattliche Türme, aber keine derselben vermag wirklich zu dominieren. So sehr sind wir Sklaven unserer ästhetischen Gewöhnung, dafs wir das Fremde und Neue sofort nach den uns bekannten Verhältnissen zuschneiden möchten. In der That zeichnete ich mir bei meinen Spaziergängen öfter irgend einen typischen Dom in die Silhouette der Stadt; aber eben diese Versuche belehrten mich, wie grundlos das anfängliche Mifsbehagen war. Jedes

aus der Stadt mächtig emporragende Bauwerk würde einerseits die Akropolis beeinträchtigen, andererseits im ungleichen Wettstreit mit derselben die eigene Wirkung einbüfsen. Das Einzige, was hier herrschen und Charakter verleihen darf, ist eben der wie ein ewig treuer Beschützer der Stadt mächtig aufsteigende Burgfels mit seiner goldig leuchtenden Krone, dem Parthenon. Welch grofsartigeres und schöneres Wahrzeichen könnte eine Stadt besitzen!

An einem der ersten Novembertage beschlofs ich mit mehreren deutschen Fachgenossen den Pentelikon zu besteigen. Nachdem ich mich für das am Fufse des Berges gelegene Kloster Mendeli mit einem Empfehlungsbriefe vom Ministerium versehen hatte, fuhren wir nach Kephisia, wo wir abends 5 Uhr anlangten. Die Eisenbahn, welche jetzt diese herrliche Sommerfrische mit der Residenz verbindet, war damals noch nicht fertig gestellt. Nachdem uns der Schenkwirt, bei dem wir uns erquickten, die tröstliche Versicherung gegeben hatte, dafs wir den Pfad nach dem Kloster nicht finden würden, beschlossen wir einmütig seine Worte Lügen zu strafen, und begaben uns sogleich auf den Weg. Ein Bauer, den wir aufserhalb des Dorfes trafen, gab uns eine nähere Anweisung; leider er-

streckte sich dieselbe im wesentlichen darauf, dafs wir an einem Steinbruch vorbeikommen und dann immer — nicht rechts, nicht links —, wie er mit besonderem Nachdruck und lebhaften Handbewegungen wiederholte, sondern geradeaus gehen sollten. Sobald die Dunkelheit anbrach, hatten wir uns natürlich in den Radialthälern, die sich vom Fufs des Berges auf die Ebene ziehen, völlig verirrt; doch gingen wir dem Rezept des Bauern zufolge immer geradeaus über Stock und Stein, durch dorniges Gestrüpp uns mühsam windend. Endlich erblickten wir eine mächtige Baumgruppe, zwischen welcher ein weifses Gemäuer hervorleuchtete. Die Architektur des Gebäudes zeigte uns, dafs wir vor dem gesuchten Kloster standen. Nach vergeblichem Pochen an einem Thore und ebenso vergeblichem Suchen nach einem Glockenzuge entdeckten wir auf einer anderen Seite des festungsartig abgeschlossenen Gebäudes ein erleuchtetes Fenster und machten uns hier bemerkbar. Ein brummender Mönch erschien alsbald und erklärte auf unsere Bitten kategorisch, dafs zu so später Stunde kein Einlafs im Kloster gewährt werde. Erst als ich den Empfehlungsbrief an die Spitze des Regenschirms befestigt und ihn so dem Mönche übermittelt hatte, ging der Unbarmherzige

in sich und öffnete uns die Pforte. Indem er noch immer in den Bart brummte: „Aber zu solcher Stunde, zu solcher Stunde!“ führte er uns in das Fremdenzimmer und brachte Käse, Brot, Äpfel und Weinmost. Während meine Gefährten, um ihren unendlichen Durst zu löschen, mit Todesverachtung die harzige trübe Flüssigkeit tranken, hatten sich noch zwei andere Mönche eingefunden, fettstrotzende, schmutzige Gesellen; der eine bemerkte dem anderen mit einem aus Erstaunen und Schadenfreude gemischten Gesichtsausdruck: „Sie trinken ihn!“ Später erfuhr ich, daſs frischer Harzmost wenig genossen wird, da er Beschwerden des Leibes verursacht; daher die menschenfreundliche Bemerkung des Alten. Am nächsten Morgen wurde uns zur Führung ein Gendarm mitgegeben und schon vor Sonnenaufgang hatten wir den Gipfel erreicht. Leider war derselbe in dichten Nebel gehüllt und von einem rasenden Nordsturm umbraust. Erst nachdem wir eine Strecke abwärts gestiegen waren, bekamen wir den Dunstschleier über uns und erhielten wenigstens eine annähernde Vorstellung von der herrlichen Aussicht, welche bei völlig klarem Himmel der Pentelikon bietet. Ganz Attika mit Athen und dem Piräus, die Insel Salamis und Ägina, der Parnaſs und Kithäron tauchten aus dem Mor-

gennebel wie eine neue Schöpfung empor; die ferner liegenden Punkte blieben leider verhüllt. Unser Führer, mit dem ich wiederholt ein Gespräch anknüpfte, erwies sich als ein kluger, aber schlichter und nicht sehr gesprächiger Mann von einer Art, wie man sie bei jedem Gendarmen wünschen möchte. Auf dem Rückwege nach Kephisia kamen wir durch die modernen Marmorbrüche, wo eben ein ungeheuerer Block für den Transport nach Athen fertig gestellt worden war; wie ich hörte, war er für die dem Bildhauer Vitalis aus Syra zur Ausführung übertragene Statue Gladstones bestimmt.

Endlich hatte ich in Athen noch Gelegenheit, das Gefängnis der Schwerbestraften zu besuchen. Bekanntlich gehört das Gefängniswesen zu den wundesten Punkten des griechischen Staates, und trotz vieler Bemühungen ist es noch nicht gelungen, hier wesentliche Besserung zu schaffen. Die Gefängnisse stehen durchaus noch auf dem primitivsten Standpunkt, d. h. sie sind nichts anderes, als was ihr Name sagt, Räume, in denen Leute gefangen gehalten werden. Sogar der Grieche Bikélas sagt in den erwähnten Reisebriefen (S. 273): „Sur le chapitre des prisons nous sommes encore en plein moyen-âge.“ Von all den neueren Einrichtungen, welche eine geistige und sittliche

Hebung der Gefangenen bezwecken, ist nichts vorhanden. Wir trafen die Gefangenen in einem grofsen, rings von dem Gefängnisgebäude umgebenen und gegen die Strafse durch ein doppeltes Gitter abgeschlossenen Hofe, in dem sie sich während des Tages ergehen. Für eine regelmäfsige Beschäftigung wird nicht gesorgt; doch ist es den Leuten gestattet, kleine Schnitzarbeiten zu verfertigen und an das Publikum gegen Geld oder Tabak zu verkaufen. Dafs die Leute vornehmlich um Tabak bitten, könnte befremdlich erscheinen; aber den Griechen und Türken ist Tabak so unentbehrlich als das tägliche Brot. Ich sah einmal in der Nähe des Hadriansbogens einen der Arme beraubten Bettler an der Strafse sitzen; einige Arbeiter gingen — es war Sonntag — in heiterer Stimmung singend vorbei; da trat einer aus ihnen zu dem armen Krüppel und steckte ihm die eben angezündete Cigarrette in den Mund; der Arme hätte für das gröfste Geldstück nicht inniger danken können. Mehrere der Verbrecher versuchten daher, als sie unser ansichtig wurden, durch mitleiderregende Geberden und Worte zum Ankauf kleiner Nippsachen zu bewegen. Dieselbe Erlaubnis zu selbständiger Thätigkeit haben die Gefangenen in den türkischen Gefängnissen. In Rhodos sah ich später

einen Mann, der wegen Totschlags 12 Jahre im dortigen Zuchthause verbracht hatte; während dieser Zeit fertigte er eine große Sammlung hübscher Tabaksdosen aus verschiedenen Holzarten mit eingelegter Arbeit, die er nach seiner Freilassung im Hafen von Rhodos feilbot. Ich kaufte ihm ein Stück seiner hübschen Ware ab und befragte ihn über die Gründe seiner Gefangenschaft; seine Erzählung war mir dadurch merkwürdig, daſs sie aufs Haar den Aufschlüssen glich, welche die niederbayrischen Burschen zu geben pflegen, wenn sie sich wegen irgend einer Messerangelegenheit zu verantworten haben. „Wir tranken zusammen und waren lustig; auf einmal entstand eine Verwirrung; einer erhielt einen Stich; Zeugen sagten gegen mich aus, und so bekam ich 12 Jahre.“ „Tutto 'l mondo è fatto come la nostra casa“, sagt der Signor Pulcinello.

Interessant war das Studium der im Gefängnis versammelten Physiognomieen. Der Satz, daſs das Auge der Spiegel der Seele sei, schien sich hier wenig zu bewahrheiten, denn die meisten dieser Gefangenen, die alle schwere Verbrechen, wie Mord und Totschlag, verbüſsen, trugen, wenn auch scheue, so doch gutmütige Gesichter zur Schau, und von jenen ausgeprägten Schurkentypen, denen „man nicht gern in einem Hohlwege

begegnen möchte“, konnte ich hier wenig entdecken. Der Grund davon liegt wohl darin, dafs Griechenland, wie Bikélas richtig bemerkt, noch zu wenig civilisiert ist, um „Verbrecherklassen“ im eigentlichen Sinne des Wortes zu erzeugen. Eine Beleidigung, ein leidenschaftlicher Racheakt für vermeintliches oder wirkliches Unrecht, eine unglückliche Versuchung zur Bereicherung und andere spontane Anlässe sind es, welchen die meisten ihre Strafe verdanken; daher ist es auch leicht erklärlich, dafs das Volk den Verbrechern viel nachsichtiger gegenübersteht als bei uns, und geneigt ist, sie eher mit dem Gefühl des Mitleids als mit dem des Abscheus zu betrachten; dem Südländer liegt, wie jemand gesagt hat, der Gedanke viel näher, dafs auch ihm in einer bösen Stunde etwas begegnen könnte, was ihn mit dem Gesetz in Konflikt bringen würde.

V.

Am 5. November bestieg ich ein Schiff des Lloyd, um über Smyrna nach Patmos zu gelangen. Die Reisegesellschaft war diesmal nicht so anregend und zahlreich wie auf der Fahrt von Triest nach Piräus. Die meisten Passagiere waren griechische Kaufleute; von Europäern waren aufser einem archäologischen Freunde und mir nur noch zwei deutsche Kaufleute zu bemerken; Franzosen, Italiener, sogar die unvermeidlichen Engländer fehlten. Auf dem Verdecke befand sich eine aus Türken und Griechen gemischte Gesellschaft, unter der sich allerlei verdächtiges Gesindel umhertrieb. Wir befanden uns noch auf der Höhe von Ägina, als sich beim hellen Tageslichte eine Scene abspielte, die alles übertraf, was ich von spitzbübischer Frechheit erlebt habe. Wenn ein Schiff die Anker gelichtet hat und dem wilden Lärmen der gehenden und kommenden Boote entronnen ist, so pflegt sich der

Reisende völliger Sorglosigkeit hinzugeben, wie wenn er sich aus dem Gewühl des Bahnhofes endlich mit seinen Siebensachen glücklich in das Coupé gerettet hat und der Zug sich in Bewegung setzt. So dachte auch ein europäisch gekleideter Passagier erster Klasse, der nur durch das Fes sich als türkischer Unterthan verriet; er war, wie ich später von ihm erfuhr, seines Zeichens ein türkischer Bey aus Kreta und auf einer amtlichen Reise nach Adalia begriffen. Ohne Böses zu ahnen, ging er über das Verdeck, um die Maschine des Schiffes zu besichtigen. Plötzlich reifst ihm einer der hier herumlungernden Burschen mit einem gewaltsamen Griff die Uhr mit der goldenen Kette von der Weste; er hält den Thäter fest, derselbe ruft, nicht er sei es, sondern ein daneben Stehender; es folgt ein heftiger Wortwechsel; jedermann beteuert seine Unschuld und der Türke steht schliefslich ratlos zwischen schreienden und lebhaft gestikulierenden Leuten. Endlich wandte sich der Bestohlene an die höchste richterliche Instanz des Schiffes, an den Kapitän; da er nur Griechisch und Türkisch verstand, so bat er die des Italienischen kundigen Herren, sein Anliegen dem Kapitän zu verdolmetschen, was mit Bereitwilligkeit geschah. Dem Kapitän kam die Störung seiner Verdauung

höchst ungelegen und er liefs den Türken und seine Interpreten ziemlich barsch „abfahren“, indem er erklärte, wenn kein Beweis geliefert sei, könne er nichts thun. Wir stellten ihm vor, er könne doch wenigstens mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln die zwei verdächtigen Burschen mit ihrem sämtlichen Gepäck auf einen abgesonderten Platz bringen und durch sein Personal genau untersuchen lassen. Er wies diese schwerlich unbillige Forderung zurück und sagte dem Türken, er stelle ihm nichts in den Weg, die Mühewaltung des Durchsuchens selbst zu übernehmen. Derselbe machte in der That einen Versuch dazu, doch war selbstverständlich das gestohlene oder vielmehr geraubte Objekt längst an einem sicheren Orte untergebracht. Als wir am nächsten Morgen uns der Stadt Chios näherten, fragte der Helfershelfer des Diebes den Bey mit höhnischer Miene, ob er die Uhr noch nicht bekommen habe, bemerkte, es sei schrecklich, was es jetzt für freche Leute gebe und dergleichen mehr; später brachte der Freund desselben noch einmal seinen Koffer und sagte zum Bey, er solle ihn nur untersuchen und sich von der Grundlosigkeit seiner Behauptungen überzeugen, was natürlich vergebliche Mühe gewesen wäre. In Chios verliefsen die zwei Gesellen

hohnlachend das Schiff; der Türke versuchte abermals vergebens den Kapitän zu bewegen, beide bis Smyrna an Bord zu behalten und sie dort dem Gericht zu überliefern oder wenigstens ihm Zeit zu geben aus der Stadt Chios einen Zaptieh kommen zu lassen; doch war alles umsonst; die sauberen Herren bestiegen ein Boot und befanden sich bald in Sicherheit. Der Bey machte noch allerlei Anstrengungen, um die chiotischen Barkenführer zu bewegen den beiden nachzufahren und sie in Chios der Polizei zu übergeben. Doch erklärten auch diese nichts thun zu können, wobei die instinktmäfsige Parteinahme gegen den Ottomanen nicht aufser dem Spiel zu sein schien. Mir machte der ganze Vorgang, den ich vom Anfang bis zum Ende genau verfolgen konnte, den Eindruck, als habe der Herrscher des Schiffes nicht seine Pflicht gethan, und ein englischer Kapitän, dem ich später die Geschichte erzählte, pflichtete mir bei.

Auch die Elemente waren uns diesmal nicht so günstig wie auf der ersten Seefahrt. Kaum waren wir über Andros hinausgekommen, so wurde die See stürmisch, und wir erhielten den heftigen Nordwestwind in die Seite. Da der verwahrloste Hafen von Chios Dampfschiffen nicht zugänglich ist, mufsten wir vor demselben Anker werfen.

Nur mit gröfster Mühe und unter schwerem Kampfe gegen die hochgehenden Wogen vermochten einige Boote sich dem Schiffe zu nähern. Eines derselben erinnerte mich lebhaft an das herrliche Bild des Franzosen Renouf. Ein etwa 50jähriger Schiffer, dessen riesige Erscheinung durch die malerische Tracht der Inselgriechen prächtig zur Geltung kam, mit herrlichem wettergebräuntem Gesicht und leuchtenden Augen, gebot über das schwerbeladene Fahrzeug; mit unglaublicher Geschicklichkeit fafste er endlich im richtigen Moment die Treppe des von den Wogen umbrandeten Schiffes. Oft habe ich später Gelegenheit gehabt die seemännische Tüchtigkeit der Griechen zu bewundern, und ich denke, dafs sie wenigstens in dieser Beziehung es mit jeder Nation aufnehmen können. Erst als wir in den prächtigen Golf von Smyrna einfuhren, legte sich das Ungestüm des Meeres. Hier erblickte das an die kahlen Küsten Griechenlands gewöhnte Auge zum ersten mal wieder grüne Matten, die sich besonders am Südrande des Golfes, von Weinbergen, Orangen-, Mandel- und Olivenhainen unterbrochen, hinziehen. Endlich erscheint im vollen Glanze der Abendsonne die im weiten Bogen um den innersten Winkel der mächtigen Einbuchtung gelagerte Stadt; die älteren Teile ziehen

sich amphitheatralisch an den Höhen empor, welche von dem Burgberge Smyrnas, dem berühmten Pagus, abgeschlossen werden.

Die erste Bekanntschaft mit einem fremden Lande wird durch den prosaischen Akt der Gepäckvisitation feierlich eingeleitet; damit überreicht das eben betretene Gebiet gleichsam seine Visitenkarte, auf der geschrieben steht: „Ich bin der und der und habe die und die Eigenschaft.“ In Österreich hatte ich die Untersuchung stets human, aber häufig etwas ungründlich und fast zu gemütlich gefunden, an der deutschen Grenze von Frankreich oder Belgien kommend gemessen und stramm, an der französischen höflich und prompt, an der englischen sehr gründlich und doch vertrauensvoll. Wie sich der Gesamtcharakter einer Nation z. B. in der Art ihrer illustrierten Zeitungen deutlich ausspricht, so kann er sich auch bei der Vertretung seines Wesens durch die Zollbeamten nicht verleugnen. Meine Begierde, zu erfahren, ob die Theorie auch hier ihre Bestätigung finden werde, wurde bald erfüllt. In einem engen, schwach beleuchteten und von unordentlichem Gewirr sich drängender und schreiender Leute erfüllten Raum wurde der Inhalt meines Koffers in lästigem Halbdunkel völlig auseinandergerissen, und als ich ihn wieder

schliefsen wollte, bemerkte ich, dafs verschiedene kleine Reiseartikel auf dem Boden lagen; natürlich behaupte ich nicht, dafs der Beamte daran Schuld getragen habe, obschon mir die ganze Art seiner Untersuchung den Eindruck machte, als habe er es auf eine nach Abgang der Fremden vorzunehmende Nachlese abgesehen. Einige der Reisegefährten zogen es vor, dem Moloch des Trinkgeldes ein Opfer zu bringen, und sie brauchten kaum die Deckel ihrer Kisten zu öffnen. Der unendliche Durst nach Bakschisch, d. h. nach jenen kleinen und grofsen ungesetzlichen Abfindungssummen, verfolgt den Reisenden wie ein Gespenst durch die ganze Türkei; denn die Visitation des Gepäcks wiederholt sich in jedem Hafen, auch wenn das Schiff aus einem türkischen Orte kommt. Ein angeborenes Gerechtigkeitsgefühl, das man vielleicht pedantisch nennen kann, stachelt den Fremden oft, dieser breitspurigen Corruption fern zu bleiben; er setzt sich anfänglich in den Sinn ohne Bestechung durch das Land des Bakschisch zu kommen; allein die endlosen Belästigungen und namentlich der Verlust an Zeit machen endlich den Entschlossensten mürbe; man wird von dem allgemeinen Strom mitgerissen und versteht sich dazu, im Reisebudget eine Summe für diese unsaubere Rubrik auszu-

setzen. So ging es wenigstens mir. Aufser den egoistischen Gründen spielt auch ein gewisses Erbarmen mit den Beamten mit, die meist schlecht und unregelmäfsig bezahlt werden und ärmlich genug aussehen. Die Bestechung wird als völlig erlaubt angesehen und zu einem förmlichen System erhoben, an dessen Ausarbeitung und Vertiefung die aktiv und passiv Beteiligten in gleicher Weise mitwirken. Der schädliche Einflufs solcher Korruption auf das allgemeine Rechtsgefühl ist gröfser, als sich Unerfahrene vorstellen. Zu diesen Unerfahrenen rechne ich übrigens auch alle diejenigen, welche in gewissen Staaten glauben, die Frage der Beamtengehälter habe wesentlich nur eine Bedeutung für die Beamten selbst, das Staats- und Volkswohl aber sei davon unabhängig.

Wir wählten unsere Wohnung in dem gut eingerichteten Deutschen Hotel, das von der Frau Hug geleitet wird. Die Neugierde, das orientalische Leben kennen zu lernen, trieb uns, noch an demselben Abende eine Wanderung durch die Hauptstrafsen zu unternehmen. Hernach begab ich mich mit zwei griechischen Reisegenossen in das Theater. Nachdem wir uns durch eine Menge winkeliger Gassen und enger Passagen durchgewunden hatten, standen wir endlich vor

einem unscheinbaren stallähnlichen Gebäude; das Innere war dem entsprechend und erinnerte an unsere Vorstadtbühnen. Ich sage „war“; denn einige Wochen später brannte das Theater ab. Wie aus dem Theaterzettel ersichtlich war, spielte die griechische Truppe „Menandros“ aus Athen unter der Direktion des Herrn Dionysios Tabularios. Des weiteren verkündete der Zettel als Inhalt der Vorstellung „Das schöne Familiendrama Max Wel des bekannten französischen Dichters Jules Barbier, übersetzt von P. Typaldos. Prolog: Die letzte Stunde des Verurteilten. 1. Akt. Bruder und Schwester. 2. Akt. Der Dolch. 3. Akt. Der Traum. 4. Akt. Es giebt ein Auge der Gerechtigkeit!“ Das Drama spielt zu Ende des vorigen Jahrhunderts und zwar in München. Von der Physiognomie dieser Stadt konnte ich allerdings auf den Dekorationen nichts bemerken, sogar die Frauentürme fehlten. Die Aufführung war nicht übel, jedenfalls nicht schlechter, als man sie bei uns in kleineren Städten gewöhnt ist. Das Publikum bestand vorzugsweise aus Leuten der mittleren und unteren Klassen; um so mehr wunderte ich mich, daſs die gespannteste Aufmerksamkeit herrschte, obschon das Stück keineswegs in die Volkssprache, sondern in ein ziemlich hochgriechisches Idiom übersetzt

war. Der natürliche Sprachsinn läfst auch Griechen, die keine höhere Schulbildung genossen haben, eine temperierte Schriftsprache bald verstehen; von der gröfsten Wichtigkeit wäre freilich für die Verbreitung eines reicheren Idioms die kirchliche Predigt, das Theater und die Presse; von diesen drei Faktoren fehlen leider die ersten beiden fast gänzlich; denn kirchliche Redner giebt es nur wenige, und die Schaubühne befindet sich in den ersten Anfängen; nicht einmal Athen hat ein ständiges Theater. Um so mehr ist es anzuerkennen, dafs sich in Smyrna ein Publikum findet, das ein Theater erhält. Anfänglich bestand der wichtigste Einflufs, den die scenische Kunst Europas auf den Orient übte, in einer Masse von Singspielhallen, in denen meist böhmische und italienische Musikanten das aus orientalischen und europäischen Elementen seltsam gemischte Publikum zu ergötzen strebten. Nicht nur in Athen, Smyrna und Konstantinopel trifft man diese bedenklichen Pioniere unserer Civilisation, sondern selbst in ganz kleinen griechischen und türkischen Orten erscheinen solche herumziehende Banden, die auf die Moralität und die ästhetische Bildung der Bevölkerung selten einen guten Einflufs üben. Dafs die Griechen nun auch auf dem scenischen Gebiete den

übrigen Völkern des Orients vorangehen und schon anfangen den Grund zu einer ernsten Bühne zu legen, beweist wiederum, wie sehr dieses Volk allein im Stande ist, die Zukunft der zusammenbrechenden östlichen Welt zu sichern.

Nach der Tragödie folgte noch eine Posse „Ein Hund als Nebenbuhler", die auf dem bekannten Motive beruhte, dafs ein oft genannter „Er" für einen Mann gehalten wird, während der treue Haushund damit gemeint ist. In diesem Stücke herrschte, wie es der Gegenstand erklärlich macht, die gemeinhin gebräuchliche Volkssprache. Dafs dieselbe auch mit dem tragischen Kothurn vereinbar ist, wenn sie nur in der richtigen Weise gehandhabt wird, zeigen die Shakspeare-Übersetzungen von Bikélas. Bisher wurden die meisten ernsteren Dramen, sowohl die Originale als die Übersetzungen, in einer geschraubten und oft ganz unnatürlichen, dem Altgriechischen genäherten Sprache verfafst. Da die Überzeugung von der Berechtigung und Tauglichkeit des volksmäfsigen Idioms immer allgemeiner wird, ist zu hoffen, dafs dasselbe auch in die Tragödie allmählich Eingang erhalte.

Am nächsten Tage wurde ich in die Wissenschaft des Bakschisch näher eingeweiht. Ich wollte eine kleine Kiste mit

Büchern, die tags zuvor bei meiner Ankunft gründlich geprüft worden war, nach Hause schicken, um mein Gepäck zu vereinfachen. Kaum hatte ich sie an den Quai gebracht, so stürzten sich mehrere Wächter auf mich und geboten, die Kiste, welche ich eben mühevoll mit Nägeln und Stricken verschlossen hatte, zu öffnen; da ich lebhaft protestierte und mit dem Konsulate drohte, zogen sich die Beamten schweigend zurück. Als ich mich dem österreichischen Schiffe näherte, auf welches ich die Kiste bringen wollte und den Plackereien schon entgangen zu sein glaubte, ruderten drei andere Wächter des Zolles eiligst herbei und herrschten mich abermals an, die Kiste sofort zu öffnen, was ohne Werkzeuge gar nicht möglich war und die Versäumung des schon reisefertigen Dampfers zur Folge gehabt hätte. Als mein erneuter Protest nichts zu helfen schien, bedeutete mir der Fährmann, ich solle die Leute mit einem Trinkgeld abfertigen. Eine Summe von etwa 40 Pfennigen unserer Währung brachte die drei Vertreter der ottomanischen Macht sofort zur Erkenntnis, dafs sie in meiner Kiste weiter nichts zu suchen hatten. Die Kiste war nun in der That gänzlich harmlos; wie mag aber täglich und stündlich eine so hochgradige und allgemeine Bestechlichkeit zu Mifs-

bräuchen, Unterschleifen und sogar zur Verheimlichung von Verbrechen aller Art benutzt werden!

Später bestieg ich mit mehreren Freunden den über der Stadt thronenden Burgberg Pagus. Er trägt die Ruinen des mittelalterlichen Kastells, dessen Unterbau auf hellenische Zeit zurückgeht. Die auch in ihrem Verfall noch grofsartigen langhingezogenen Festungswerke, in denen man allerwärts Überreste antiker Skulptur bemerkt, sind erst in jüngster Zeit wieder bedeutend geschädigt worden. Nach der Abtretung Thessaliens an Griechenland hat nämlich die Hohe Pforte denjenigen Türken, welchen das Leben unter der neuen Regierung unerträglich schien, verschiedene Ländereien, darunter auch das brachliegende Terrain oberhalb der Stadt Smyrna, zur Besiedelung angewiesen; nun benützten die Leute die Trümmer des nahen Kastro als Steinbruch zum Bau ihrer ärmlichen Häuser. An Altertümern geht dabei wohl nicht viel verloren; aber aus ästhetischen Gründen wäre die Erhaltung dieser Ruine, die für die Stadt ein Wahrzeichen ist, wohl zu wünschen. Die Aussicht vom Pagus gehört zu den grofsartigsten, die ich kenne. Vor uns liegt im hellen Sonnenglanze der Golf von Smyrna, rechts und links von hochragendem dunke-

lem Gebirge umschlossen, dann die im weiten Kreise um das Meer sich lagernden Ortschaften mit ihren grünenden Gärten und Cypressenhainen, weiterhin die üppigen Gelände von Burnabat, Bunarbaschi und anderen Sommerfrischen der Smyrnäer; im Süden der Kontrast des wildromantischen felsumzäunten Aquäduktenthals und endlich die zarten und doch grofsartigen Berglinien des Hinterlandes.

Beim Herabsteigen begegneten uns im türkischen Quartier endlose Züge von Kamelen, die, hochbeladen mit Baumwolle und Getreide, der Stadt den Reichtum der fruchtbaren Ebene im Innern zuführen. Endlich erblickten wir noch einen malerischen Zug, der von einem Kamelkampfe zurückkehrte; das reichgeschmückte Siegeskamel, „Bechliwan", schritt stolzen Hauptes einher und schüttelte mutig die kleinen Schellen, mit denen es behangen war. Ich hatte leider keine Gelegenheit, einem solchen Kampfe, der mit altrömischen, spanischen und englischen Sitten Ähnlichkeit hat, beizuwohnen. Wir besuchten die reichen türkischen Bazare und zuletzt das gröfste europäische Kaufgeschäft von Smyrna, das Haus des Griechen Diogenis. Dasselbe ist in der Art des Pariser Louvremagazins eingerichtet; in drei langen Stockwerken ist hier alles zu

finden, was zur Bekleidung, zur Ausstattung des Hauses und zum Komfort des Lebens im weitesten Sinne gehört; das ganze Geschäft ist in verschiedene selbständig geleitete Ressorts eingeteilt. Die Engrosabteilung versorgt ganz Kleinasien und die benachbarte Inselwelt. Die pünktliche Ordnung, die in dem weitverzweigtem Geschäft zu bemerken ist, steht in einem vorteilhaften Gegensatz zu dem malerischen Durcheinander der orientalischen Bazare. Die grofse Auswahl an allen möglichen Luxusgegenständen spricht für die Reichtümer, die trotz aller Klagen über den schlechten Geschäftsgang in Smyrna liegen müssen, freilich auch für die Putzsucht der schönen Smyrnäerinnen. Der verstorbene Besitzer hat das ganze Gebäude testamentarisch der „evangelischen Schule“ vermacht, welche in dem jährlichen Mietzins eine ihrer bedeutendsten Einnahmen verzeichnet. Ich stattete dieser Lehranstalt, die ich später noch genauer kennen lernen sollte, einen vorläufigen Besuch ab. Was die Kultur als still wirkende, aber unbezwingliche Macht dem Barbarentum gegenüber vermag, ist mir niemals deutlicher geworden, als bei der Beobachtung der friedlichen Thätigkeit dieser trefflichen Anstalt. Im übrigen erlaube ich mir auf meinen Artikel in der Beilage der „All-

gemeinen Zeitung" (1885) Nr. 208 zu verweisen.

Zu den gröfsten Unannehmlichkeiten des an unangenehmen Dingen überreichen Orients gehört gegenwärtig der unglaubliche Mangel an kleiner Münze. Wie sehr der lokale Verkehr dadurch beeinträchtigt wird, läfst sich denken; aber auch der Fremde hat fortwährend mit den daraus erwachsenden Verlegenheiten zu kämpfen. An jedem türkischen Thaler (ca. 4 Mark) verliert man beim Wechseln wenigstens 20—40 Pfennige; gar häufig aber ist der Reisende geradezu gezwungen, aus Mangel an kleiner Münze eine unbedeutende Dienstleistung mit einer unverhältnismäfsig grofsen Summe zu bezahlen. Dazu kommt noch, dafs die Währung der türkischen Silbermünze fast an jedem Orte verschieden ist; hier gilt der Thaler 20 Piaster, dort $22^1/_2$, anderswo 23; in Smyrna und einigen Orten der Nachbarschaft entsteht eine besondere Verwirrung durch die doppelte Währung der guten und schlechten Piaster; von den ersteren kommen auf den Thaler 20, von den letzteren 33 (in Mytilini 32). Auch die Menge der im ganzen Orient kursierenden fremden, besonders russischen und indischen Münzen, deren Wert kennen zu lernen grofse Übung erfordert, trägt zur Erhöhung des Durcheinanders bei. In Le-

ros (auch an anderen Orten) hatte die Bürgerschaft dem Mifsstande dadurch abzuhelfen gesucht, dafs sie für den Lokalverkehr gestempelte, etwa 3 qcm grofse Papierstücke im Werte von 5—10—20 Pará in Umlauf setzte, über die ich mich bei meinem Aufenthalte dortselbst nicht genug wundern konnte; da das kunstlose Stempelzeichen nur aus einigen groben Punkten bestand und der Wert des Papierstücks nur durch die Farbe und Gröfse angedeutet wurde, konnte ich nicht begreifen, dafs die Hand des Falschmünzers sich hier nicht versuchte. In der That erfuhr ich später, dafs Fälschungen auftauchten und die Aufhebung der Einrichtung notwendig machten. Selbst das türkische Kupfergeld hat nur lokalen Wert; kleine Münzen im Wert von $2^1/_2$ Pará, die in Chios und anderen Inseln gangbar sind, werden auf dem Festlande nicht genommen, und andere Stücke, die in Smyrna gelten, sind in Konstantinopel mit Verachtung gestraft. Was für eine Menge von Mifsverständnissen und Geldverlusten aus alle dem für den unerfahrenen Fremden entsteht, ist leicht zu begreifen. Dafs die Tüchtigkeit eines Staates auch in seinem Geldwesen bedeutend zu Tage tritt, weifs alle Welt; nirgends trifft das mehr zu als in der Türkei. Auch Griechenland hatte be-

kanntlich in dieser Beziehung früher manche Mifsstände; jetzt aber ist die neue Drachme, die genau einem Franken entspricht, allgemein durchgeführt. Nur in Syra wird noch nach der alten Drachme und der sogenannten Marktdrachme gerechnet.

So offen liegen die Schäden des türkischen Staates, dafs selbst in einer verhältnismäfsig so gebildeten und von Europäern so stark beeinflufsten Stadt wie Smyrna das Übel allenthalben breit zu Tage tritt. Die schmutzige Gasse, das verfallende Gebäude, der mitten im Weg liegende, von niemand weggeschaffte Kadaver, selbst die stummresignierte Miene des einst so reichen und mächtigen Ottomanen giebt mit lauter Stimme Zeugnis von dem unaufhaltsamen Niedergang; überall sehen wir die Symptome eines langsam zusammenbrechenden Staates und Volkes, das die Bedingungen der Existenz nicht in sich trägt. Mitten aus dieser sinkenden Welt wachsen durch die rastlosen Bemühungen der unterdrückten, aber intelligenteren Elemente neue Gemeinwesen, Bildungsanstalten und menschenfreundliche Einrichtungen aller Art empor. Nach einem allgemeinen Gesetze gewinnt der Geist über die Brutalität, die Bildung über die rohe äufserliche Macht langsam aber sicher die Oberhand. Besonders sind die griechischen

Unterthanen mit der diesem Volk eigentümlichen Zähigkeit rastlos bemüht, trotz aller Schwierigkeiten Neues und Gutes zu schaffen. Wenn einmal der morsche Bau, vom Sturmwind gefafst, donnernd zusammenstürzt, werden aus dem Bilde der Verwüstung die lebenskräftigen, aber bisher verborgenen Schöpfungen freudig emporblühen. Hiermit mögen sich auch diejenigen einigermafsen trösten, welche befürchten, nach Vernichtung der ottomanischen Dinge möchte eine bedauerliche, schwer zu füllende Lücke entstehen. Für den inneren Zustand der beteiligten Landschaften ist nichts zu besorgen; wären nur auch die Schwierigkeiten der politischen Neuordnung so leicht gelöst!

VI.

Mein nächstes Reiseziel war Patmos, wo ich in der Klosterbibliothek eine handschriftliche Untersuchung anzustellen beabsichtigte. Da diese Insel von Dampfschiffen nicht berührt wird, so erreicht man sie gewöhnlich von Samos oder Leros aus mit Segelbooten. Aus verschiedenen Gründen zog ich den letztern Weg vor und löste auf der Agentur des Österreichischen Lloyd ein Billet nach Leros. Der stämmige Barkenführer, welcher mich an Bord des Schiffes brachte, knüpfte ein Gespräch an mit dem Worte: „Bist du ein Christ?“ Diese Frage, die ich auf meiner Reise oft genug zu beantworten hatte, ist für die Auffassung der Nationalität im Orient charakteristisch; der gemeine Mann unterscheidet auch heute noch wie während des Freiheitskampfes fast nur den Christen, Juden und Ottomanen; um die sprachlichen Unterschiede der Christen bekümmert er sich wenig. Erst in neuester Zeit ist durch die

bulgarischen Großmachtsgelüste der nationale Gegensatz der griechischen und slawischen Christen auf der Balkanhalbinsel scharf hervorgetreten und findet z. B. Ausdruck in dem von den Griechen oft gesungenen patriotischen, aber geschmacklosen und poesieverlassenen Liede: „Wir sind keine Slawen u. s. w.“ Kaum war ich an Bord des Schiffes angekommen, so erschreckte mich der Aufwärter durch die Behauptung, daſs in Leros nicht angelegt werde. Ich lief sogleich zum Kapitän, um mir authentischen Aufschluſs zu erholen, und zeigte ihm das von der Agentur gelöste Billet. Er erklärte mir, die Station Leros sei erst neuerdings wieder in die Route aufgenommen, was der Aufwärter nicht gewuſst habe; das Schiff werde sicher in Leros anhalten. Ich beruhigte mich und begann die Mitreisenden zu betrachten. Ich konnte mich davon überzeugen, wie sehr das Kolorit der Reisegesellschaft durch den Kulturgrad und sonstige Eigenart der Linien bedingt ist. Hatten wir von Triest nach Piräus eine gebildete und noch ganz „europäische“, von Piräus nach Smyrna schon eine bedeutend gemischte Gesellschaft genossen, so befand ich mich hier schon en pleine Turquie, wie der Franzose sagen würde. Als einzige Vertretung europäischer Civilisation im besten Sinne des Wortes be-

fanden sich einige Diakonissinnen, die nach Alexandria reisten, auf dem Schiffe; im übrigen setzte sich das Reisepublikum der ersten und zweiten Klasse aus orientalischen Juden und einigen Armeniern zusammen; auf dem Verdeck vollends wimmelte es von zerlumpten Inselgriechen, deren schmutzigbunte Kostüme und ausgehungerte Gesichter einem Maler unerschöpflichen Stoff gewährt hätten. Die israelitischen Reisegefährten begannen mich alsbald über Ziel und Zweck meiner Reise auszufragen. Ich suchte ihnen meine Absicht in Patmos zu erklären, doch schienen sie nicht zu begreifen, was ich wolle, und betrachteten mich mit ungläubiger Miene, als hätte ich ihnen einen gewaltigen Bären aufgebunden, den geheimnisvollen Endzweck meiner Fahrt aber verheimlicht. Da mir die weitere Unterhaltung mit den Reisegenossen der Kajüte weder angenehm noch nützlich schien, so begab ich mich in das malerische Durcheinander des Verdeckes, um zu erfahren, worauf diese Massenwanderung abziele. Die Gespräche, welche ich mit verschiedenen Mitgliedern der bunten Gesellschaft anknüpfte, lehrten mich zu meiner Beschämung, daſs diese „Wilden doch bessere Menschen“ waren. Ich erhielt durchaus freundliche und kluge Antworten, und mit den meisten lieſs sich ganz verstän-

dig plaudern. Die Hauptmasse bestand aus rhodischen Landleuten, welche den Sommer über in Aïdin als Maurer gearbeitet hatten; sie erzählten mir den Grund ihrer weiten Reise. Ihre kleinen Güter in Rhodos können unter der Last der Steuern und unter dem Drucke wucherischer Zinsen nicht bestehen; deshalb ziehen sie vor, statt ihre Anwesen ordentlich zu bewirtschaften, während des Sommers durch Maurerarbeit sich eine gröfsere Summe zu verdienen, um so ihr heimatliches Besitztum wieder frei zu machen. Die Sache wurde mir später in Rhodos wiederholt bestätigt.

Da ein scharfer und kalter Nordwind blies, zog ich mich bald in die Kajüte zurück und berechnete mit Hilfe meiner Karte, um welche Stunde des nächsten Tages das Schiff in Leros anlangen werde. Die Nacht war etwas unruhig; doch legte sich in der Frühe der Wind und der Himmel heiterte sich auf. Ein herrlicher Sonntagsmorgen leuchtete auf dem von einem lieblichen Inselkreise umsäumten Meere. Kurz nach Sonnenaufgang fuhren wir durch die Enge von Samos und Nikaria. Beide Inseln zeigen nach der vom Schiffe aus sichtbaren Seite hohe, kahle Felsenberge ohne eine Spur von Bebauung; doch ist Nikaria im Innern von gröfseren Wäldern und reichen Gewäs-

6*

sern durchzogen, und Samos ist durch den Reichtum seiner Weinberge weltbekannt. Bald erscheint wenige Meilen entfernt zu unserer Rechten mein Reiseziel Patmos als ein brauner zackiger Felsblock, von dem weithin sichtbaren Kloster und Städtchen gekrönt. Wie gern hätte ich eine Schifferbarke herangerufen, um das nahe Ziel in kurzer Zeit erlangen zu können. Doch noch eine Stunde Geduld; schon naht sich die Nachbarinsel, von der Patmos leicht zu erreichen ist. Um 9 Uhr befinden wir uns auf der Höhe von Leros; doch ändert das Schiff seinen Kurs nicht; ich tröste mich eine Zeit lang durch die bescheidene Annahme, dafs ich den Beginn der nötigen Schwenkung zu früh angesetzt habe. Endlich aber hiefs es: Leros wird nicht berührt. Ich eilte zum Kapitän, der die gestern mir gegebene Versicherung vergessen zu haben schien, und fragte ihn, was das zu bedeuten habe; er zeigte sich sehr kurz angebunden und bemerkte, das Wetter erlaube nicht, Leros zu berühren. Ich machte ihn darauf aufmerksam, dafs der Wind sich gelegt habe und der Wellenschlag gering, wenigstens zur Hälfte schwächer sei als am vergangenen Donnerstag vor Chios, wo trotzdem das Lloydschiff anlegte und die Boote, allerdings mit einiger Mühe, dasselbe erreichten. Im

schlimmsten Falle bestehe die Schwierigkeit nur für die Bootsleute, nicht aber für das Schiff selbst. Dafs meine Behauptung richtig war, wurde mir dadurch bestätigt, dafs, wie ich später erfuhr, in der That an diesem Tage in Leros bei der Annäherung unseres Schiffes über 30 Passagiere in den Booten bereit lagen, um nach Alexandria zu reisen. Wie mir bei meiner Anwesenheit in Leros versichert wurde, hätten die Barken die Ausfahrt leicht bewerkstelligen können. Ich stellte des weiteren dem Kapitän namentlich folgendes vor: Hält das Schiff in Leros wirklich nur bei völliger Windstille, ein Fall, der im Monat November wohl selten eintritt, so müfste dieser Umstand dem Passagier, der sein Billet löst, auf der Agentur mitgeteilt werden; oder es müfste ihn der Kapitän auf seine noch innerhalb des Hafens gestellte Frage aufmerksam machen, dafs geringe Hoffnung bestehe, das nach Leros gelöste Billet zu verwerten; es müfste ihm eine leise Andeutung werden, dafs er selbst bei erträglichem Wetter sich erst in Rhodos oder Alexandria ausschiffen könne, schon aus dem einfachen Grunde, weil der Reisende, der nach Leros oder Patmos fährt, möglicherweise für die Velleitäten einer weit gröfseren Reise finanziell nicht ausgerüstet ist. Hätte ich natürlich nur eine

Ahnung von diesem Zwischenfall gehabt, so wäre ich von Smyrna nach Samos gefahren, um von dort Patmos zu erreichen.

Auf alle meine Vorstellungen erwiderte der Kapitän in übler Laune, in diesen Sachen sei nur er kompetent. Damit musste ich mich in mein Schicksal ergeben. Später entnahm ich aus der unvorsichtigen Aeusserung eines Unterbeamten des Schiffes, dass der wahre Grund der willkürlichen Aenderung des Kurses nicht in Wind und Wetter, sondern in einem davon ganz unabhängigen Umstand lag; der Kapitän befürchtete, er möchte, wenn er durch die Berührung von Leros einige Stunden verliere, Rhodos erst in der Nacht erreichen und dann gezwungen sein, die ganze Nacht liegen zu bleiben, um in der Frühe die 150 rhodischen Arbeiter auszuschiffen. So aber hoffte er, das noch am Abend zu bewerkstelligen und sofort weiter fahren zu können. Obschon die Angelegenheit privater Natur ist, so glaubte ich meinen Lesern mit der Erzählung dieses Unfalles einen Dienst zu erweisen, indem ich sie auf die Eventualitäten einer Reise auf diesen etwas abgelegenen Linien aufmerksam machte. Hätte mir jemand in Smyrna ein Sterbenswörtchen von solchen Dingen gesagt, so wäre mir der Fall erspart geblieben.

Der Himmel hatte sich völlig aufgeklärt und der Tag des Herrn schien sich in der ganzen Natur zu verwirklichen. In feierlicher Ruhe glänzte das Meer; zur Rechten eilen die felsigen Sporaden, in duftigen Nebel gehüllt, vorüber; zur Linken ziehen sich die scharfgezeichneten Berglinien des Festlandes hin, tief blau gefärbt, wie aus Stahl gegossen. Die geistige Leere der orientalischen Bevölkerung, ihre Sorglosigkeit um alles, was nicht ihre nächsten Interessen berührt, trat mir auch hier wie so oft in abschreckender Weise entgegen. Ich fragte, obschon mir meine Karte völligen Aufschlufs gab, verschiedene der Verdeckspassagiere nach den Namen der grofsen Inseln, an denen wir vorüberzogen. Auch nicht einer wufste zu antworten; die Griechen sagten mit aufrichtiger Naivetät: „Ich will dich nicht anführen; die Karte mufs alle Namen haben; aber wir kennen sie nicht.“ (Νὰ μή σε γελάσω· ἒν τὸ ξέρω; ὁ χάρτης ϑἄχει οὕλα τὰ ὀνόματα, μὰ ἐμεῖς ἒν τὰ ξέρομε.) Wir sind über die felsige Fischerinsel Kalymnos hinausgekommen, und das wellige, von einigen Bergspitzen beherrschte Hügelland von Kos nähert sich; die Hauptstadt ist lieblich zwischen üppigen Gärten gelagert; gegen das Meer bildet eine Citadelle einen mächtigen Abschlufs; Olivenhaine, von Windmühlen

eingefaſst, ziehen sich an den Abhängen empor. Endlich fahren wir an Syme vorbei; auch diese Insel erscheint, von Westen gesehen, als rauhes, unfruchtbares Bergland.

Schon taucht der breite Rücken von Rhodos auf. Wetterwolken ziehen sich zusammen und bei völliger Dunkelheit langen wir unter strömendem Regen vor dem Hafen der Hauptstadt an. Für Dampfschiffe ist derselbe wie fast alle Häfen der türkischen Inseln nicht zugänglich. Zahlreiche Barken nahen sich und nehmen die rhodischen Bauern auf. Mit Mühe konnte ich durch das schreiende, schiebende und stoſsende Gedränge über die schlüpfrige Treppe in ein Boot gelangen. Da sich in demselben schon mehrere Reisegefährten befanden, bedeutete ich dem Barkenführer, sogleich abzufahren; vergeblich! immer poltern neue Koffer, Kisten und Kleiderballen über die Treppe in das schwächliche Fahrzeug; endlich war dasselbe mit Gepäckstücken und Menschen so vollgepfropft, daſs die Ruderer nur noch auf der äuſsersten Spitze Platz fanden. Da der habgierige Fährmann das Boot noch mehr belasten wollte, entstand zwischen den Passagieren und ihm ein wilder Kampf, der glücklicherweise nur mit Worten geführt wurde; ein türkischer Unteroffizier drohte ihm sofort alle Zähne zu zerbrechen, wenn er noch

einen einzigen Mann aufnehme; endlich beteiligten sich auch die übrigen an dem gefahrlosen Gefecht, und das wilde Schreien in türkischer, spanischer und griechischer Zunge nahm kein Ende, bis endlich die übermäfsig beladene Barke sich schwankend in Bewegung setzte.

Zu meiner Verwunderung hörte ich die Bootsleute unter sich spanisch reden; im Gegensatz zu den anderen türkischen Hafenplätzen, wo die Barken fast durchwegs in den Händen der griechischen Bevölkerung sind, rekrutiert sich im Hafen von Rhodos der Stand der Bootsführer ausschliefslich aus den zahlreichen Juden des Hauptortes. Als wir vom Regen durchnäfst am Molo ankamen, verlangte der Schiffer für seine Leistung eine ganz unsinnige Summe von mir und weigerte sich, meinen Koffer herauszugeben, wenn ich nicht gutwillig bezahle; um dem fürchterlichen Gewirr zu entrinnen, gab ich ihm das Verlangte mit dem Beifügen, dafs ich ihn am nächsten Tage einsperren lassen werde. Nachdem ich die Douane befriedigt hatte, ergriff ein anderer Jude, der alle Sprachen der Welt radebrechte, mein Gepäck, um mich in das „Hôtel“ zu führen. Eine lange Festungsmauer entlang, an der, als seltsame Staffage, regungslos wie eine Statue ein riesiger Neger lehnte, kamen wir

aus dem Kastro ins Freie und erreichten, durch tiefen Schmutz watend, den etwa 10 Minuten von dem türkisch-jüdischen Festungsviertel gelegenen christlichen Hauptort. Hier ging es durch eine Reihe stockfinsterer Gassen, bis wir vor einem Thorwege standen, der in den Vorhof unseres Gasthauses „Zur Dascala“ führte. Im inneren Hofe des chanartigen Gebäudes stand an der Wand ein Divan, auf dem zwei dicke, mutterschweinartige Weiber in stiller Beschaulichkeit sich gegenüberlagen. Alsbald kam auch mit kofferschleppendem Gefolge der türkische Bey, der sich unzertrennlich an meine Fersen zu heften schien. Wir besiegelten unsere Freundschaft durch eine gemeinschaftlich getrunkene Tasse Kaffee; den ausschliefslichen Gegenstand des Gespräches bildete natürlich wiederum seine gestohlene Uhr. Später erschien auch ein altes Mütterchen, die Gründerin des Geschäfts, und der junge Wirt, eine stämmige Gestalt, in der malerischen Landestracht. Ich erzählte den Leuten meine Schicksale und bat sie, mich unverzüglich zu benachrichtigen, sobald sich eine Gelegenheit nach Leros ergebe. Als ich am nächsten Morgen das Zimmer verliefs, erfuhr ich, dafs eben ein griechisches Schiff nach Leros abfahre. Obschon die Leute beteuerten, zu spät von demselben

erfahren zu haben, hatte ich Grund zu vermuten, dafs man mich in der menschenfreundlichen Absicht nicht benachrichtigt hatte, den seltenen Gast aus Frankenland längere Zeit zu beherbergen.

Die Aufregung über den von dem Bootsführer erlittenen Gewaltakt hatte mich wenig schlafen lassen. Ich begab mich daher sofort in das Regierungsgebäude, um dem Scherif meine Beschwerde vorzutragen. Da der Gouverneur selbst nicht zu sprechen war, wendete ich mich an den Vorsitzenden des türkischen Gerichtshofes, einen alten Armenier, mit Namen und Titel Chairabed Effendi. Er bewirtete mich nach orientalischer Weise mit Kaffee und Tabak, tröstete mich aber damit, dafs er auch schon öfter übermäfsige Summen bezahlt habe, worauf ich ihn aufmerksam machte, dafs es sich nicht um die Summe, sondern um den Akt der Erpressung handle; auch bemerkte ich ihm ohne Rückhalt, er solle sich als Richter schämen, zu gestehen, dafs er der Gewaltthätigkeit und Willkür selbst thatsächlichen Vorschub geleistet habe. Schliefslich verwies er mich an den Konsul, der meine Interessen beschützen könne. Da ein deutsches Konsulat in Rhodos nicht existiert, ging ich zum Vertreter Österreichs, Herrn Gasili. Mit gröfster Bereitwilligkeit nahm

er sich der Sache an, und seinen Bemühungen gelang es schon am nächsten Tage, die erpreſste Summe zurückzuerhalten; von einer weiteren Verfolgung des Schuldigen stand ich auf die Vorstellungen des Konsuls ab. In der That schien es mir billig, die Schuld des Mannes nicht nach europäischem Maſsstab zu beurteilen; die Leute sehen täglich, wie um sie her Erpressung und Gewalt geübt wird, und da ist die Verwirrung der Rechtsbegriffe erklärlicher und entschuldbarer als bei Menschen, die in einer besseren Rechtsatmosphäre aufwachsen.

Da das von Alexandria nach Smyrna fahrende Lloydschiff behufs Abkürzung der Quarantäne Rhodos damals nicht berührte, so beschloſs ich, ein Schiff der schottischen Gesellschaft „Bell's Asia minor" zu erwarten, das, wie man mir sagte, in einigen Tagen eintreffen sollte. Die Furcht, auch dieses Schiff zu versäumen, sowie das regnerische Wetter lieſsen mir unrätlich erscheinen, eine gröſsere Tour durch die Insel zu unternehmen. Ich füllte daher die Zeit mit der Lektüre des Buches von Biliotti und Cottret über Rhodos und einem möglichst eingehenden Studium der Stadt und ihrer Umgebung aus. Der Hauptort der Insel Rhodos besteht aus verschiedenen, durch Friedhöfe, Gartenanlagen und Weinberge getrennten Quartieren.

Der alte Kern des Ortes befindet sich innerhalb der von den Johannitern erbauten Festungswerke, also im Kastro. Hier sitzen fast nur Türken und Juden, und zwar zählen die ersteren etwa 1500, die letzteren etwa 500 Familien; so versicherte mir wenigstens der genannte Chairabed Effendi, der als oberster Richter mit der Bevölkerungszahl wohl vertraut seiu konnte. Die Christen wohnen in mehreren dorfartigen, aufserhalb des Kastro gelegenen Ansiedelungen, welche man Maraschia nennt. Einige derselben ziehen sich an den über der Citadelle aufsteigenden Höhen empor; nur eine und zwar die gröfste, das sogenannte „Neue Marasch", liegt ostwärts vom Kastro am Meere. Die Konsuln und sonstige Honoratioren wohnen im „Neuen Marasch"; die Hauptkirche dagegen und die Schule befinden sich in einem der auf den Anhöhen gelegenen Quartiere. Die Strafsen und Gassen dieser Ortschaften unterscheiden sich von allen anderen, die ich auf den türkischen Inseln gesehen habe, durch ihren düsteren und öden Charakter. Derselbe wird namentlich dadurch hervorgebracht, dafs es an Häuserfronten fast gänzlich mangelt; man geht zwischen zwei 10—12 Fufs hohen Mauern einher, in welche die Thore gebrochen sind; durch diese gelangt man in den Hofraum, in welchem das aller-

dings meist an die genannte Mauer angebaute Haus steht. Dieses Bausystem macht besonders zur Nachtzeit, wo nur einige Öllämpchen gegen die Finsternis kämpfen, einen düsteren, melancholischen Eindruck; man glaubt in einer von Menschen verlassenen Stadt zu wandeln. Die Gründe dieser Bauart sind in jener rechtlosen Zeit zu suchen, in welcher die Christen auch äufserlich gegen ihre Gewalthaber sich abzuschliefsen geneigt waren. Auf den anderen Inseln, wie Samos, Chios, Lesbos, selbst in Kalymnos, Leros und Patmos, haben die Strafsen durch hübsche Façaden und Balkone einen freundlicheren und behäbigen Charakter. Rhodos aber steht in dieser Beziehung ebenso wie in seinen wirtschaftlichen Zuständen und seiner Kultur weit hinter den anderen gröfseren Inseln zurück. Der Sinn für wohnliche Häuslichkeit, für geselliges Zusammensein und für einigen Komfort kommt hier nicht zum Ausdruck. Während an anderen Orten der Druck der türkischen Herrschaft durch den Einflufs der fremden Mächte erträglicher geworden ist und die schlimmen Folgen desselben von der rührigen Bevölkerung schon vielfach überwunden sind, tritt in Rhodos das Elend, welches die türkische Wirtschaft im Gefolge hatte, dem Fremden noch mit brutalster Deutlichkeit entgegen.

VII.

Der neue Gouverneur von Rhodos, Kiamál Bey, scheint wenig geeignet den Zustand der Insel zu heben. Er war früher in Lesbos, wo er die Bevölkerung so sehr bedrückte, daſs dieselbe ungeheuere Summen aufwendete, um seine Versetzung zustande zu bringen. In Rhodos heuchelte er anfangs Humanität, zeigte aber bald seine wahre Natur, indem er einige Weiber, die zum Christentum übergetreten waren, ohne weiteres ins Gefängnis werfen lieſs.

Da in den christlichen Vierteln wenig zu sehen war, so machte ich besonders das Kastro zum Gegenstand täglicher Studiengänge. Nicht nur die ungeheueren Festungswerke, sondern auch der gröſste Teil der in denselben liegenden Gebäude stammt aus der glorreichen Zeit, in welcher die tapferen Rhodiserritter die Insel beherrschten. Die Eroberung der Festung durch die Türken (1522) ist eine der gröſsten Waffen-

thaten dieses tapferen Volkes, wie auch die Verteidigung zu den schönsten Blüten im reichen Ruhmeskranze der Johanniter gehört. Als zusammenhängendes Ganzes aus der Ritterzeit tritt besonders die sogenannte Ritterstrafse hervor. Halb verfallene Erker, zugemauerte Thore und Fenster, einstürzendes Mauerwerk, herrliche Portale, Wappenzeichen der Ritter erinnern an die grofse Vergangenheit. In den Stätten, wo einst der Stolz des Abendlandes wohnte, haust nun türkische Armut; die Strafse ist wenig belebt und nur da und dort huscht ein tief verhülltes Weib mit der Wasserurne auf der Schulter über die holperigen Steine. Auch aufserhalb dieser Strafse, besonders im jüdischen Viertel, sind merkwürdige Reste aus der Ritterzeit, und je öfter ich diese am Eingang und am Ende durch grofse Bogen überwölbten, viel verschlungenen Gassen durchwanderte, desto mehr Sehenswertes entdeckte ich: hübsche Thorgänge, Gewölbe, halb zerfallene Balkone ohne Geländer, Traufknöpfe mit Schlangen- und Löwenhäuptern, und das alles von der wunderbarsten Färbung, schwarz und grau durch alle Nüancen, und häufig mit grünlichem Moos überwachsen. Der reine Eindruck wird nur dadurch gestört, dafs vielen dieser alten Bauten neue Läden und kleine Magazine vorgeklebt sind. Gern

hätte ich, um die lange Wartezeit verständig auszufüllen, die eine oder andere Partie meinem Skizzenbuch einverleibt; doch ist das Zeichnen in der Festung streng verboten, was ungefähr denselben Sinn hat, wie wenn man aus strategischen Gründen verbieten würde das Heidelberger Schlofs oder die Stadtmauer von Nürnberg zu zeichnen. Aus demselben strategischen Grunde wurde mir auch der Eintritt in den Rittersaal, welcher sich in der Kaserne befindet, verwehrt, obschon mehrere Griechen, die ich im Gasthaus kennen gelernt hatte, sich beim Bimbaschi für mich verwendeten. Überhaupt haben die Türken einen merkwürdigen Scharfsinn, jeden harmlosen Archäologen oder Vergnügungstouristen für einen militärischen Spion zu halten. Auch in Lesbos stiefs ich später auf Schwierigkeiten, als ich das Innere des Kastro sehen wollte. Ein Mitglied der französischen Schule in Athen wurde sogar vor einigen Jahren in Leros von einem Vertreter der Regierungsgewalt mit Verhaftung bedroht. Der Grund solcher Nörgeleien liegt wohl weniger in dem bösen Willen der Beamten als in ihrer unglaublichen Bildungslosigkeit und Borniertheit, welche sie häufig am unrechten Orte Gefährdung des Staats und böse Hinterlist sehen läfst.

Die Bewohner des Kastro bestehen, wie ich bemerkt habe, fast nur aus Türken und Juden; infolge dessen dominiert auch im Hafen die türkische und spanische Sprache, und in wenigen türkischen Hafenorten hört man so wenig griechisch reden wie hier. Die Türken tragen, wie überall, ihre unnachahmliche Würde und Gemessenheit zur Schau; dagegen wurde dem Fremden bei den Wanderungen durch die Stadt die jüdische Bevölkerung durch ihre Zudringlichkeit lästig; die Leute konnten sich nicht enthalten, fortwährend laute Bemerkungen über den „Francos“ auszutauschen und mir das eine oder andere Wort nachzurufen. Als ich einmal einige Münzen kaufte, schlofs sich sofort ein Unterhändler trotz wiederholter Zurückweisung schattenhaft an mich und verlangte schliefslich einen Lohn für seine Mühe, indem er hoch und heilig versicherte, ich hätte ohne ihn nichts kaufen können. Ein anderes mal beging ich die Unvorsichtigkeit, einem kränklich aussehenden Jungen ein kleines Almosen zu reichen; die Folge davon war, dafs mir, wie weiland dem Rattenfänger von Hameln, sofort die unglaublich zahlreiche Kinderschaft des Viertels auf den Fersen folgte; ich fand nur Erlösung durch einen des Weges kommenden Leichenzug, welcher die Kinder so in

Schrecken versetzte, dafs sie sich eilig aus dem Staube machten. Das Leichenbegängnis selbst gewährte keinen günstigen Eindruck; voran zog eine Truppe Männer mit unbeschreiblichem Gesang; dann folgte der Tote, mit bedecktem Gesichte auf einer Bahre getragen, endlich die Klageweiber, die Hände über den Köpfen geschlungen und in einer widerlichen Weise, die den Eindruck des Geschäftsmäfsigen machte, schreiend und weinend. Zu den lästigsten Strafsenfiguren gehören im jüdischen Viertel die Aussätzigen, die sich frei zwischen der übrigen Bevölkerung bewegen; einen derselben sah ich mitten unter gesunden Kindern spielen, ein anderer ging auf mich zu und bat um eine Gabe. Während in Kreta die Leprösen in ein abgelegenes Dorf gebracht sind und in Chios sogar ein eigenes Spital (λωβοκομεῖον) für sie errichtet ist, scheint die Krankheit (*Elephantiasis Graeca*) hier nicht für ansteckend gehalten zu werden.

Urteile, die sich auf erste Eindrücke gründen, sind meist einseitig oder falsch; das mufste ich auch hier erfahren. Das jüdische Viertel war mir bisher mit allen Insassen widerlich, schmutzig, zudringlich und in jeder Beziehung lästig entgegengetreten. Da die Ankunft des englischen Schiffes sich bedeutend verzögerte, so hatte

ich Gelegenheit den „Ἑβραιομαχαλᾶς“ an einem Sabbath zu betrachten. Selten habe ich das ideale Element, welches die Religion über das menschliche Geschlecht ausgiefst, deutlicher gefühlt als hier. „Neujuden“ giebt es in Rhodos noch nicht; nur ein von auswärts gekommener Glaubensgenosse hielt sein Kleidergeschäft offen. Die einheimischen dagegen pflogen in festtäglichem Staate völliger Ruhe. Auch der Fährmann, den ich zur Abholung des Gepäcks und zur Beförderung in das Dampfschiff im voraus gedungen hatte, erschien heute in stattlichem Gewande und zeigte mir freundlich die Synagoge. Allenthalben safsen vor den Häusern Männer, Frauen und Kinder; manche lasen in den heiligen Büchern. Die Mädchen hatten als lieblichen Schmuck eine grofse Blume hinter dem Ohr stecken; weniger schön trugen sich die Frauen, die in unförmlichen, mit Pelz besetzten seidenen Überröcken einherwankten. Die Knaben aus den wohlhabenden Familien verbanden sehr lieblich die Landestracht, d. h. die Pumphose aus hellem Zeug, mit einem langen europäischen Überzieher. Heute, wo die ganze Judenschaft sich festtäglich zur Schau trug, bemerkte ich auch besser als früher die Menge wirklich schöner und ausdrucksvoller Physiognomieen unter Männern und Frauen.

Selbst die sonst so zudringlichen Schuhputzer und Betteljungen hatten ihre Arbeit eingestellt und wanderten in reinlichem Kleide durch die Strafsen; nur vereinzelt wagten sie heimlich die Hand um eine Gabe auszustrecken, wurden aber sofort von den Eltern zurückgerufen, da auch das Betteln als eine am Sabbath verbotene Beschäftigung gilt. Ein stiller Gottesfriede lag auf den an den übrigen Tagen so lebhaften Strafsen und gab Zeugnis von dem Grund, auf welchem die unverwüstliche Macht des vielverfolgten Volkes ruht.

Im Altertum ist Rhodos viel gepriesen; Pindar feiert die Insel in den höchsten Tönen; sie ist ihm „in der That die Sonnenstadt von göttlicher Schönheit“ (ἔστι γὰρ ὄντως ἡ πόλις ἡλίου πρέπον ἔχουσα τῷ θεῷ τὸ κάλλος), und wer erinnert sich nicht aus seiner Schulzeit an die „claram Rhodon“ des Horaz! Allein wir besitzen auch nähere Nachrichten, welche uns bezeugen, dafs Rhodos im Altertum voll glänzender Tempel, Statuen und anderer Kunstwerke war. Um so merkwürdiger scheint es, dafs heute fast jeder Überrest jener Epoche verschwunden ist. In wenig Orten von gleicher Bedeutung sind die Spuren der Vergangenheit so völlig vernichtet. Als Erklärungsgrund sind die furchtbaren Erdbeben angeführt worden,

welche die Insel zu verschiedenen Zeiten, besonders um 224 v. Chr. und 155 n. Chr., heimgesucht haben*; doch bleibt das gänzliche Verschwinden selbst des Materials der Säulen und sonstigen Baustücke immerhin rätselhaft; denn solche Überreste haben sich fast überall gerettet, mögen sie nun unter Schutt und Schlamm liegen oder in späteren Bauwerken verbraucht sein. Ich hege den Verdacht, es möchte im Mittelalter, als die Johanniter ihre furchtbare Festung aufführten, mit den noch zu Tage liegenden Resten aufgeräumt worden sein; allerdings sind im Kastell keine alten Baustücke sichtbar, aber es liefse sich annehmen, dafs die Ritter dieselben zur inneren Füllung der mehrere Meter dicken Mauern benutzt haben, um den Eindruck des Unregelmäfsigen und Geflickten zu vermeiden, welcher durch die Einmauerung von Säulentrommeln und ähnlichen Stücken entsteht. Mir scheint es nicht unmöglich, dafs aus dem Mauerwerk dieses Kastro in ähnlicher Weise ungeahnte Schätze hervorgehen könnten wie aus den Mauern des Kastells in Pergamon.

Auch von den Bewohnern selbst besitzt

---

* S. Dr. H. Schneiderwirth, „Geschichte der Insel Rhodus", 1868, S. 225—228.

niemand wertvolle Altertümer in gröfserer Zahl. Ein Grieche, Namens Dugakis, hat im Kastro eine kleine Antiquitätenhandlung; doch besteht der gröfste Teil seiner Waren in Überresten aus der Ritterzeit, schönen Tellern und Platten rhodischer Arbeit, gewirkten Teppichen, Wappensteinen u. dgl.; an das Altertum erinnern in seiner Sammlung nur ein Dutzend Münzen und ein paar schlechte Vasen. Auch einige andere Händler, besonders der Türke Jusuf, haben einige Münzen; doch verlangen sie übermäfsige Preise. Die Zeit, wo man wirklich gute Sachen billig erstehen konnte, ist längst vorüber; die Nachrichten von den hohen Summen, die im Ausland zuweilen bezahlt werden, sind in die kleinsten Orte gedrungen und haben uns — „Weh dir, dafs du ein Enkel bist" — das Geschäft verdorben. Wer nicht im Lande ansässig ist und die Gelegenheiten abwarten kann, wird selten etwas Gutes erwerben können. Ein gewisser Papa Naum hat einige Vasen und kleinere Nippsachen zu verkaufen; doch besitzt er wenigstens ein wertvolles Stück, eine prachtvolle Gemme mit dem Bildnis einer ägyptischen Königin und dem Künstlernamen Λυκομήδης. Endlich hat der griechische Konsul Philimon, Bruder des langjährigen Redakteurs des athenischen „Aion", eine kleine Samm-

lung von Vasen, Terrakotten und Münzen angelegt; unter den Vasen ist eine schwarzfigurige von guter Arbeit, mit der Darstellung eines ithyphallischen Satyrs, dem ein hinter ihm sitzender Priester die Hände bindet. Die Münzensammlung des Herrn Philimon ist deshalb von Wert, weil er sich mit strengster Enthaltsamkeit auf die Erwerbung der Stücke von Rhodos und einiger benachbarter Inseln, wie Kos und Tilos, beschränkt. Da er sich seit längerer Zeit an Ort und Stelle befindet, ist es ihm gelungen, eine ganz ungewöhnlich reichhaltige Kollektion rhodischer Münzen zusammenzubringen. So sind es und waren es namentlich früher im ganzen Orient gerade die Konsuln, welche an ihrem jeweiligen Standpunkt ein kleines Centrum für die Altertümer bildeten und wohl manches vor Verschleuderung bewahrten. Später zeigte mir der Konsul noch ein wertvolles Erbstück seines Hauses, eine Sammlung von Briefen und anderer Schriftproben der meisten bedeutenden Männer des griechischen Freiheitskrieges. So wenig ich sonst für Autographen schwärme, konnte ich nicht umhin, die ungeübten und doch charaktervollen Schriftzüge dieser wilden Klephtenführer mit Rührung zu betrachten; unter anderen merkwürdigen Urkunden jener drangvollen Zeit findet sich ein Brief, den

Bozaris wenige Tage vor seinem Tode geschrieben hat. Aufser den genannten Altertümern sah ich zwei griechische Handschriften, die sich im Besitz des Herrn Billioti befinden. Die eine (16. Jahrh.) enthält kirchliche Vorschriften für Seelsorger, die andere (17./18. Jahrh.) Homilien des Gregor von Nazianz und einige Reden des Isokrates mit interlinearen Bemerkungen; leider mufste ich bald sehen, dafs auch diese gänzlich wertlos war; denn die interlinearen Glossen zeigten sich als sogenannte Psychagogieen, d. h. als Angabe der Synonyma und neugriechische Paraphrasen, wie sie in den wenigen Schulen, die sich nach der türkischen Eroberung noch erhielten, üblich waren. Solche Psychagogieen sind fast das Einzige, was man in den Handschriftensammlungen griechischer Klöster von klassischen Texten noch findet. Sie haben für uns keinen Wert, da ihre Texte häufig sogar aus Ausgaben abgeschrieben sind; höchstens kann der, welcher sich speziell mit der Geschichte der griechischen Schulen nach dem Fall des Reiches beschäftigt, sich daraus über die Lehrmethode und den Kreis der gelesenen Schriften unterrichten. Da der Besitzer der zwei Manuskripte in England einen hohen Preis zu erhalten hoffte, so überliefs ich ihm gern seine Schätze.

An dem ersten schönen Nachmittage unternahm ich einen Ausflug nach dem nördlich von der Stadt gelegenen Dorfe Trianda; der Weg führt von „Neu-Marasch“ zuerst durch ungeheuere, wohl von vulkanischen Kräften wild durcheinandergeworfene Felsblöcke, dann längs des Meeres über sandiges Uferland. Eine Strecke weit sind noch die Spuren einer grofsartig angelegten Strafse zu erkennen, durch die man vor einigen Jahren Trianda mit der Stadt verbinden wollte; doch geriet der Bau ins Stocken und in kurzer Zeit wird auch das nahezu fertig gestellte Stück verschwunden sein. Als ich eine Zeit lang, in Bewunderung des gegen das Gestade schäumenden Meeres versunken, dahingewandelt war, holte mich ein auf einem kräftigen Esel reitender Bauer ein; er bot mir sofort sein Tier an, da meine Schuhe für den schlechten Weg nicht geeignet seien, und brachte die Einladung in einem so hübschen und natürlichen Ton vor, dafs ich ihr, um ihn nicht zu beleidigen, Folge leistete; er trabte nun lustig neben mir her und erzählte von seiner Heimat. Auf meine Frage, ob man in den Dörfern wohl eine Unterkunft finden könne, sagte er lakonisch: „Sind wir nicht auch Christen?“ Zuletzt erwähnte er, dafs in der Nähe ein reicher und gelehrter Herr wohne, der auch

von den alten Dingen viel verstehe. Da mir in der Stadt niemand von einem solchen gesprochen hatte, wurde meine Neugierde wach, und ich bat ihn, mich zu dem Manne zu führen. Bald zeigte sich links von unserem Wege ein stattliches und wohlgepflegtes Gebäude, das mir der Bauer als den Wohnsitz des Gelehrten bezeichnete. Ich hatte nicht nötig das Haus zu betreten; denn der Besitzer war eben, als wollte er des Bauern Lob bewahrheiten, mit keiner geringeren Unternehmung als mit einer Ausgrabung beschäftigt. An den hohen ockergelben Reitstiefeln, dem fränkischen Rocke und Hute leicht als der Gebieter erkennbar, ermunterte er mit lautschallender Stimme und lebhaften Geberden ein halbes Dutzend Knechte, die in einigen grofsen Gruben beschäftigt waren. Als ich mich geziemend vorgestellt hatte, sagte er, ich komme gerade recht; denn er habe einige Pelasgergräber gefunden. Da ich noch nie ein pelasgisches Grab gesehen hatte, so folgte ich dem Werke mit doppelter Aufmerksamkeit. Die Gerippe lagen in gänzlich schmucklosen, bei der Eröffnung schon zerbrochenen Thonsärgen von etwa $1\frac{1}{2}$ cm dicker Wandung; von Schmuck, Waffen oder Münzen war keine Spur zu finden; dagegen kamen in dem sandigen Boden einige Muscheln vor. Auf meine Frage, wor-

aus er auf den pelasgischen Ursprung dieser Ruhestätten schliefse, erklärte der Grieche, die Pelasger seien ein seefahrendes Volk gewesen und zur Andeutung dieser Beschäftigung hätten sie ihren Toten Muscheln mitgegeben. Ich erwiderte bescheiden, das sei jedenfalls das Billigste gewesen und fragte, ob er nicht glaube, es könnten auch Gräber armer Bauern oder Fischerleute aus mittelalterlicher oder noch späterer Zeit sein. Damit hatte ich mein archäologisches Ansehen bei ihm verscherzt, und er begann mir als einem in der pelasgischen Wissenschaft gänzlich unerfahrenen Menschen von anderen Dingen zu reden und schliefslich von seinem Leben zu erzählen. Er war jung nach Marseille gekommen, hatte sich dort durch Handel ein Vermögen erworben, und beabsichtigt jetzt, sein Gut in Rhodos nach französischer Weise einzurichten und zu bewirtschaften.

Der Besuch der Schulen, als des besten Mafsstabs für den Bildungsgrad und die geistigen Bestrebungen einer Bevölkerung, durfte nicht versäumt werden. Die Hauptschule von Rhodos befindet sich in einem über dem Kastro gelegenen „Marasch“, dem der Mitropolis. Ich fand die Schüler in einem geräumigen, aber nicht gut eingerichteten Hause. In der obersten Klasse

wohnte ich dem Unterricht bei; mehrere Schüler, die auf den Bänken nicht Platz finden konnten, hörten stehend zu; viele hatten die Mütze oder das Fefs auf dem Kopfe, eine Folge der türkischen Gewohnheit. Einer der Knaben erzählte mit beängstigender Hurtigkeit die ganze Geschichte des Theseus. Noch schlimmer war der Vortrag in der Mädchenschule, wo ich einer Religionsstunde anwohnte; hier wurden die heiligen Geschichten ohne jede Betonung und Satzabteilung mit so fieberhafter Eile herabgeleiert, dafs mir das aristophanische Pnigos dagegen wie Kinderspiel erschien. In einer anderen Klasse wurde französisch getrieben, mehrere Zöglinge waren daneben mit Stickereien beschäftigt. Der Lehrer, welcher meine Führung übernommen hatte, erzählte mir, die Gemeinde sei arm und könne nicht genug erschwingen, um die Schule besser einzurichten; bei $6^1/_2$ Stunden täglichem Unterricht bezieht er einen Monatsgehalt von 100 Frs., was allerdings bei den Preisen in Rhodos (für einen Einheimischen natürlich) ungefähr so viel bedeutet als bei uns die doppelte Summe. Später führte mich Herr Dr. Karabokyrú auch in die jüdische Schule; hier wird türkisch, französisch und hebräisch gelehrt, während das Spanische als Vermittelungssprache dient. Bei meiner

Anwesenheit wurde eben ein Bibeltext übersetzt; der Lehrer wunderte sich sehr, als er sah, dafs ich, obschon Christ, das Hebräische lesen konnte. Die Schulzimmer sind rein und die Schüler sitzen wohlgeordnet und in völliger Ruhe auf den Bänken. Die Anstalt hinterliefs mir einen günstigeren Eindruck als die griechische.

Kurz vor meiner Abreise konnte ich ein österreichisches Kriegsschiff besichtigen. Der Kommandant desselben, Se. K. K. Hoh. Erzherzog Karl Stephan, der mich beim Antiquitätenhändler Dugakis getroffen hatte, lud mich in zuvorkommendster Weise zum Frühstück und liefs mir die ganze Einrichtung des Schiffes zeigen. Auch das kunsthistorische Interesse blieb hier nicht unbefriedigt; die Offiziere besitzen hübsche kleine Sammlungen, die sie sich auf ihren Kreuz- und Querfahrten anlegen.

Zuletzt hatte ich noch einen kleinen Straufs mit der türkischen Behörde auszufechten; als ich mir nämlich im Konak die Erlaubnis erholte, nötigenfalls aufserhalb des Kastro abzufahren, da dasselbe während der Nacht geschlossen ist, gebot man mir einen türkischen Pafs zu lösen. Ich meinte, es handle sich um irgend eine Erpressung, und protestierte deshalb lebhaft, indem ich mich auf meinen deutschen Pafs

berief. Nachdem sich der Bimbaschi und einige andere Herren in einem abgesonderten Zimmer eine Zeit lang beraten hatten, befanden sie meinen Paſs für genügend und lieſsen mich ziehen. Später erfuhr ich, daſs ich völlig im Unrecht gewesen war; denn es ist Gesetz, daſs jeder, der türkische Hafenorte berührt, auch einen türkischen Paſs besitze, und ich war in Chios in der That genötigt, einen solchen „Teskeréh“ zu nehmen. Die Beamten aber waren offenbar durch die Vorzeigung des fremden Passes, einen wohl in Rhodos seltenen Fall, und durch mein entschiedenes Auftreten in Verlegenheit gekommen.

Schon am ersten Tage hatte ich mein Augenmerk auf das uralte Mütterchen im Gasthause gerichtet, um von ihr einige Märchen oder Lieder zu erpressen. All mein Zureden war vergebens; sie konnte nicht begreifen, was ich mit einem Märchen wolle, und fürchtete offenbar Spott oder sonst etwas Böses. Erst an einem der letzten Abende war sie guter Laune und begann zu erzählen; ich notierte mir das Märchen sofort in der Ursprache, doch war das kein leichtes Unternehmen, da ihre Rede unaufhaltsam dahinströmte; ich muſste, um ihr folgen zu können, den Tauben und Begriffsstutzigen spielen, d. h. ich unterbrach

sie fortwährend durch Fragen, was dann geschehen sei, was die Königin dann gethan habe u. s. w. Das Märchen, inhaltlich nicht bedeutend, war mir wertvoll als authentisches Dokument der Mundart. Wie schwer es ist, einfache Leute zu solchen Mitteilungen zu bewegen, konnte ich später noch oft genug erfahren. Die Sache ist ganz natürlich; die alten, echten Geschichten und Gesänge kursieren nur im Munde der ungebildeten, von der Litteratur entfernten Bevölkerung, die sich an diesen wertvollen Erbstücken der Vorväter ergötzt. Da die Leute das Urwüchsige und Heimatliche dieser Dinge deutlich fühlen, begreifen sie nicht, wie ein Fremder sich dafür interessieren könne, und kommen daher regelmäfsig auf den Gedanken, er wolle sie irgendwie zum Besten haben. Diejenigen Klassen aber, welche so gebildet sind, dafs sie den Absichten des Fremden entgegenkommen können, wissen von Volksliedern und Märchen meist nicht mehr als der eifrige Sammler selbst; freilich können sie dem Fremden zuweilen zur Vermittelung dienen und ihn auf gute Fundgruben aufmerksam machen.

VIII.

Vier Tage nach dem auf der Agentur ursprünglich genannten Termin erschien endlich der von mir gedungene Fährmann mit der Nachricht, dafs das Schiff in Sicht sei. Als wir uns nach dem Hafen begaben, kam uns einer seiner Glaubensgenossen entgegen und behauptete, ich habe ihm versprochen, ihn das Gepäck tragen zu lassen; während er mit unbeschreiblicher orientalischer Mimik ein lautes Zetergeschrei wegen angeblicher Übervorteilung erhob, kam noch ein Dritter mit den gleichen Ansprüchen, sodafs eine Scene entstand, die für einen Komödiendichter unbezahlbar gewesen wäre.

Die erwähnte „Bell's Asia Minor Society" ist eine kleine, aber sehr regsame schottische Gesellschaft, welche auf der Linie Smyrna-Syra-Rhodos-Alexandrette den österreichischen, italienischen und französischen Unternehmungen seit einiger Zeit lebhafte Konkurrenz bereitet, indem sie mit ihren kleinen,

aber wettertüchtigen Fahrzeugen den Waren- und Personenverkehr zu unerhört billigen Preisen vermittelt. Es ging in Rhodos und Smyrna das Wort, die englischen Schiffe nehmen den Passagier umsonst mit und geben ihm obendrein noch ein treffliches Pilaf während der Reise. In der That wird auf diesen Schiffen von den Einheimischen der tarifmäſsige Fahrpreis selten bezahlt, oft nur ein Drittel oder ein Viertel desselben. Das Geschäft scheint sich trotzdem zu rentieren und die Gesellschaft hat erst kürzlich wieder ein neues Schiff auf ihrer Linie eingestellt. Es scheint zu verwundern, daſs auf diesen kleinasiatischen Linien, obschon die Mehrzahl der Passagiere meist Griechen sind, noch keine gröſsere griechische Dampfschiffgesellschaft eingetreten ist. (Die Gesellschaft Kurtsí hat bis jetzt noch wenig Bedeutung.) Allein zur Bildung von Gesellschaften gehören völlig solide Verhältnisse und eine gewisse Tradition, die dem Vertrauen eine feste Unterlage gewährt; sie ist das Produkt einer hoch gesteigerten kaufmännischen Empirik; in Griechenland ist alles noch zu sehr im Werden begriffen, als daſs sich derlei Verbindungen schon hätten erproben können. Daher arbeiten bis jetzt die griechischen Kaufleute fast stets einzeln und zwar, wie die groſsen griechischen Häu-

ser in Odessa, Konstantinopel, Smyrna, Livorno, Marseille, London und Kalkutta bezeugen, mit Erfolg; das vereinte Wirken der Gesellschaft dagegen hat noch wenig Boden gefunden.

Unser Schiff Antona ist ein 24 Jahre altes, schmutziges und wüstes Fahrzeug; ein Dampfer der Messagerie, der gleichzeitig vor Anker lag, liefs durch seine überlegene Gröfse die Kleinheit des englischen Schiffes deutlich erkennen. Von der Bequemlichkeit der Dampfer des Lloyd und der übrigen gröfseren Gesellschaften ist hier nichts zu finden; auch die einfache Kost sticht sehr ab gegen die reichliche Versorgung, welche man sonst trifft. Nach dreistündiger Fahrt langten wir abends 8 Uhr in Syme an. Ich konnte mich jetzt überzeugen, dafs die Insel auch auf der östlichen Seite aus rauhem, zackigem Felsterrain besteht, welches der spärliche Pflanzenwuchs nicht zu bedecken vermag. Nur an einigen Stellen sind kümmerliche Gemüsebeete und Weinberge in künstlichen, durch Mauern gestützten Terrassen aufgebaut. Die Stadt zieht sich vom Hafen amphitheatralisch an dem felsigen Abhang hinauf und der Verkehr wird durch zahlreiche Steintreppen vermittelt. Die Insel besitzt einen berühmten Wallfahrtsort, Paleorimiotis, nach welchem an bestimmten Festtagen

8*

von Rhodos, Tilos, Kos und dem Festlande Tausende von Andächtigen zusammenströmen. Unser Schiff hatte eine ungeheuere Menge kleiner Kisten mit Schwämmen einzuladen; der geschäftige Lärm, welcher bei dieser Thätigkeit entstand, wurde durch den heimatlichen Klang der Abendglocken, die vom Städtchen zu uns herüberschallten, lieblich unterbrochen. Am nächsten Abend langten wir nach einer stürmischen und regnerischen Fahrt in Kalymnos an. Hier fand ich beim Bruder des Arztes von Rhodos, Herrn Dr. M. Karabokyrú, Advokat aus Konstantinopel, der wegen einer Privatangelegenheit eben in seiner Heimat weilte, die liebenswürdigste Aufnahme.

Eine alte Dienerin des Hauses zeigte sich als unerschöpfliche Quelle guter Volkslieder, deren Inhalt und Sprache durch echte Lokalfarbe anzog; so gelang es mir trotz des kurzen Aufenthalts auf dieser Insel, die Haupteigentümlichkeiten ihrer Mundart kennen zu lernen. Nähere Mitteilungen sind hier nicht am Orte, und ich bemerke nur, dafs der Dialekt von Kalymnos mit der südgriechischen Dialektgruppe die häufige Ausstofsung von Konsonanten und die Neigung zur Epenthese gemein hat.

Am nächsten Morgen ergofs sich ein fürchterlicher Wolkenbruch auf die Insel;

die Wege verwandelten sich in reifsende Wildbäche und die mit Mauern eingefafsten Äcker glichen kleinen Seen. Doch hellte sich gegen Mittag das Wetter auf, und da das Terrain gegen das Meer hin ziemlich abschüssig ist, hatten sich die wilden Gewässer in einigen Stunden verlaufen. So konnten wir nachmittags schon trockenen Fufses das kleine Kastro besuchen und die Ruine des Apollotempels besichtigen. Dr. Karabokyrú führte mich auch zu einigen seiner Verwandten, wo ich ein einfaches und patriarchalisches Familienleben kennen lernte.

Des nächsten Tages mietete ich das Boot eines Schwammfischers, um mein Reiseziel Patmos zu erreichen. Für Leros hatten sich einige Reisegefährten eingefunden, ein griechischer Lehrer, ein alter Bettler, eine Frau mit ihrem Kinde und ein türkischer Unteroffizier, der dem Gouverneur von Leros und seinen Polizeisoldaten den Gehalt brachte. Unser Fahrzeug, ein sogenanntes Skaphi, war trotz seiner Kleinheit einschliefslich des Kapitäns mit fünf Leuten bemannt. Wie nützlich das war, konnte ich bald sehen; denn da kurze Zeit nach unserer Abfahrt eine völlige Windstille eintrat, mufsten die Schiffer die Ruder zu Hilfe nehmen; mit unglaublicher Ausdauer arbeiteten sie den ganzen Tag, sodafs wir gegen Abend die

Nordspitze von Kalymnos erreicht hatten. Während der ganzen Fahrt änderte sich der felsige und rauhe Charakter der Insel, an der wir hinfuhren, nur an einer Stelle; ein Klösterchen „Panteleïmonas“ liegt lieblich zwischen Baumgruppen am kahlen Felsenhang. Nachmittags folgten unserem Boote mehrere Stunden lang eine Menge Delphine, deren schwarze Rücken oft nur wenige Schritte von uns aus dem Meere tauchten. Schon lag Leros im Glanz der Abendsonne deutlich vor uns, als sich ein Gewitter erhob; im Verlaufe weniger Minuten wurde der Wind so heftig, dafs die Segelstange des Vordermastes in zwei Stücke zerbrach. Der Kapitän sah sich genötigt, mit Hilfe des noch brauchbaren Segels in einer kleinen, rings von Bergen umschlossenen Bucht im Norden von Kalymnos Zuflucht zu suchen. Im Winkel dieses natürlichen Hafens liegt der aus etwa 30 Hütten bestehende Ort Borió (offenbar = ἐμποριό, d. h. Handelsplatz). Bei völliger Dunkelheit warfen wir Anker.

Ich begab mich mit dem griechischen Lehrer ans Land, während die übrigen Reisegenossen es vorzogen, in dem dunkeln, zum Teil mit Schweinen gefüllten Schiffsraum zu übernachten. Mein Begleiter behauptete, er werde mich in ein Kaffeehaus führen. Nach-

dem wir über die unwegsamen Felsen emporgeklettert waren, standen wir alsbald vor einer niedrigen Hütte. Auf unser Pochen wurde geöffnet, und der Besitzer des seltsamen Kaffeehauses hiefs uns, obschon wir ihn und sein ganzes Hauswesen im Schlafe gestört hatten, mit freundlichen Worten willkommen. Der Lehrer hatte einige Fische mitgebracht, die er während der Fahrt bei einem uns begegnenden Fischer erstanden hatte, und verlangte von dem Wirte, dafs er dieselben zubereite. Auch diesem Ansinnen kam derselbe liebenswürdig entgegen, und bald kochte das Wasser über dem lodernden Feuer. Ich konnte unterdessen das Innere unserer Herberge mit Mufse betrachten; die ganze Hütte enthält einen einzigen länglich viereckigen Raum; der Boden besteht aus festgestampfter Erde, die Decke aus krummen, vom Rauch geschwärzten Baumästen und Stämmchen, an den Wänden hängen verschiedene Ackergerätschaften, in einigen Nischen stehen Kochgeschirre und andere zum Betriebe einer Kaffeeschenke unentbehrliche Dinge, wie Tassen, Kännchen und Schnapsflaschen; von sonstiger Einrichtung ist nichts zu bemerken. In der unserem Lager entgegengesetzten Ecke schnarchen Weiber und Kinder.

Das Haupt der Familie, der Kaffeewirt,

ist ein angehender Fünfziger von sehr energischem, aber gutmütigem Gesicht. Er bat mich um meine Adresse für den Fall, dafs sein Sohn, der in Rufsland und Polen Schwammhandel treibt, einmal nach München kommen sollte. Die hübsche Zudringlichkeit, mit der er uns Kaffee und Raki anbot, die naturwüchsige Art seiner Rede und sein ganzes Benehmen waren so einfach und herzlich, dafs mir wurde, als hätten wir uns längst gekannt. Leider war unsere Ankunft trotz der vorgerückten Stunde in dem kleinen Orte nicht unbemerkt geblieben; daher kamen mehrere Borianer, um uns Gesellschaft zu leisten. Einer der neuen Ankömmlinge war etwas betrunken und führte die Unterhaltung so lebhaft, dafs ich ihn wiederholt bat, auf die schlafenden Damen Rücksicht zu nehmen; er kehrte sich jedoch wenig an meine Galanterie und begann zuletzt sogar laut zu singen. Wir waren endlich froh, als wir dieser gut gemeinten, aber etwas bärenhaften Gesellschaft ledig wurden und uns auf das harte, aber wenigstens von Ungeziefer freie Lager hinstrecken konnten.

Schon lange vor Sonnenaufgang erhob sich der freundliche Wirt und bereitete uns Kaffee; meine geringe Meinung von seinem Kaffeehaus wurde sofort Lügen gestraft; denn schon um 5 Uhr kam ein Gast und

nahm mit uns den Morgentrunk. Ich erfuhr während des traulichen Gesprächs, das uns bis zum Anbruch des Tages die Zeit verkürzte, dafs Borió ein Winterdorf ist; aus benachbarten Ortschaften kommen währrend der schlechten Jahreszeit Leute zur Bewirtschaftung der hier liegenden Felder; im Frühjahr kehren sie in ihre Heimat zurück. Dieses Verhältnis ist in vielen Gegenden des Orients zu finden. Man vergleiche z. B., was über die Einrichtung der „Winter- und Sommerdörfer“ im Peloponnes Vischer, „Erinnerungen aus Griechenland“ (S. 338), erzählt.

Man wird mir glauben, dafs ich von unserem wackeren Wirte Sideris mit mehr Befriedigung schied, als man die prachtvollen, kellnerumschwärmten, teppichbelegten Treppen unserer modernen Hôtels zu verlassen pflegt. Hier in der armen Hütte des einfachen Bauern, des wind- und wetterfesten Schiffers, des arbeitsamen Handwerkers mufst du dich niederlassen, wenn du die geistige Regsamkeit, die körperliche Tüchtigkeit, den trotz aller Bedrückungen guten Charakter der griechischen Nation kennen lernen willst; humani nihil a me alienum puto — mit diesen Leuten, dem gesunden, kräftigen Volk, tritt in längeren Verkehr, lausche ihnen ihre Worte, ihre Anschauungen, ihre Lieder, ihre Gebräuche ab, studiere ihre Haltung, ihren

Typus, wenn du über die heutige griechische Nation urteilen willst. Hüte dich, deine Ansicht, wie viele thun, nach den Bummlern Athens oder Smyrnas oder nach jenen zu bilden, denen im langen Umgang mit anderen Völkern jede Eigenart abhanden gekommen ist.

Als wir die schützende Bucht verlassen hatten, begann es abermals zu regnen, doch wurden wir durch einen herrlichen Doppelregenbogen belohnt, der in wunderbarer Weite sich über die leicht bewegte See ausbreitete. Obschon wir gegen den Wind fuhren, erreichten wir schon kurz nach Mittag den Hafen von Leros. Das Städtchen sieht mit seinen weifsen, an den Felsabhang geklebten Häusern von fern einem riesigen Marmorbruch täuschend ähnlich. Die Häuser haben dieselbe monotone Bauart wie in Syme, Kalymnos und anderen kleinen Inseln; die Grundform ist ein Würfel, dessen weifse Farbe nur durch die Thüre und ein Fenster unterbrochen wird; auch das flache Dach ist meist mit einer grünlichweissen Cementerde bedeckt. Dieses Grundschema des Hauses kann nun allerdings Variationen erleiden; der Würfel wird verlängert, die Thüre kommt in die Mitte und je ein Fenster links und rechts von ihr, oder ein zweites Stockwerk fügt drei Fenster in der Hauptfront

hinzu; der Gesamteindruck bleibt aber immer derselbe. Daher rührt der unsäglich kahle und langweilige Eindruck, den diese weifsblinkenden Städtchen hervorbringen. Die gröfseren Ortschaften, wie Chios und Mytilini, machen der europäischen Bauweise Konzessionen, verwenden Ziegeldächer, grüne Läden, Erker und zeigen überhaupt eine gröfsere Mannigfaltigkeit der Anlage. Über der Stadt Leros erhebt sich ein mittelalterliches Kastro; unter demselben steht auf einer Anhöhe eine Reihe von Windmühlen, welche die einfachen Umrisse der Landschaft unterbrechen.

Mein Kapitän brachte das Gepäck in das Haus des Herrn Ampelás, des Vorstandes der griechischen Schule, an welchen mich Herr Karabokyrú empfohlen hatte. Da der Lehrer nicht zu Hause war, begab ich mich auf den kleinen, von Platanen beschatteten Hauptplatz, an dem sich mehrere Kaffeehäuser, die Apotheke und die wichtigsten Krämereien befinden. Kaum hatte ich vor einer der Kaffeeschenken Platz genommen, so sammelten sich mehrere der Bürger um den Fremden, boten ihm Unterkunft an und traktierten ihn nach der griechischen Sitte mit Kaffee und Raki. Bald kam auch Herr Ampelás, ein gebildeter junger Mann, der in Athen studiert hatte. Da eben ein grie-

chischer Feiertag ihn von seinen Verpflichtungen in der Schule entband, so begleitete er mich auf das Kastro. Der treffliche Pfad, welcher auf die steile Höhe führt, verdankt seine gute Erhaltung wohl weniger der guten Aussicht als dem Umstand, dafs sich auf dem Kastro eine Kapelle mit einem wunderthätigen Bilde der Παναγία befindet, welches viele Wallfahrer anzieht. Einige Nonnen haben hier ein kleines Kloster und behüten die Kapelle. Die Wände des kleinen Gotteshauses sind mit zahlreichen Votivtafeln, Händen, Augen, Füfsen aus Messing und Silberblech geziert. Häufig sieht man in solchen Kapellen sogar türkische Goldmünzen zur Erfüllung eines Gelübdes an einer Schnur aufgehängt. Obschon die Thüre stets offen steht, macht der allgemeine religiöse Sinn einen Diebstahl unerhört. Das wird sich freilich ändern, wenn einmal infolge der wachsenden Leichtigkeit des Verkehrs der Auswurf der grofsen Städte den Weg nach diesen abgelegenen Orten gefunden haben wird.

Auf einer Terrasse der halbverfallenen Citadelle stehen noch zwei kleine verrostete Kanonen, welche vor 1821 dazu dienten, den Bewohnern die Annäherung eines Piratenschiffes anzuzeigen und sie zur Flucht auf die Burg zu mahnen. Während des griechi-

schen Aufstandes hatten sich sämtliche Bewohner der Insel aus Furcht vor den Korsaren, die damals Freund und Feind brandschatzten, auf die Burghöhe zurückgezogen, wo jetzt noch die Überbleibsel ihrer Häuser sichtbar sind. Die Aussicht von der höchsten Spitze der weitläufigen Ruinen hat denselben Charakter wie die aller bedeutenden Erhebungen des Archipelagus; der Fremde wundert sich besonders über die Nähe der Inseln, welche ermöglicht, ein grofses Stück Landkarte im Original zu studieren. Wir erblicken im Norden den hochragenden, dunkeln Kamm von Samos, die felsige Ikaria, unmittelbar vor uns Patmos mit seiner weifsblinkenden Klosterstadt, gegen Westen die einförmige Amorgos und die hohe Naxos, im Südwesten Astyphaläa, südlich die zackigen Höhen von Kalymnos, dahinter die langhingestreckte Kos, im Osten die herrlichen Linien der kleinasiatischen Küste. All das ist selbst einem kurzsichtigen Auge ohne Hilfe eines Instruments erreichbar. Zu unseren Füfsen liegt Leros wie eine Reliefkarte in riesigem Mafsstabe: das an zwei Abhängen sich emporziehende Städtchen, der kle ne Hafen, in einigen Thälern hübsche Pflanzungen mit den Landsitzen der reicheren Bürger; besonders hebt sich hervor ein herrlich grünes Wiesenthal mit mehreren zwischen

schattigen Bäumen halbverborgenen Häusern, gerade südlich von der Stadt gelegen; der liebliche Ort heifst Lakkí (wohl = λακκίον, Grube, Einsenkung).

Erst jetzt konnte ich die Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung dieses Eilandes übersehen; was von fern gesehen ein einziger ungeheuerer Felsblock schien, zeigt sich als ein zwar felsiges, aber von zahlreichen Thälern unterbrochenes, an mehreren Stellen tief eingebuchtetes Inselland. Ähnliche Beobachtungen machte ich auf allen Inseln, die ich besuchte. Der Reisende, mag er selbst in ziemlicher Nähe vorüberfahren, bekommt leicht eine ganz falsche Vorstellung und beginnt an der Wahrheitsliebe Byrons zu zweifeln, der für seine Greek islands so begeistert war. Der einzige Reiz scheint dem vorübereilenden Fremden die schöne Zeichnung der hoch aus dem Meere ragenden Kontur; im übrigen erblickt er meist ziemlich kahle, starrende Felswände, die nur durch einen dunkeln Fleck oder durch eine kleine Ortschaft belebt sind. Es bildet sich die Vorstellung, die Insel bestehe aus einer unförmlichen Felsmasse, auf der nur da und dort noch etwas Fruchtboden hafte. Sobald wir aber das Eiland betreten und durchwandern, entdecken wir eine Welt im Kleinen, mannigfaltige Bergformen, reizende

Schluchten mit plätschernden Gewässern, fruchtbare, gegen das Meer auslaufende Radialthäler, kleine und grofse Buchten nach allen Richtungen, zerstreute, hinter Bäumen verborgene Dörfer und lauschige Einzelgehöfte. Solches erfuhr ich besonders in Samos, Chios und Lesbos.

IX.

Wenn ich etwas ausführlicher über Leros spreche, so hoffe ich einigen Dank namentlich deshalb zu verdienen, weil es in der That schwer ist irgend etwas Näheres über diese unbedeutende Insel zu erfahren. Rofs geht schnell über sie hinweg, und der Reisende ist fast ausschliefslich auf das englische Reisehandbuch von Murray angewiesen, da ein Baedeker für die Türkei noch nicht existiert und das Handbuch von Meyer nur Palästina und Konstantinopel näher behandelt. Auch ich hatte mich mit dem erwähnten englischen „Handbook for travellers in Turkey in Asia minor" versehen. Das Buch datiert zwar vom Jahre 1881; allein leider sind die meisten Nachrichten aus älteren Reiseberichten geschöpft, weshalb auf seine Angaben in keiner Beziehung Verlafs ist. Murray lehrt z. B., Kalymnos sei nur mit Segelbooten erreichbar, während diese Insel in der That seit Ende der sechziger Jahre

wöchentlich von mehreren Dampfern berührt wird. Sachliche Unrichtigkeiten ähnlicher Art finden sich durch das ganze Buch zerstreut und würden dem Reisenden, der arglos diesem Führer vertraute, die gröfsten Verlegenheiten bereiten. Auch die allgemeinen Urteile sind häufig ganz antediluvianisch. Von der Bevölkerung von Kastellórizo, einer nördlich von Rhodos gelegenen Insel, heifst es z. B. lakonisch, sie bestehe aus Schwammfischern und Piraten. Das ist heute nicht richtig und trifft kaum für die Zeit des griechischen Aufstandes zu; damals aber wimmelten die meisten Inseln von Freibeutern, nicht nur Kastellórizo. Offenbar stammen solche Urteile aus irgend einer älteren Reisebeschreibung; da mögen sie auch wohl stehen, denn in einem solchen Buche, zumal in einem englischen, haben subjektive Anschauungen, mögen sie auch verschroben sein, einige Berechtigung; ein Reisehandbuch aber ist ein offizieller Bericht, in welchem derartige Bemerkungen sehr überflüssig sind.

Neugierig entnahm ich das Buch auch in Leros der Tiefe meines Koffers, um zu sehen, was es über diese Insel lehre. Nach einigen Notizen über die Gröfse und Lage der Insel und die Beschäftigung ihrer Einwohner folgt (S. 202) die verdriefsliche Bemerkung, es sei

ein seltsames Zusammentreffen, dafs die Lerier, die schon im Altertum ein schlechtes Renommee gehabt hätten, auch heute noch bei den Nachbarinseln verrufen seien. Die Angabe von einem üblen Leumund der Lerier im Altertum gründet sich offenbar auf den Vers des milesischen Dichters Phokylides:

Καὶ τόδε Φωκυλίδεω. Λέριοι κακοί· οὐχ ὁ μέν, ὃς δ' οὔ, πάντες, πλὴν Προκλέους· καὶ Προκλέης Λέριος.

(Auch das ist von Phokylides: Die Lerier sind schlecht; nicht nur der eine oder andere; alle, aufser Prokles; aber auch Prokles ist ein Lerier.)

Strabo, der uns das Distichon überliefert, bemerkt dazu: „διεβέβληντο γὰρ ὡ κακοήθεις οἱ ἐνθένδε ἄνθρωποι“ (d. h. es waren nämlich die dortigen Leute als bösartig verleumdet); selbstverständlich ein Zirkel, der sich auf eben jene Verse stützt. Dazu kommt noch, dafs die Spitze des Epigramms offenbar gegen Demodokos, einen aus Leros gebürtigen Dichter, gerichtet war. Demodokos hatte, wie Aristoteles in der Nikomachischen Ethik berichtet, die Milesier verhöhnt:

[Καὶ τόδε Δημοδόκου·] Μιλήσιοι ἀξύνετοι μέν οὐκ εἰσί, δρῶσιν δ' οἷά περ ἀξύνετοι.

(Auch das ist von Demodokos: Die Milesier sind zwar nicht unvernünftig, handeln aber wie Unvernünftige.)

Um sich zu rächen, rezensierte der Milesier Phokylides nun auch die Landsleute des Demodokus, indem er einen von demselben Demodokos gegen die Chier gedichteten Doppelvers* auf die Lerier anwandte. Mithin wird auch die von L. Rofs („Inselreisen“, II, 122) ausgesprochene Vermutung, Phokylides habe Tierquälerei oder eine ähnliche Bosheit an den Leriern rügen wollen, hinfällig. Man sieht, auf wie starken Füfsen der Beweis steht, durch den man im Altertum** die Bosheit der Lerier erhärten wollte. Einer geistreichen Wendung zu Liebe macht nun das Reisehandbuch auch die heutigen Lerier schlecht, während sie in der That nicht schlechter und nicht besser sind als die Bewohner der übrigen kleinen Inseln. Aus einem Grunde allerdings sprechen müfsige Zungen auf den zunächst liegenden Inseln manches Böse über Leros, bringen

---

* Καὶ τόδε Δημοδόκου· Χῖοι κακοί· οὐχ ὁ μέν, ὃς δ' οὔ, πάντες, πλὴν Προκλέους· καὶ Προκλέης δὲ Χίου.

(Auch das ist von Demodokos: Die Chioten sind schlecht; nicht nur der eine oder andere; alle, aufser Prokles; aber auch Prokles ist von Chios.) Das Distichon ist überliefert in der Anthol. Palat. XI 235. Vgl. Bergk, Poet. lyr., II 65.

** Aufser Strabo notiert die Sache auch Eustathios in seinem Kommentare zu Dionys. Perieg. 350.

auch zuweilen den Namen der Insel mit dem Wort λέρα (Schmutz, Filzigkeit) in boshaften Zusammenhang. Die Lerier haben vor einigen Jahrzehnten angefangen sich in Ägypten ihr Brot zu suchen, und sind dabei etwas glücklicher gewesen als manche ihrer Nachbarn; infolge des häufigen Aufenthalts in Alexandria ist auch die alte Einfachheit der Gebräuche und der Tracht mehr geschwunden als auf anderen Inseln gleicher Gröfse. Die Leute, welche sich jahrelang in Alexandria oder Kairo europäisch getragen haben, kehrten nicht gern zu der Inseltracht zurück, selbst nachdem sie sich für den Rest ihrer Tage in ihre Heimat zurückgezogen hatten. Das ist aber doch nichts Schlimmes, und es wird trotz aller Gegenanstrengungen mit dem Fortschreiten der Kultur überall so werden. Im Gegenteil ist es ein besonderer Vorzug der Lerier, dafs sie sich ein weiteres Feld für ihre Thätigkeit suchen und, wenn sie ihr Schäfchen im Trockenen haben, in ihre Heimat zurückkehren. Aber auch im übrigen empfing ich bei den geschmähten Leuten nur gute Eindrücke. Obschon die ganze Insel nur 4000 Einwohner zählt, hat die Gemeinde selbst eine Menge nützlicher Einrichtungen geschaffen. Das wäre freilich nicht möglich, wenn nicht, wie erwähnt, die jüngeren

und intelligenteren Leute nach Ägypten zögen, um dort durch ihre Thätigkeit sich ein Vermögen zu erwerben. Niemand von ihnen vergifst seine Heimat, selbst die in Ägypten Ansässigen bauen sich in Leros ihre Sommerwohnung und bringen die heifsen Monate dortselbst zu. Daher rühren die meisten der gröfseren und behäbigeren Häuser, an denen das Städtchen ziemlich reich ist. So erklärt es sich auch, dafs man eine ziemliche Anzahl unterrichteter Leute trifft, mit denen ein Gespräch über so weit abliegende Dinge wie englische Politik möglich ist. Nur eine Folge dieser Freizügigkeit ist, dafs Leros einen weit höheren Kulturgrad zeigt als Rhodos, obschon diese Insel unvergleichlich mehr natürliche Hilfsquellen besitzt.

Die Schulen, die Apotheke, die zwei Ärzte, die Ausgaben für den neuen Hafendamm werden sämtlich durch Gemeindeumlagen bestritten. Für die Schule z. B. wird auf alle aus- und eingeführten Waren ein Prozent Steuer gelegt, dazu kommen die Zinsen geistlicher Güter; die gesamten Einkünfte der Schulen belaufen sich auf 8000 Frs. jährlich; davon erhält der erste Lehrer der „hellenischen Schule" jährlich 1800 Frs., der zweite 1000 Frs., von den 4 Lehrern der allelodidaktischen (école mutuelle) die

zwei Oberlehrer je 1000 Frs., die zwei Unterlehrer je 600 Frs.; das Übrige kommt der Mädchenschule zugute, welche über 200 Schülerinnen zählt und von vier Lehrerinnen geleitet wird. Die Bücher werden aus Konstantinopel und Athen bezogen; die Armen erhalten sie umsonst, wofür die Reicheren einen kleinen Zuschlag bezahlen müssen. Die Verwaltung der Schule besorgt ein aus den Bürgern gebildeter Schulausschufs. Für die zwei Ärzte bezahlt die Gemeinde ebenfalls jährlich 8000 Frs.; diese Ausgabe wird durch einen Zehnten bestritten, der auf die Erzeugnisse der Insel gelegt wird. Auch die Apotheke wird durch bestimmte Beiträge erhalten; die Reicheren bezahlen jährlich 4 türkische Thaler, die zweite Vermögensklasse 2, die dritte 1 Thaler; 90 gänzlich unbemittelte Familien sind befreit. Dafür erhalten sämtliche der beteiligten Familien das ganze Jahr hindurch die Medikamente, natürlich nur gegen ein vom Arzte ausgestelltes Rezept, umsonst; andere Bedürfnisse, welche etwa der Apotheke entnommen werden, müfsen bezahlt werden. Wer sich dieser Einrichtung nicht fügt, hat für jedes Medikament den festgestellten Preis zu entrichten.

Zur Herstellung des neuen Hafens bezahlt jeder Bürger ebenfalls eine jährliche

Steuer, die natürlich mit Vollendung der Bauarbeiten erlischt. An die türkische Regierung entrichtet Leros aufser den Einnahmen des Zollamts seit dem letzten kretischen Aufstand (1866) noch eine jährliche direkte Steuer von 20000 Piastern. Vor dem Aufstand, welcher den Kretern selbst weniger als den unbeteiligten Sporaden schadete, hatte Leros, wie Kalymnos, Patmos und einige andere Inseln, gewisse Privilegien; dann aber erhielt Leros einen Kaimakam und eine kleine Besatzung von 8 Mann. Welch treffliches Bild einer self-made Gemeinde ist diese kleine und unbekannte Insel, die alles aus sich selbst heraus geschaffen hat, während die Regierung ihr nicht nur kein anregendes Beispiel, keine Initiative und keinen Schutz gewährt, sondern häufig noch Schwierigkeiten in den Weg legt!

Da am nächsten Tage ein furchtbarer Südsturm, der die mächtigen Platanen auf dem Hauptplatze zu entwurzeln drohte, die Abreise unmöglich machte, so war es mir vergönnt, mich von dem Zustand der Bildungsanstalten durch den Augenschein zu überzeugen. In der obersten Klasse der hellenischen Schule erklärte Herr Ampelás Plutarchs Traktat über Kindererziehung; die Schüler übertrugen den altgriechischen

Text geläufig ins Neugriechische. Dann folgte die sogenannte Technologie, d. h. die Erklärung der Formen. Auch eine orthographische Übung wurde abgehalten, und einer der Schüler schrieb einen längeren Satz aus Xenophon, den ich ihm diktierte, fehlerfrei an die Tafel; bei der neugriechischen Aussprache ist das nicht so leicht als bei uns, wo fast jedes Schriftzeichen einen besonderen Laut ausdrückt. Einen übeln Eindruck machte ähnlich wie in Rhodos das übermäfsig schnelle und geschäftsmäfsige Lesen und Hersagen der Regeln. Bekanntlich wurde hierin auch in deutschen Schulen früher besonders bei den Paradeprüfungen ganz Erstaunliches geleistet.

Etwas kunterbunt geht es in der allelodidaktischen Schule zu; über 400 Kinder verschiedenen Alters sind hier unter 4 Lehrern zusammengepfropft. Da die Einrichtung des Kindergartens fehlt, schicken die Eltern schon Kinder von 4—5 Jahren in die Schule, damit sie wenigstens Ruhe und Ordnung lernen sollen, was jungen Griechen noch schwerer fällt als jungen Germanen. Von 8—11 $^{1}/_{2}$ Uhr werden Leseübungen gehalten; nachmittags wird Rechnen und Schreiben sowie etwas Geographie und Geschichte gelehrt. Zur Erhaltung eines Gymnasiums ist natürlich die Insel zu klein; wer sich dem

höheren Studium widmen will, wird nach Vollendung der hellenischen Schule in ein Gymnasium nach Athen, Smyrna oder einem anderen durch private Verhältnisse bedingten Ort geschickt.

Schon auf dem Wege zur Burg hatte mir Herr Ampelás von einem der hervorragendsten Bürger von Leros, Herrn Charamis, erzählt; derselbe sei früher als Lehrer einer griechischen Schule in Rufsland, später als Kaufmann thätig gewesen und habe sich jetzt in seine Heimat zurückgezogen, um seine letzten Tage in stiller Einsamkeit zu verleben. Am zweiten Tage lernte ich den trefflichen Mann kennen; er lud mich ein, mit ihm einen Spaziergang in sein Landhaus zu unternehmen. Der Weg führt uns um eine nördlich vom Kastell gelegene Bucht dicht am Gestade des Meeres hin; wir kommen an der Sommerwohnung des Patriarchen von Alexandria, einem hübschen regelmäfsigen Gebäude mit einer ins Meer vorspringenden Terrasse, vorüber und stehen nach weiteren 10 Minuten vor dem Ziele unserer Wanderung. Was der Villa des Herrn Charamis einen besonderen Reiz verleiht, ist der grofsartige Obstgarten, in welchem der Besitzer eine möglichst vollständige Sammlung aller tropischen und nördlichen Fruchtbäume heranzieht; Orangen, Mandarinen, Citronen,

Feigen, Mandeln, Granatäpfel gedeihen hier neben den feinsten Birnen- und Äpfelsorten; zu keiner Jahreszeit fehlt es an Früchten. Aber auch für geistige Bedürfnisse ist gesorgt; ich war sehr erstaunt, in diesem lieblichen Tusculum eine reichhaltige und wohl ausgewählte Bibliothek zu finden. Wer sollte glauben, auf einer so einsamen Felseninsel einen Mann zu treffen, welcher nicht nur die französischen und deutschen Ausgaben griechischer Schriftsteller, unter anderem sogar Valckenaers „Hippolyt“, sondern auch die neueste griechische, französische und russische Litteratur über das gesamte Gebiet der Philologie, Archäologie und Sprachwissenschaft besitzt und — liest! Die deutsche Philosophie ist — charakteristisch genug — nur durch eine Übersetzung der „Philosophie des Unbewufsten“ vertreten. Ich konnte mich auf dieser Reise wie auch früher im Verkehr mit Gebildeten verschiedener Nationen oft überzeugen, dafs für das Ausland gegenwärtig die deutsche Philosophie wesentlich durch die zwei unerfreulichsten unserer Denker, durch Schopenhauer und Hartmann, vertreten wird; Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Lotze u. s. w. hörte ich fast nie erwähnen, während die zwei genannten Philosophen bei jedem Gespräche über metaphysische Dinge citiert werden.

Bei der Betrachtung der Bibliothek entspann sich, wie natürlich, ein Gespräch über Litteratur und Kunst, welches mich Herrn Charamis als einen Mann von mehr als allgemeiner Bildung und höchst verständigem Urteil kennen lernen liefs. Sogar über das leidige Thema von der griechischen Aussprache äufserte er sich ohne die Voreingenommenheit, mit welcher die Griechen dasselbe zum Ärger jedes Freundes wissenschaftlicher Wahrheit gewöhnlich behandeln; er bemerkte sehr ruhig, dafs es ihm unmöglich scheine, die absolut richtige Aussprache zu finden; jedenfalls seien auch die heutigen Griechen nicht so glücklich dieselbe zu besitzen. Herr Charamis ist oder war vielmehr ein unermüdlich thätiges Mitglied der Société pour l'encouragement des études grecques. Der edle Mann ist leider nicht mehr unter den Lebenden. Die Nachricht von seinem plötzlichen Hinscheiden erreichte mich während meines zweiten Aufenthaltes in Patmos. Friede seiner Asche! Auch ihm gebührt ein Blatt jenes reichen Lorbeerkranzes, den seit dem Wiedererwachen von Hellas die griechische Kaufmannschaft durch liberale Förderung der geistigen Bildung ihres Volkes sich errungen hat.

Volksmäfsige Gebräuche haben sich in Leros aus den oben angedeuteten Gründen

wohl weniger erhalten als in mehr abgeschlossenen Orten; doch ziehen auch hier während der Fastnacht die Kinder verkleidet durch die Strafsen und singen Spottverse auf alle ungereimten und lächerlichen Dinge, die sich während des Jahres ereignet haben; diese Kinder heifsen καλογεράκια, d. h. Mönchlein. Bei den Hochzeiten werden, nachdem der gröfsere Teil der Gäste sich entfernt hat und nur noch der engere Kreis der Verwandten zusammen ist, improvisierte Lieder gesungen, welche die Reize des Bräutigams und der Braut feiern; man nennt sie hier παστικά (παστάς); sie sind wohl identisch mit den sogenannten νυφικάτα (Brautlieder) und πεισματικὰ τοῦ γάμου (Trutzlieder), wie sie anderswo gebräuchlich sind. Von Altertümern finden sich in Leros nur einige kleine Ruinen (in Temeni und Drymonas), die von Rofs beschrieben werden und erst vor kurzem von einem Mitgliede der französischen Schule in Athen einer erneuten Untersuchung unterworfen worden sind. Da sie aufser einigen Inschriften nichts von Bedeutung enthalten, so verzichte ich darauf, ihnen zu Liebe mit meinem Kapitän ein neues Abkommen zu treffen.

Sobald am dritten Tage der Südsturm sich gelegt hatte, lichteten wir die Anker;

wir hatten zur Beschleunigung unserer Abreise um so mehr Grund, als bei der Unbeständigkeit des Wetters in so vorgerückter Jahreszeit eine Wiederholung des Sturmes und eine weitere Verzögerung zu befürchten war. Die Besatzung unseres Fahrzeuges bestand jetzt nur noch aus drei Mann, dem Kapitän und seinen zwei Söhnen; die beiden Ruderknechte waren in Leros geblieben; der eine war sogar noch während unserer Anwesenheit in den Stand der Ehe getreten. Kaum hatten wir den Hafen verlassen, so begann der wackere Kapitän in den derbsten Ausdrücken über die Lerier zu schimpfen, sie seien Hallunken, Diebe und ganz gemeine, gewinnsüchtige Leute. Die Veranlassung und wohl auch der ganze Grund seines Ingrimms waren — taube Nüsse. Ich hatte nämlich vor der Abfahrt in einer der am Strande liegenden Krämereien für mich und die Schiffer eine grofse Tüte voll Nüsse gekauft, damit wir während der Fahrt etwas zu knuspern hätten. Als wir nun ans Öffnen gingen, zeigte sich, dafs die meisten verdorben waren; die Schiffer behaupteten sogleich, der Krämer habe mit Absicht alte unverkaufte Ware unter die frische gemischt.

Auch später hatte ich oft Gelegenheit mich zu überzeugen, dafs der kleinstaat-

liche Sinn, der übertriebene Lokalpatriotismus und die ihm anhaftende Krähwinkelei, welche bekanntlich in der altgriechischen Politik eine so grofse Rolle spielt, auch heute noch ungetrübt fortbesteht. Der Kalymnier sieht in seiner Heimat alles Gute und schmäht die harmlosen Bewohner der Nachbarinseln, als wären sie keine Griechen, sondern Türken und Heiden. Die Lerier ziehen über den beschränkten und „pfäffischen“ Sinn der Patmier los, in Patmos dagegen hörte ich täglich in sehr unsanften Ausdrücken über die freigeistigen, ungläubigen Lerier reden, die sich „materiell zwar wohl befänden“, aber schlechte Sitten hätten. In Chios wurde über die Plumpheit der Lesbier und über die unbezähmbare Rauflust der Kreter gesprochen, in Smyrna und Lesbos dagegen wurden die Chioten in den lebhaftesten Farben als ungastliche, mutlose, selbstsüchtige Geldmenschen geschildert, denen zur Erreichung ihrer Zwecke kein Mittel zu schlecht sei. In Athen wird die Oberflächlichkeit und das verknöcherte Wesen der Byzantiner gerügt; Syra betrachtet die Peloponnesier mit schelem Auge, und der Festländer findet die Heptanesioten energielos, schwatzhaft und weibischen Sinnes, während die Bewohner der Ionischen Inseln selbst — und sie allerdings mit einem

gewissen Rechte — wegen ihrer höheren Kultur sich über die übrigen Griechen erhaben glauben.

Da wir gerade gegen den Wind fuhren, so brachten uns die endlosen Wendungen nur langsam vorwärts, und wir langten trotz der geringen Entfernung erst abends 10 Uhr vor dem Hafenorte von Patmos an. Wenig fehlte, so hätte unser Fahrzeug kurz vor der Einfahrt in die geräumige Bucht einen Schaden erlitten. Ein lebhaftes Gespräch hatte eben die Aufmerksamkeit meiner Leute in Anspruch genommen, als plötzlich wenige Schritte vor uns zwei spitze dunkle Riffe auftauchten; durch einen raschen Ruck mit dem Steuerruder brachte der Kapitän das Boot glücklich an den Klippen vorbei. Von der Stadt und dem Kloster war nichts zu sehen; nur die weifsen Häuser des dicht vor uns an den Abhang geklebten Hafenortes, der „Scala“, wie die Griechen sagen, erschienen in unbestimmten Umrissen. Einen eigentümlichen Gegensatz zu der Totenruhe, die im Hafen und in der Scala herrschte, bildete das lustige Klimpern und Singen in einem der zu oberst gelegenen Häuser, in dem eben eine Hochzeit gefeiert wurde. Gar zu gern wäre ich ans Land gestiegen, um, wenn auch als ungeladener Gast, die bei dieser Feier üblichen Gebräuche und

Lieder kennen zu lernen, auch hoffte ich bei irgend einem der Hochzeitsgäste eine Unterkunft zu finden; denn die Aussicht, die rauhe Novembernacht im Boote verbringen zu müssen, war nicht sehr einladend. Mein Kapitän aber bot seine ganze Beredsamkeit auf, mich von meinem Plane abzubringen, behauptete, die Leute in Patmos seien bösartig, und erzählte mir blutige Geschichten von patmischen Dolchstichen; schwerlich werde mich jemand aufnehmen. Da ich aus seinen Äufserungen über die Lerier erfahren hatte, wie genau es mit den strengen Censuren zu nehmen sei, die er den Nachbarinseln ausstellte, so hätte ich mich an seine Warnung nicht gekehrt; allein die Erwägung, dafs wir noch kein „Prattiko“ besafsen, d. h. die Papiere noch nicht dem Gesundheitsamte unterbreitet hatten, liefsen mich bedenklich werden. Kein Gesetz wird in der Türkei strenger gehandhabt als die Bestimmungen, welche die Cholera und die Quarantäne betreffen. So blieben wir also in unserem Skaphi.

Die empfindliche Kälte jagte uns bald in den einige Kubikmeter grofsen Kielraum, wo ich mit dem Kapitän und seinen Söhnen zu schlafen versuchte. So gut es jenen gelang, so wenig konnte ich in dem engen Raum, wo ich bald mit den Füfsen auf die Köpfe

meiner Genossen stiefs, bald von ihnen Gleiches erduldete, die gewünschte Ruhe finden, und noch lange nach Mitternacht war ich wach und konnte beim Dämmerlichte unserer kleinen Hängelampe die wettergebräunten Mienen der im tiefsten Schlummer befangenen Seeleute betrachten.

X.

Schon früh weckte uns der harmonische Klang der Glocken, die von dem hochthronenden Kloster des „Theologen" herab den Tag des Herrn verkündeten. Wir stiegen ans Land, nahmen in einem dicht an der Landungsbrücke gelegenen Bakal den Morgenkaffee und begaben uns nach der Stadt. Ein breiter, mit grofsen Steinen gepflasterter und von einer niedrigen Feldmauer eingefafster Weg führt in bedeutender Steigung am Bergrücken empor zum höchsten Gipfel, der vom Kloster gekrönt ist. Um das mächtige Stift lagern sich wie Zwerge um einen alten Riesen die Häuser des Städtchens. Da die Fläche des Gipfels eben nur für das Kloster selbst Raum gewährt, so ist die Ortschaft, so gut es ging, an die allseitig abfallenden Hänge des Klosterberges angebaut worden. Die abwärts führenden Gäfschen sind mit Steintreppen versehen; doch finden sich auch einige breitere Wege, die den

Bergrücken entlang führen. Die Häuser sind ähnlich wie in Leros meist einfache Würfel mit flachem Dache; doch bemerkt man auch einige stattliche Bauten von drei Stockwerken und gröſserer Mannigfaltigkeit der Architektur.

Nachdem ich mit dem Kapitän die Klosterkirche besucht hatte, verabschiedete ich mich von dem wackeren Manne und lieſs mich in die Zelle des Bibliothekars Hierotheos Phlorides führen, an den ich von Athen aus empfohlen war. Ein alter Mann mit langem, grau meliertem Vollbarte, der in seiner Physiognomie, Haltung und Kleidung mich sofort an den Astrologen Seni auf Pilotys „Wallensteins Tod“ erinnerte, kam er mir freundlich entgegen und hieſs mich in seiner Zelle willkommen. Das Wort Klosterzelle erweckt in uns die Vorstellung einer gewissen kahlen, düsteren Öde; um so mehr war ich überrascht, bei Vater Hierotheos einen sehr wohnlichen Raum zu finden. Zwei lange orientalische Divans, ein mit Schreibgeräten bedeckter Tisch, eine Reihe alter, durch Schnitzwerk verzierter Sessel, einige groſse Truhen und eine schwer pickende, laut schlagende altertümliche Uhr bilden die Ausstattung des traulichen Zimmers. Die Wände sind mit griechischen Landkarten, Photographieen langbärtiger Mönche und

religiösen Bildern geziert. Als ich die Bilder näher betrachtete, bemerkte ich, daſs sie deutsches Fabrikat sind; der Mönch hält sie hoch in Ehren als Andenken an den seligen Richard Bergmann, der im Jahre 1866 zwei Monate in Patmos zugebracht hatte, um die Diodor-Handschrift zu vergleichen. Durch die kleinen niedrigen Doppelfenster blicken wir auf das glänzende Meer mit seinen Inseln.

Nachmittags begann es heftig zu regnen, dichte Nebel verhüllten die Aussicht, und das am sonnigen Morgen noch so helle und freundliche Gemach erhielt eine melancholische, fast nordische Stimmung, die durch die dicken Mauern, das gedämpfte Licht und das einförmige Picken der Wanduhr noch gesteigert wurde. In südlichen Ländern, wo Farben, Formen und Menschensinn einen heiteren Himmel und klare Luft verlangen, wirkt nebeliges Regenwetter viel schneller und bedeutender auf die Seele des Menschen als im Norden. Vielleicht wäre mir das nicht so lebhaft zum Bewuſstsein gekommen, wenn ich eine Beschäftigung gehabt hätte; aber der Bibliothekar öffnete wegen des Sonntags die Bibliothek nicht. So floſs denn der lange Abend unter Gesprächen und dem „Trinken“ des köstlichen Tabaks hin; es fanden sich auch der Bruder des Bibliothekars,

ein behäbiger, von Gesundheit strahlender Weltüberwinder, und einige jüngere Mönche bei uns ein.

Pater Hierotheos erzählte mir viel von den Gelehrten, welche früher die Insel besucht hatten. Sogar an Fr. Thiersch erinnerte er sich. Später stattete L. Roſs der Insel zwei flüchtige Besuche ab; längere Zeit weilte Tischendorf im Kloster, um die Bibliothek nach kirchlichen Texten zu durchforschen; Bergmann verbrachte zwei volle Monate in dieser Abgeschiedenheit und verglich mit deutscher Gründlichkeit den Kodex des Diodor, die einzige wichtige Handschrift klassischer Litteratur, welche die Bibliothek besitzt. Leider war es diesem unermüdlichen Gelehrten nicht vergönnt, die Früchte seiner weiten Reise in der längst vorbereiteten Ausgabe zu verwerten; schon das folgende Jahr entriſs ihn der Wissenschaft. In Patmos steht er von allen Gelehrten, welche das Kloster besuchten, im besten Andenken, da er noch von Deutschland aus der Bibliothek verschiedene Bücher zum Geschenk machte. Später hat V. Gardthausen, der berühmte Forscher auf dem Gebiete der Paläographie, die datierten Handschriften der Bibliothek untersucht. Endlich war der Archäologe Otto Puchstein einige Tage in Patmos, um einen kleinen Text zu kopieren.

Von nichtdeutschen Gelehrten ist Patmos wenig besucht worden. In den fünfziger Jahren nahm Guérin, ein Mitglied der französischen Schule in Athen, längeren Aufenthalt auf der Insel, dessen Früchte er in einer „Description de l'île de Patmos" niederlegte. Leider giebt dieses Buch wenig positive Aufschlüsse, obschon es übermäſsig breit gehalten ist. Nicht einmal die Beschreibung der Bibliothek kann befriedigen. Ohne irgendwie tiefer einzugehen, zählt er die wichtigsten Handschriften in einem Verzeichnisse auf, das auf seine philologische Bildung ein bedenkliches Licht wirft. Da er sich, wie es scheint, im allgemeinen darauf beschränkte, die auf den Rücken der Bände geklebten Zettel statt des Innern derselben zu studieren, so begegneten ihm seltsame Miſsverständnisse. Auf einer der Etiketten stand πραξ. ἀποστόλ., d. h. πράξεις ἀποστόλων; Guérin macht daraus (S. 114) einen neuen Autor Πραξαπόστολος. Ein anderer unrichtig geschriebener Zettel führte ihn zu der Angabe, in dem Kodex befänden sich des Origines „Hexapla".

Vor etwa 10 Jahren besuchte Patmos ein anderer Gelehrter der französischen Schule in Athen, der Abbé Duchesne, der im ersten Band der „Bibliothèque des écoles Françaises d'Athènes et de Rome" (1876)

über seine Reise einen ausführlichen Bericht giebt. Er gedenkt auch der Bibliothek, notiert aber nicht die wichtigsten, sondern nur die ältesten und schönsten Handschriften, die Raritäten und Prachtstücke. Über Duchesne waren die Mönche voll Lobes; nur das eine konnten sie ihm nicht vergessen, dafs er ihnen seine geistliche Würde verborgen hatte; sie legten ihm das als ungerechtes Mifstrauen in ihre Toleranz aus. Den Einwand, dafs auch griechische Geistliche, wenn sie nach Europa kommen, sich meistens weltlich tragen, wollten sie mir nicht gelten lassen. Übrigens sind ihm die Leute dankbar; denn auf sein Betreiben hat das französische Unterrichtsministerium der Bibliothek eine grofse Kiste voll Bücher geschickt, leider nur französische Reisebeschreibungen und kunsthistorische Werke, die jetzt ziemlich müfsig liegen, da hier niemand Französisch versteht.

Am nächsten Morgen ging ich mit Vater Hierotheos, um mich dem Abte vorzustellen. Er wohnt in einem sehr geräumigen, auf einer der höchsten Terrassen gelegenen Zimmer. Wir trafen den würdigen Vorstand des Klosters mit dem Rauchen einer Wasserpfeife beschäftigt, und die langgezogenen Gurgeltöne, welche diese echt orientalische Rauchmaschine hervorbringt, füllten trefflich

die Pausen der nicht sehr lebhaften Unterhaltung. Das Instrument wäre daher zur Einführung in manche deutsche Philistergesellschaften, die sich den ganzen Abend schweigend bemühen, schöne „Ringeln“ zu erzeugen, wohl zu empfehlen. Die übrigen im Zimmer anwesenden Mönche rauchten Cigarretten und wir folgten ihrem Beispiel. Ein Diakon spendete den unvermeidlichen Kaffee und das Glykó, d. h. eingemachte Früchte. Die im ganzen Orient verbreitete Sitte der Bewirtung eines auch nur für einen flüchtigen Augenblick ins Haus getretenen Gastes hat etwas Zutrauliches und Patriarchalisches an sich, was ihr allmähliches Schwinden in den gröfseren Städten nur bedauern läfst. Infolge des durch diese Gewohnheit bedingten reichlichen Verbrauches von Süfsigkeiten hat sich die Bereitung derselben zu einer staunenswerten Vollkommenheit entwickelt. Die Mannigfaltigkeit, mit der die geschickten Hausfrauen aus den verschiedensten Südfrüchten das Glykó zu bereiten wissen, ist unerschöpflich, und viele Arten desselben können den verwöhntesten Feinschmecker befriedigen. Die gewöhnlichste, eingesottene Quitten, kennt man auch im Occident; aber welcher Abendländer hat eine Vorstellung von der feinen Würze, die einem gut bereiteten Mastixglykó eigen ist! oder

gar von dem duftigen Geschmack der eingemachten Citronen, die, in unreifem Zustand, etwa nufsgrofs, ich weifs nicht wie eingesotten werden! Da die Herstellung dieser Genüsse viel Zucker und sonstige Ingredienzien erfordert, so ist die Beschaffung des nötigen Vorrats immerhin eine ziemliche Ausgabe für ein Haus. Man glaube nicht, dafs nur die reicheren Familien diesen Aufwand machen; der ärmste Bauer oder Schiffer hat auf dem Querbrette, welches, der Wand entlang laufend, die Stelle eines Schrankes versieht, neben seinen Tassen, Leuchtern, Gläsern und Flaschen eine Reihe wohlgefüllter Gläser mit Glykó, die im Laufe des Jahres nach unwiderruflichem Gesetz geleert werden. Ist man genötigt, an einem Tage viele Besuche zu machen, wie es z. B. bei Namensfesten, zu Neujahr und an sonstigen Festtagen Sitte ist, so kann man alle Arten dieser Süfsigkeiten durchkosten, was, wie ich oft erfahren habe, nicht im geringsten schadet; nur die endlosen Tassen des starken Kaffe eswirken auf den Neuling etwas berauschend.

Da ich die unregelmäfsige Verbindung der Insel mit anderen Orten kannte, begann ich sofort meine Arbeit, um mit der ersten guten Gelegenheit abreisen zu können. Zum Wohnsitz erhielt ich eine im unteren Ge-

schofs des Klosters gelegene Kammer angewiesen, welche als das ξενοδοχεῖον, d. h. das Gastzimmer, für etwaige Fremde stets reserviert bleibt. Diese Zelle, in der ich täglich bis Mitternacht arbeitete, ist ein geräumiges, etwas düsteres Gemach; die zwei Fenster, deren stets klappernde Scheiben zum Teil zerbrochen sind, gehen leider nicht ins Freie, sondern in einen kellerartigen, von einem Kreuzgang überwölbten Hof. Die Decke besteht aus schwarzen Balken, der Fufsboden aus holperigen Ziegelsteinen; in den Mauern sind allerlei seltsame Nischen; ein kleiner Tisch, ein Stuhl, eine sehr primitive Lagerstätte und eine grofse Truhe, die ich niemals zu öffnen versuchte, tragen wenig dazu bei, den etwas feuchten und kalten Raum wohnlich zu machen; denn gerade das wichtigste Stück, ein Ofen, fehlt. Die Thüre hat, wie die meisten Pforten des Klosters, den ausgesprochenen Zweck, den Menschen stets zur Demut zu ermahnen, d. h. sie ist so niedrig, dafs nur ein Zwerg so aufrecht, wie ihn Gott geschaffen, die Zelle betreten könnte. Da ich nie ein Freund grofser Bücklinge war, so begegnete es mir im Anfang öfter, dafs ich meinen Kopf an den Thürpfosten anstiefs. Besonders melancholisch stimmt das Gemach zur Nachtzeit, wenn der über die Höhen brausende Nordsturm an den

wackeligen Fenstern rüttelt. So mag es in der Fremdenkammer alter Ritterburgen ausgesehen haben, und wenn ich beim dämmerigen Lichte der kleinen Lampe in später Stunde zuweilen von der Arbeit aufatme und mich durch den Rauch samiotischen Tabaks zu erwärmen suche, während draufsen der Sturmwind heult, möchte ich mich in eine etwas verarmte schaurige Bergveste Skandinaviens versetzt glauben. Dem Nordländer ist es ziemlich gleichgültig, ob es Tag oder Nacht ist; denn auch sein Tag hat meist etwas Düsteres und Nächtliches; im Süden aber sehnt sich der Mensch nach der lichten Helle des Tages, die Nacht ist hier in der That keines Menschen Freund. Diese, wenn ich nicht irre, von Goethe ausgesprochene Bemerkung wurde mir nie so klar wie hier. Wie sehnte ich mich stets nach dem frischen hellen Morgen, um auf den hochragenden Zinnen des Klosters mich zu ergehen, die herrliche Aussicht zu genieſsen und Geist und Körper in der frischen Bergluft neu zu stärken.

Die Fernsicht von dieser Hochburg des christlichen Glaubens ist in der That bezaubernd. Aussichten lassen sich bekanntlich schwer beschreiben, und was nützt es dem Leser, wenn ich ihm sage, welche Genüsse hier dem nie gesättigten Auge ohne

die Strapazen einer mühsam ausgeführten Bergbesteigung täglich zu teil wurden; es sind ja doch nur tote Namen, wenn ich ihm die Welt von Inseln und die schönen Linien der asiatischen Küste in brutaler Aufzählung vorrechne; was aber dieser Aussicht den Hauptreiz verleiht und in ihr immer wieder Neues finden läfst, das ist der reiche Wechsel der Beleuchtung, die grofse Mannigfaltigkeit in der Erscheinung des bald in stahlblaue Ruhe geschlagenen, nur von weifsen Streifen durchzogenen, bald wild aufgeregten Meeres. Wie schön ist es, den grofsen und kleinen Segelschiffen sorgsam mit dem Auge zu folgen, wie sie bald in weiter Ferne vorüberziehen, bald in unserem geräumigen Hafen vor drohendem Sturme Zuflucht suchen! Mit welcher Teilnahme betrachteten wir das Kämpfen und Ringen einer schwerbeladenen Golette, welche bei einem heftigen Südsturm durch die hochschäumenden Wogen den Weg nach der sicheren Bucht unserer Insel suchte und fand. Zu unseren Füfsen liegt endlich die doppelköpfige Insel selbst, in der Mitte durch die kaum einen Büchsenschufs breite Landenge zusammengehalten. Die alte Stadt lagert sich dicht um das Kloster herum; man blickt von den Zinnen in die kleinen Gassen und beobachtet, wie es den geistlichen Schirmherren der Insel geziemt, mit

liebevoller Sorge das Leben und Treiben der Bewohner; weiter an den Abhängen sind terrassenförmig angelegte kleine Äcker und Weinberge; an der gröfsten Bucht der Hafenort, weiterhin da und dort weifsblinkende Einzelgehöfte über die Insel zerstreut. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht habe ich die mannigfachen Wirkungen der leuchtenden Sonne, des trüben Wolkenschleiers und des silberklaren Mondlichtes bewundert; so oft ich von der Arbeit müde war, stieg ich auf die geräumigen Dachzinnen, und ich konnte in der That kein besseres Mittel gegen die körperliche Ermattung finden; so frisch und rein wehte auf dieser Höhe die Luft, dafs ich mich nach der gröfsten Abspannung in wenigen Minuten stets wieder neu gekräftigt fühlte.

Das Kloster selbst ist ein ungeheueres, weit verschlungenes Gebäude mit endlosen Pforten, Thorbögen, gewölbten Gängen, Treppen, mannigfaltigen Terrassen, Zinnen, vorspringenden Erkern; sicher im Laufe der Jahrhunderte nach und nach entstanden, ist es ein lebendiges Bild der langen und ruhmvollen Geschichte dieses frommen Vereins, ein gewaltiges Zeugnis der Kraft und Ausdauer jener Vorkämpfer des Christentums, die im Drangsal der Zeiten, mitten unter den von Osten strömenden Barbarenhorden sich

unerschütterlich behaupteten. Die Klostergemeinde ist „idiorhythmisch“ organisiert, d. h. jeder der 50 Mönche führt seinen eigenen Haushalt, wohnt, kocht, ifst und trinkt, spart oder verschwendet, arbeitet oder langweilt sich auf eigene Faust. Dieser republikanischen Einrichtung entspricht in der That auch das Gebäude. Wenn der Ausspruch, Architektur sei gefrorene Musik, immer noch Liebhaber findet, so müfste ich dieses Bauwerk als ein gefrorenes Potpourri oder richtiger als den gefrorenen Widerspruch und Eigensinn bezeichnen. Man erhält den Eindruck, als habe jeder Klausner nicht blofs auf eigene Faust gewirtschaftet, sondern auch nach eigenem Gutdünken den ihm zugeteilten Raum ausgebaut und für seine Bedürfnisse zugeschnitten; keine Wohnung gleicht der anderen, jede hat ihre besonderen Vorzüge und ihre Nachteile; die eine ist grofs und windig, die andere lauschig und klein, die dritte besitzt eine hübsche Privatterrasse mit prächtiger Aussicht u. s. f.

So sind auch die Mönche, die wenig mehr Gemeinsames haben als die bekannte nach oben ausgeschweifte Kopfbedeckung, das Kalymaphi, fast hätte ich gesagt „und den langen Bart“; doch würde ich dadurch einer historischen Unwahrheit schuldig, da einige der guten Klausner dieser Zierde fast gänz-

lich ermangeln. Jeder ist ein wohlgeprägter Typus, an Gesichtsbildung wie an Charakter, Rede, Benehmen und Erfahrung. Da ist der würdige Abt, eine prächtige Erscheinung von stattlichem Embonpoint, mit kurz gehaltenem grauen Bart, feingeschnittener Adlernase und leuchtenden grauen Augen, das Prototyp eines Kirchenfürsten, im Benehmen fast übermäfsig höflich und doch, wenn es not thut, energisch und streng, im Gespräche etwas schweigsam und zurückhaltend, wie einer, der sich nicht leicht etwas vergeben will. Wie ganz anders geartet ist der alte Bischof; er ist viele Dezennien lang in einem Kloster des Athos Mönch gewesen, kam dann als Bischof nach Alexandria und hat sich jetzt im hohen Alter nach der Insel des heiligen Johannes zurückgezogen, um seine Tage zu beschliefsen. Ein langwallender silberweifser Bart umrahmt sein Gesicht, auf dem die Zahl der Jahre noch wenig Furchen zurückgelassen hat; der Grundzug seiner Reden ist das Streben nach Versöhnung und Milde; er verteidigt sogar die Russen, obschon er sicher ist, dabei unter seinen Kollegen auf allgemeinen Widerspruch und sogar auf hämischen Spott zu stofsen. Welch anmutige Natur ist der alte N.; halb blind, steht er mit einem Fufse im Grabe; wie der heilige Johannes in seinen

letzten Tagen nur noch predigte: „Kindlein, liebet einander“, so beginnt und schliefst der ehrwürdige Greis jede Unterhaltung mit dem Ausdruck der festen Hoffnung, dafs einmal Ein Hirt und Eine Herde sein wird; trotz der Last seiner Jahre ist er der unermüdlichste Sänger bei den nächtlichen Metten, stets der erste und letzte in der Kirche. Ich müfste ein dickeres Buch über Charaktere schreiben als Theophrast, wenn ich von jedem Mitglied dieser kleinen Republik eine deutliche Schilderung entwerfen wollte. Jeder ist ein Wesen für sich, und es scheint schwer zu begreifen, dafs Menschen, die ihr Leben lang unter gleichen Verhältnissen in einem Kloster zusammenwohnen, soviel Eigenart bewahren und entwickeln konnten.

Die Einförmigkeit des Lebens im Kloster wurde nur durch einige Spaziergänge unterbrochen, die ich mit Vater Hierotheos unternahm. An einem der ersten Tage überraschte er mich durch die Einladung, mit ihm in die Apotheke zu gehen; ich wollte mich schon nach dem Übel erkundigen, das ihn drücke, als ich erfuhr, dafs in Patmos die Apotheke die Stelle unserer „Kasinos“ oder „Harmoniegesellschaften“ vertrete; die Honoratioren treffen sich häufig nachmittags in dem kühlen Raume, sprechen über die etwaigen Neuigkeiten und tauschen die wenigen

Zeitungen aus, welche den Weg nach Patmos finden. So vereinigt die Apotheke, welche Eigentum der Gemeinde ist, das Nützliche mit dem Angenehmen und dient zur Erquickung der Kranken wie zur Vergnügung der Gesunden. Natürlich befindet sich auch der Arzt den gröfsten Teil des Tages hier und giebt dem von der Gemeinde aufgestellten „Apotheker", der weder pharmazeutische noch sonstige Studien gemacht hat, die nötigen Anweisungen zur Herstellung der Arzneien.

Später führte mich der Bruder des Bibliothekars auf meine Bitte zu einem alten Mütterchen, das mir als eine lebendige Quelle volkstümlicher Lieder bezeichnet wurde. Mit grofser Mühe und beträchtlichem Aufwand an klingender Münze vermochte ich sie dazu, ihre „Tragudia" mitzuteilen; auch einige Altersgenossinnen fanden sich mit dem Strickstrumpf ein und gaben manch heiteres Wort aus ihrer Jugendzeit zum besten. Auch hier erfuhr ich die grofse Schwierigkeit, dergleichen volksmäfsige Ergüsse mit strenger Berücksichtigung der mundartlichen Eigentümlichkeiten aufzuzeichnen. Sobald man die Leute fragt: „Wie sagst du?" sprechen sie das Wort anders aus und akkomodieren den Ausdruck, soweit sie es vermögen, der gemeinneugriechischen Umgangssprache. Die

schlimmsten Dienste erwies mir hierbei mein Begleiter, den ich bat, mir die schnell und oft unverständlich gesprochenen Worte getreu zu wiederholen. Obschon ich ihm meinen Zweck genau auseinandergesetzt hatte, liefs er es sich nicht nehmen, die dialektische Aussprache der Frauen jedesmal nach der gemeinhin üblichen zu korrigieren. Mir aber war es bei all diesen Bemühungen weniger um den ästhetischen Wert der Lieder zu thun; denn Sammlungen neugriechischer Volkspoesieen, die in diesem Sinne angelegt sind, giebt es nachgerade genug; vielmehr suchte ich durch solche Notizen mir völlig authentische Dokumente der betreffenden Mundart und besonders der lautlichen Eigentümlichkeiten einer jeden derselben zu verschaffen.

Als ich mich von dieser Liederexpedition nach Hause begab, überfiel mich auf der Strafse ein seltsames, offenbar nervöses Männchen und lud mich ein, in seine Wohnung zu kommen, wo er mir verschiedene höchst wertvolle Münzen und andere Altertümer zeigen werde. Auf dem Wege wiederholte er mit ungewöhnlicher Zungenfertigkeit, er sei zwar aus Kos gebürtig und ein Landsmann des Hippokrates, sonst aber ein einfacher Frankoraphtis (d. h. ein Schneider, der europäische Kleider zu machen ver-

steht); früher sei er einmal kaiserlich russischer Unterthan gewesen, nun aber ein einfacher Rajas. Als wir in seiner ärmlichen Behausung angelangt waren, beauftragte er zuerst sein bleich und verhungert aussehendes Weib, uns Kaffee zu bereiten. Vom Schneiderhandwerk war in der dürftigen Wohnung nichts zu bemerken als ein groſses Bügeleisen; die übrige Ausstattung bestand aus einer Wiege mit einem schreienden Kinde, einem Tisch und zwei Stühlen. Der Landsmann des Hippokrates hüpfte wie verrückt von einer Ecke in die andere, suchte überall nach seinen Münzen und that so wichtig, daſs meine Erwartungen immer tiefer sanken. Endlich bedeutete ihm sein Weib, die Kostbarkeiten seien im Koffer; er öffnete die groſse Truhe und brachte, nachdem er den ganzen Inhalt derselben durcheinander gewühlt hatte, zwei elende Gemmen und einige Bronzemünzen zum Vorschein; von einer derselben behauptete er ohne weiteres, sie zeige den Kopf des Königs Hippokrates aus Kos, und begann, unter fortwährender Versicherung, er sei nur Frankoraphtis, so entsetzlich über die griechische Kunst zu schwatzen, daſs ich mich eiligst flüchtete. Abends bat ich Vater H. um die Erklärung einiger mir unverständlich gebliebener patmischer Ausdrücke in den

notierten Versen; leider verdrehte aber auch er alles ins Pedantische und stellte lautliche Eigentümlichkeiten der Mundart, die ich auch später noch oft mit völliger Sicherheit wahrnehmen konnte, hartnäckig in Abrede.

Mit den Mönchen war kein erfreuliches Gespräch; die Unterhaltung bewegte sich meist in fürchterlicher Enge. Am häufigsten wurden die religiösen Streitfragen besprochen, über welche im Orient überhaupt diskutiert wird, nämlich die Beweise, warum Katholiken und Protestanten im Unrecht seien. Hierbei traten ergötzliche Anschauungen über die nichtgriechischen Konfessionen zu Tage. So ließen es sich die Leute nicht nehmen, daß nach dem Dogma der katholischen Kirche jeder, der nach Empfang der heiligen Ölung wieder zu genesen drohe, von dem Priester umgebracht werden müsse, damit das heilige Öl nicht verloren gehe; vor einigen Jahren sei in Santorin ein katholischer Priester auf dem Versuche betroffen worden, solch einen widerspenstigen Kranken mit einem Riemen zu erdrosseln.

Der Antagonismus gegen die römische Kirche, welche in mehreren Orten des Orients kleine Gemeinden besitzt, spielt bei den griechischen Geistlichen eine unglaublich wichtige Rolle. Vischer berichtet, daß die wenigen Bücher, welche er

in den griechischen Klöstern überhaupt getroffen habe, sich fast ausschliefslich als antipapistische Kontroversen erwiesen haben. Von den übrigen christlichen Konfessionen weifs man im Orient wenig und die kleinen protestantischen Gemeinden in Konstantinopel, Smyrna und Athen blühen im Verborgenen. Nur die englischen und amerikanischen Missionen, welche seit einigen Jahren in den gröfseren Städten auftauchten, machten böses Blut. In der That kann man die Gereiztheit der Griechen gegen solche Bemühungen, mitten in dem christlichen Volke Proselyten zu machen, wohl verstehen. Denn nur auf die Christen haben es diese Prediger abgesehen, nicht etwa auf die Türken und Juden; die Vorträge werden nur griechisch bezw. englisch gehalten. Es ist mit Recht oft bemerkt worden, dafs diese eifrigen Apostel besser thäten, ihre Mühewaltung den zahlreichen Völkern zuzuwenden, die noch im finstern Heidentum verharren; aber die Herren sehen wohl ein, dafs es viel bequemer ist, in einer behaglich eingerichteten „evangelischen Halle“ zu Smyrna oder Athen vor einem zahmen Publikum einen wohlgesetzten Vortrag zu halten, als in den mehr oder weniger dunkeln Erdteilen im Kampfe mit den Elementen und einer wilden Bevölkerung zu wirken. Auch

scheint es für sie besonders verlockend zu sein, das Volk zu bekehren, welches die Sprache der heiligen Bücher redet. In diesem Sinne sprach sich ein alter englischer Prediger aus, der während meiner Anwesenheit in Smyrna vor einem zahlreichen Publikum eine Reihe von Vorträgen hielt — in englischer Sprache natürlich; ein Grieche, der neben ihm auf der Tribüne stand, verdolmetschte jeden gesprochenen Satz in gewählter und schlagfertiger Weise. Trotzdem wirkte das Ganze ungünstig und fast komisch; denn da sowohl der Redner als auch der Interpret seine Worte mit lebhaften Gestikulationen begleitete, jeder nach der Weise seines Volkes, so entstand der unangenehme Eindruck, als handle es sich um eine Bravourleistung zweier Rivalen oder um eine Theaterscene, in der zwei Personen in verschiedenen Sprachen ihren Gefühlen Luft machen. Nach Beendigung der Predigt wurde nach englischer Sitte ein Lied gesungen und jedem Anwesenden ein in griechischer Sprache gedruckter religiöser Traktat in die Hand gedrückt. Wenn bei derlei Bestrebungen die Religion, statt gefördert, geschädigt zu werden droht, so ist das ein Grund mehr, sich von denselben abzuwenden. Ein Missionär, der die Sprache des Landes nicht versteht, wird immer Gefahr

laufen, den berühmten Schritt vom Erhabenen ins Lächerliche zu vollziehen.

Später vernahm ich, dafs derselbe Missionär in Athen vom Pöbel, ich konnte nicht erfahren auf welche Weise, unfreundlich empfangen wurde. So bedauerlich eine solche Ausschreitung ist, so verständlich scheint sie uns. Das Teuerste ist dem Volk stets die von den Vorvätern ererbte Religion, mit der es durch vielerlei Bande verwachsen ist; jeder auch nur scheinbare Versuch, dieselbe anzutasten, wird mit Gereiztheit und, wenn nötig, auch mit Derbheit zurückgewiesen. Ich habe oft und auch bei dem erwähnten Vortrag in Smyrna sagen hören, jene Missionäre wollen keine Proselyten machen, sondern nur die Religiosität vertiefen, zu einer Bethätigung des Christentums durch sittlichen Lebenswandel ermuntern. Allein wenn das wirklich der einzige Zweck ist, so ist billig zu fragen, warum diese Thätigkeit nicht innerhalb der eigenen Konfession ausgeübt wird; es giebt keine Religionsgesellschaft, in welcher die Mahnung zur Verwirklichung der christlichen Idee überflüssig wäre. Denn auch der häufig wiederholte Vorwurf, gerade die griechische Religiosität gehe in starrem Formalismus auf, scheint mir nicht richtig. Ich habe im Gegenteil beim gemeinen Volk einen wahr-

haft kindlichen Glauben und eine gewissenhafte Bethätigung desselben gefunden. Natürlich ist der Grieche nach seiner Weise religiös; zu verlangen, dafs er die Beziehung zu Gott ebenso auffasse wie der Deutsche oder Engländer, hiefse von ihm eine Änderung seines ganzen nationalen Wesens fordern; das verrufene Wort, dafs jeder nach seiner Façon selig werden solle, hat wenigstens in dem Sinne eine gewisse Wahrheit, dafs die Religiosität niemals als etwas ganz Absolutes von dem nationalen Charakter losgelöst erscheinen kann; oder glaubt jemand, dafs z. B. das italienische und spanische Volk jemals in gleicher Weise katholisch sein und fühlen werden wie die germanischen Nationen?

Natürlich beschränken sich die religiösen Kontroversen fast ausschliefslich auf die Geistlichen selbst; die grofse Masse des Volkes weifs von der Existenz anderer christlicher Konfessionen nichts; für die Menge giebt es nur Christen, Türken und Juden. Eines Tages kam ich bei einem Spaziergang aufserhalb der Stadt in Gesellschaft eines Bauern in eine der zahlreichen Kapellen; als er bemerkte, dafs ich beim Heraustreten das lateinische Kreuzzeichen machte, fragte er sofort erstaunt, ob ich nicht getauft sei „wie wir anderen Rho-

mäer". Meine Erklärung, ich sei katholisch, blieb ihm völlig unverständlich, obschon ich mich durch sämtliche in Griechenland übliche Bezeichnungen für diese Konfession zu erklären suchte.

Seine weitere Rede führe ich für jene Theoretiker an, welche auf den deutschen Namen so stolz sind, dafs sie glauben, derselbe habe nicht nötig, in Zukunft noch weiter verbreitet und gekräftigt zu werden. Der neugierige Mann fragte mich nämlich nach Erforschung meiner Religion, woher ich denn eigentlich sei. Ich antwortete harmlos, aber ebenso gründlich wie auf seine ersten Fragen, ich sei ein Deutscher, ich sei aus Deutschland. Da sagte er mit altkluger Miene: „Ah, das ist wohl in Chios!"

XI.

Patmos hat gegenwärtig etwas über 2000 Einwohner. Da der gröfste Teil der Insel aus vulkanischem Trachyt besteht, den nur stellenweise spärlicher Pflanzenwuchs zu bedecken vermag, so kann die Insel ihre Bewohner nicht ernähren. Zwar wird dem Boden weit mehr abgerungen, als man beim ersten Blick für möglich halten sollte. An den Abhängen sind allenthalben terrassenförmig aufgeschüttete, durch rohe Feldmauern (sogenannte ξεροτρόχαλοι, „trockene Läufer", d. h. Mauern ohne Mörtelverbindung) gestützte Felder eingerichtet, auf denen Wein und etwas Getreide gebaut wird. Etwas günstiger sind einige Streifen Landes am Gestade, wo der angeschwemmte Sand und Schlamm ein mehrere Fufs tiefes ergiebiges Terrain gebildet hat. Doch giebt es solche Striche nur wenige, da fast überall der zackige Trachyt schroff zum Meere abfällt. Aufser den geringen Einkünften des Bodens gewinnen einige Familien ihren

Unterhalt durch den einträglichen Fischfang, andere durch die Vermietung von Maultieren; eine geringe Anzahl von Bauern ernährt sich von den Erträgnissen kleiner Schaf- und Ziegenherden.

Der Kaufmannsstand ist vornehmlich durch eine Anzahl von Krämern vertreten. Der wichtigste Ernährungszweig besteht aber auch noch heute trotz der Konkurrenz der Fabriken in der berühmten Strumpfmanufaktur der Patmierinnen. Guérin nennt die Summe von Piastern, welche jährlich hierdurch gewonnen werden; doch ist bei dem völligen Mangel einer Statistik in der Türkei und bei dem ängstlichen Bestreben der Bewohner, die Quantität der Erzeugnisse zu verbergen, auf solche Angaben niemals Verlafs. Ich weifs nur das Eine bestimmt zu sagen, dafs sämtliche weibliche Bewohner der Insel, also etwa 1000 Köpfe, wovon nur die kleinen Kinder abzuziehen wären, den gröfsten Teil des Jahres hindurch den ganzen Tag über und oft bis tief in die Nacht den Strickstrumpf unter den Händen haben; wer mit der Leistungsfähigkeit einer guten Strickerin vertraut ist, mag daraus berechnen, wie viele Paar Strümpfe demnach jährlich „herabgestrickt“ und wie viele Piaster dafür gewonnen werden können. Um die Kinder möglichst frühzeitig

diesen Broterwerb zu lehren, sind eine Menge kleiner Strickschulen eingerichtet. Die armen Kleinen sitzen in dem Hofe eines Hauses mit gekreuzten Beinen auf dem Boden; eine alte Frau mit strenger Miene thront vor ihnen auf einem Stuhle, überwacht und leitet die Arbeit. Auch die älteren Mädchen und Weiber versammeln sich zur Pflege des Strickstrumpfs in grofser Zahl und pflegen dabei, wie überall in der Welt, die kleinen Vorkommnisse und häuslichen Angelegenheiten zu erörtern. Das einzige gemütliche Element, welches diesen Zusammenkünften beiwohnt, sind die volkstümlichen Gesänge, die zuweilen aus den Strickstuben zu den Zinnen des Klosters herauf erschallen.

Für einen grofsen Teil der männlichen Bevölkerung gebricht es auf der dürren Insel an Beschäftigung; daher suchen die jüngeren Leute ihr Glück in der Fremde zu finden; viele gehen nach Odessa, Konstantinopel, Smyrna und Alexandria. Doch haben die Leute bis jetzt keine so glänzenden materiellen Erfolge aufzuweisen wie ihre Nachbarn in Leros. Nur ein Patmier hat sich in der Fremde ein gröfseres Vermögen erworben und nach der schönen Sitte der Griechen schon bei Lebzeiten einen Teil desselben dazu verwendet, um die Heimatsgemeinde mit einer Mädchenschule, einer

Apotheke und Lebensmitteln für die Armen zu beschenken.

Endlich besitzen einige Patmier Segelschiffe. Der Handel, den sie mit denselben treiben, bewegt sich in einem sehr engen Kreise; sie bringen vornehmlich Getreide und Rinder aus Adalia, Alexandrette und anderen Orten des südlichen Kleinasiens nach Samos, Syra und dem Piräus; dann versehen sie sich von Syra aus mit den Produkten der europäischen Industrie, welche sie auf den Sporaden, besonders auf Patmos selbst, wieder absetzen können. Früher freilich war das anders. Noch im vorigen Jahrhundert besafs Patmos eine grofse Flotte von stattlichen Handelsschiffen und hatte zahlreiche Verbindungen mit England, Holland und Italien; sein Handel war damals nach Verhältnis so bedeutend wie der von Chios und Smyrna. Aus jener Zeit rührt eine Anzahl ungewöhnlich stattlicher und wohleingerichteter Häuser, die von den meisten der neueren Bauten seltsam genug abstechen. In manchen jener alten „Patrizierhäuser“ sah ich kostbare holländische Möbel, gute und schlechte venetianische und holländische Gemälde, alte Uhren und sonstige Überbleibsel einer wohlhabenden Vergangenheit. Ich habe im ganzen nicht weniger als etwa siebzig aus dem 17. und 18. Jahrhundert

stammende Gemälde gezählt. Gegenwärtig wohnen die meist verarmten Erben in diesen schönen Räumen. Manches ist auch veräufsert worden; doch bleiben die Bilder und Möbel meist am ursprünglichen Platze, vielleicht nur deshalb, weil jetzt niemand derlei kauft. Mich überkam immer ein peinliches Gefühl beim Besuche dieser Wohnstätten, wo man Blüte und Verfall einer in sich abgeschlossenen alten Gemeinde so von den Wänden herab studieren kann. Doch empfinden diese Leute, denen wenigstens nicht der Fluch eines adeligen Namens auf dem Rücken sitzt, ihr Unglück weniger als etwa alte vornehme Familien in Europa, die von Dürftigkeit gedrückt das mit Mühe erhaltene Ahnenschlofs bewohnen.

Ich habe mich bei den verschiedensten Quellen in Patmos und auf den benachbarten Inseln über die Ursachen dieses schnellen und so bedeutenden Verfalls zu erkundigen gesucht und habe mich namentlich bemüht, nicht nur die Stimmen des Klosters und der mit dem Kloster durch Interessen oder Überzeugung Verbundenen, sondern auch die Meinung der dem Kloster, soweit das in Patmos überhaupt möglich ist, unabhängig oder in stiller Feindschaft Gegenüberstehenden zu ergründen. Die Mönche behaupten, die Entwickelung der Dampfschiffahrt habe dem

patmischen Handel den Garaus gemacht; allein andere Inseln, wie Chios, Syra, Leros u. s. w. blühen trotz der Dampfschiffahrt auch heute noch. Sie haben sich bequemt, in anderer Weise zu operieren, sie haben Bezugs- und Absatzgebiet verändert, sie waren gezwungen sich auf andere Zweige zu werfen; aber sie existieren fort. Die Gegner schieben ohne weiteres die Schuld auf das Kloster; die grofse Abhängigkeit von demselben, die dadurch bedingte Unfreiheit, sogar der Umstand, dafs viele Leute vom Kloster leben und sich dadurch gewöhnt haben, nicht weiter für sich selbst zu sorgen u. dgl., habe die Thatkraft der Leute allmählich gelähmt, und so sei der Wohlstand immer mehr gesunken. Nun übt allerdings das Kloster, welches ungefähr die Hälfte der ganzen Insel und aufserdem reiche Ländereien in Samos, Leros, Kreta und anderen Inseln besitzt, eine Art von geistiger Herrschaft über die ganze Insel aus; sämtliche dem Kloster gehörige Güter werden an die Mönche verpachtet; diese aber bebauen das Pachtgut nicht selbst, sondern lassen es durch einen Unterpächter bearbeiten. Schon hierdurch gerät der gröfste Teil der Bewohner in ein direktes oder indirektes materielles und moralisches Abhängigkeitsverhältnis zu dem

Kloster.* Freilich müſste man, um ein so hartes Urteil völlig auf seinen Wert prüfen zu können, an den lokalen Verhältnissen längere Zeit hindurch aktiv beteiligt sein.

Mir scheint einer der Hauptgründe des Verfalls in einem Momente zu liegen, welches ich auffallenderweise niemals habe anführen hören — vielleicht deshalb, weil der Mensch das Zunächstliegende oft am schwersten erkennt. Im 16. und 17. Jahrhundert hatte teils die venetianische, teils die türkische Herrschaft die Bevölkerung in den meisten Teilen des Orients zu einem solchen Grad der Verarmung, geistigen Verkommenheit und Erschlaffung herabgedrückt, daſs von Dingen, welche soviel Wohlstand, Kenntnisse und Energie erfordern wie ein ausgebreiteter Handel, keine Rede sein konnte; nur an den wenigen Orten, welche durch besondere Gunst der Verhältnisse sich auf einer gewissen Höhe von Reichtum und Bildung erhielten, begann der Handel aufzublühen, so in dem von den türkischen Machthabern begünstigten Chios, in Smyrna und nicht zum geringsten in Patmos. Hier blühte lange Zeit die dem Kloster unter-

* So ungefähr möchte ich mir, natürlich mutatis mutandis, das Verhältnis in den alten Priesterstaaten wie Ephesus und Sardes vorstellen.

stehende Patriarchenschule, die später von Alex. Mavrokodatos zu einer Art von Akademie, zu einem Ἑλληνομουσεῖον erweitert und von gelehrten Männern, wie dem tüchtigen Daniel, geleitet wurde. Dorthin strömten lernbegierige Jünglinge von allen Seiten; den gröſsten Nutzen aber zog die Bevölkerung von Patmos selbst.

Auf der kleinen Insel wuchsen Generationen heran, die den meisten der damaligen Griechen an Kenntnissen weit überlegen waren und, von dem Bewuſstsein ihrer überlegenen Geistesbildung getragen, Unternehmungen wagten und durchführten, zu denen sich die in Armut und Unwissenheit hinbrütenden Bewohner anderer Orte unmöglich emporschwingen konnten. So betrieben die Patmier wie die Chioten einen ausgedehnten Handel mit Getreide, Öl, Baumwolle, Seide und Tabak nach den bedeutendsten Stapelplätzen des Abendlandes. Daher die erwähnten Verbindungen mit Holland, England und Italien. Später fand das Streben der Griechen nach Bildung andere Centren; die einst so berühmte Klosterschule ging einem so raschen Verfall entgegen, daſs heute nur noch vier kahle, dem Einsturz drohende Mauern von der alten Herrlichkeit übrig sind. Die Ruine befindet sich zwischen der Stadt und dem

Hafenorte, in der Nähe der sogenannten Apokalypsis, d. h. der Höhle, in der der heilige Johannes nach der lokalen Tradition die Offenbarung geschrieben hat.

Ob das Kloster in der That nicht im Stande gewesen wäre auch unter ungünstigeren Verhältnissen die Schule fortzuerhalten, kann ich nicht beurteilen; Thatsache ist, dafs die Schulverhältnisse sich in Patmos immer mehr verschlimmert haben. Früher wirkte in der Schule noch der treffliche J. Sakellion, der später als Vorstand der handschriftlichen Abteilung der Bibliothek nach Athen berufen wurde. Während meiner Anwesenheit vertrat seine Stelle ein junger Mönch, der, wie mich ein Besuch der Schule belehrte, das Hauptgewicht des Unterrichts auf die Erklärung theologischer Subtilitäten legte. Im Frühjahr verliefs dieser Lehrer die Insel, und da ein weltlicher Lehrer nicht sofort gefunden wurde, von den 50 Mönchen aber keiner das Lehramt übernehmen wollte oder konnte, blieb die Schule den ganzen Sommer über verwaist. Aufser dieser hellenischen Schule ist noch je eine Elementarschule für Knaben und für Mädchen in der Stadt und in der Scala. Doch ist der Kreis der hier gelehrten Fächer selbstverständlich sehr beschränkt. Ich glaube, dafs das Sinken des Wohlstandes in Patmos mit diesem Ver-

fall der Schulen in einem engen Zusammenhange steht; die Vernachlässigung der Bildung mufste sich in unserem Jahrhundert noch weit mehr rächen als früher, wo namentlich unter den Blinden des Orients selbst der Einäugige König sein konnte; das ist heute anders geworden.

Wenn ich diese lange Abschweifung mit einer Moral schliefsen darf, so möchte ich keineswegs verlangen, dafs die alte Patriarchenschule wieder ins Leben gerufen wird; das wäre heute unmöglich. Die Pflicht aber, glaube ich, hätte das Kloster als das geistige Haupt der Insel, der armen Gemeinde die Last der Schule abzunehmen und den Unterricht wenigstens auf die Stufe zu heben, auf welcher er sich auf den benachbarten Inseln wie Leros und Kalymnos befindet. Freilich hatte ich zuweilen das Gefühl, als ob die Gesamtheit des Klosters dem geistigen Fortschritt der Bewohner feindlich gegenüberstehe. Daran würden die frommen Väter gewifs Unrecht thun; denn wir können das furchtbare Wort, religiöse Beschaulichkeit und frommer Sinn sei mit Geistesbildung und materiellem Wohlstand unvereinbar, nicht für wahr halten.

Es sei verstattet, nach diesen der Gegenwart gewidmeten Betrachtungen einen Blick auf die Geschichte der Insel zu werfen. Im

ganzen Altertum erfahren wir von Patmos nicht mehr als den Namen; Thukydides erzählt nämlich (III 33), Paches habe (428 v. Chr.) die Lacedämonier bis auf die Höhe von Patmos verfolgt. Später wird die Insel von Strabo und Plinius erwähnt. Unter den römischen Kaisern diente die abgelegene Insel als Verbannungsort. Ihre Berühmtheit verdankt sie bekanntlich dem heiligen Johannes, der nach dem einstimmigen Zeugnisse der Väter in Patmos die Apokalypse, nach einigen auch das Evangelium verfaſste. Die Höhle, in welcher er gewohnt haben soll, ist heute von mehreren Kapellen überbaut.

In den dunkeln Jahrhunderten hören wir wenig von Patmos, bis endlich der Kaiser Alexius Comnenus durch die noch erhaltene Bulle vom Jahre 1088 dem heiligen Christodulos die Mittel zur Gründung eines Klosters gewährte. Die berühmte Urkunde ist wiederholt ediert, am besten von J. Sakellion im 15. Band der „Νέα Πανδώρα“. Für diejenigen, welche ein Lallenbuch führen, erwähne ich, daſs auch Le Barbier die Bulle einer „Étude sur la réforme des convents grecs au XI. siècle“ (Paris 1863) zu Grunde legte, wobei ihm unter anderem begegnete, daſs er den Ausdruck der Bulle ἐξ μιλιαρίων (eine byzantinische Münze) als ἐξ μουλαρίων

verstand und von einer jährlichen Abgabe von 6 Mauleseln fabelte.

Der heilige Christodulos soll nach einer nicht verbürgten Nachricht Leute aus Sinope zum Bau des Stiftes und zur Bewirtschaftung der Felder mitgebracht haben. Jedenfalls war das Verhältnis der Arbeitsleute zum Kloster eine Art von Leibeigenschaft; sie werden δουλοπάροικοι genannt und durften ursprünglich nur in einer beträchtlichen Entfernung vom Klosterberge wohnen; denn auch Patmos duldete, wie noch heute die Athosklöster, kein weibliches Wesen in der Nähe. Doch scheint hier sehr bald eine mildere Auffassung die Oberhand gewonnen zu haben; seit unvordenklichen Zeiten lagert sich das Städtchen dicht um das Kloster, und sogar das Innere desselben ist der weiblichen Frömmigkeit und Neugier zugänglich.

Als Grund für die Aufhebung der ursprünglichen Mafsregel werden wohl mit Recht die Piraten angeführt. Um vor deren plötzlichen Überfällen sicher zu sein, durften sich die Bewohner um das Kloster herum ansiedeln. Einen Angriff auf die zusammenhängende und günstig gelegene Ortschaft konnten die Seeräuber nicht unternehmen. Dafs die Insel früher von Freibeutern viel zu leiden hatte, ist sicher bezeugt. Am südlichen Abhang des Klosterberges befindet sich eine

kleine Kapelle, die, wie eine Inschrift sagt, im Jahre 1616 zum Andenken an einen von Seeräubern hier ermordeten Patmier gebaut wurde. In der Klosterbibliothek wird eine lateinische Urkunde vom Jahre 1727 aufbewahrt, durch welche Kaiser Karl VI. den Patmiern seinen Schutz vor den maltesischen Piraten zusichert. Wie und wann sich die Leibeigenen zu freieren Verhältnissen emporschwangen, konnte ich nicht erfahren, wie denn überhaupt über die ganze Entwickelung des Klosters an Ort und Stelle niemand etwas Näheres zu sagen weifs. Welch schöne und würdige Aufgabe wäre es für einen strebsamen und gebildeten Mönch, aus den zahlreichen Urkunden und aus der etwa noch vorhandenen Tradition eine Geschichte dieser für die orientalische Kirche so wichtigen Gemeinschaft auszuarbeiten! Leider denkt jetzt niemand in Patmos an solche Dinge.

Meine Arbeit in der Bibliothek betraf Texte, von denen viele klassisch genannt zu werden verdienen, obschon sie einer sehr unklassischen Zeit angehören. Schon längst war bekannt, dafs in Patmos zwei Handschriften sind, welche Gedichte des gröfsten christlichen Hymnendichters Julios Romanós enthalten. Allein weder Kardinal Pitra, der den Romanós mit den übrigen Hymnendich-

tern herausgegeben hat, noch sonst jemand vermochte etwas Näheres über den Wert und Inhalt dieser Handschriften zu erfahren. Hauptzweck meiner Reise war, über diesen Punkt Aufklärung zu schaffen. Es zeigte sich bald, dafs die zwei patmischen Urkunden sämtliche in Europa befindlichen und von Pitra benützten Handschriften an Vollständigkeit weit übertreffen. Während Pitra z. B. von Romanós mit Hilfe des ganzen europäischen Materials nur 29 Hymnen konstituieren kann, sind in Patmos über 90. Nicht gern wollte ich einen so bedeutenden Schatz ungehoben lassen. Doch zwangen mich äufsere Gründe, fürs erste auf eine völlige Ausbeutung der Handschriften, die nach ungefährer Berechnung eine Zeit von 3 Monaten erfordern mufste, zu verzichten, und ich bereitete mich, nachdem ich eine genaue Beschreibung der Codices angefertigt hatte, zur Abreise vor.

Die mangelhafte Verbindung der Insel stellte meine Geduld auf eine furchtbare Probe. Die wenigen Segelschiffe, welche Patmos besitzt, lagen wegen der ungünstigen Jahreszeit abgetakelt im Hafen. Doch wurde ein englisches Schiff erwartet, da die Gemeinde Patmos mit der Gesellschaft Bell Verhandlungen bezüglich einer jährlichen Subvention angeknüpft hatte. Um den Dampfer

nicht zu verfehlen, zog ich endlich in die Scala und wohnte auf dem kleinen, Ruvali genannten Weingute des Vaters Hierotheos. Ein Tag nach dem andern verstrich in qualvoller Erwartung; endlich verlor ich die Geduld und beschloſs mit einem Trichantiri, d. h. einem kleinen Boote mit einem Hängemast und einem Segel, nach Samos zu fahren.

Da ein frischer Wind wehte, hoffte der Kapitän des Bootes, der noch einen uralten Knecht bei sich hatte, das Ziel bald zu erreichen. Kaum aber waren wir über das letzte schützende Vorgebirge von Patmos, Kap Geranos, hinausgekommen, als der Wind so heftig wurde, daſs bald eine „volle See" nach der andern über das kleine Fahrzeug hereinstürzte. Gefährlich schien allerdings die Situation nicht; denn der Kapitän war mir als ein tüchtiger Seemann geschildert worden; weniger Vertrauen erweckte sein Begleiter, ein schwankendes, schwer bewegliches Männchen. Je weiter wir in die offene See gerieten, desto mächtiger wurden die Wogen, die mich in kurzem bis auf die Haut durchnäſsten und sogar unser Segel bis zur Spitze bespritzten. Ich verstand zum ersten mal das umheimliche Wort von den „Wogenbergen", das mir nach meinen bisherigen Erfahrungen immer wie eine kleine Übertreibung vorgekommen war. Wir

befinden uns einen Augenblick in einem tiefen Wasserthal; dann sehen wir in einer Entfernung von 8—10 Schritten einen Wasserhügel heranrollen, und plötzlich stürzt, immer schneller als erwartet, der Strudel über uns herein; im nächsten Momente schnellt das Fahrzeug in die Höhe, gleitet über einige kleinere Wogen leicht hinweg, um das Taucherspiel von neuem zu beginnen. Da wir den Wind von der Seite hatten, wurden die Bewegungen des kleinen Bootes immer bedenklicher, und zuletzt fragte mich der Kapitän, ob ich eine Fortsetzung der Fahrt für rätlich halte; ich erwiderte ihm, dafs ich vom Seewesen nichts gelernt habe und ihm völlig freie Aktion überlasse. Er „wendete“ und das Boot flog wie ein Pfeil auf die vor kurzem verlassene, schon in Dämmerung gehüllte Insel zu. Nach Einbruch der Dunkelheit fanden wir uns wieder vor der Landungsbrücke, und vor Kälte zitternd begab ich mich mit den zwei Schiffern in eine noch offene Krämerei, wo wir uns durch einige Gläser Raki zu erwärmen suchten. Mit Hilfe einer Handlaterne suchte ich Ruvali auf, wo mich Vater Hierotheos wegen des Wagnisses gehörig ausschalt.

Am nächsten Tage, als mein Mifsmut die höchste Stufe erreicht hatte, überraschte uns ein Knabe während des Mittagsmahles mit

der freudigen Nachricht, dafs der englische Dampfer in Sicht sei. Jetzt war aller Not ein Ende gemacht, und nach den üblichen Abschiedsküssen befand ich mich bald am Bord des Schiffes, das mir jetzt trotz seiner Kleinheit in der Erinnerung an die abenteuerliche Fahrt mit dem Trichantiri als ein Ideal von Sicherheit und Bequemlichkeit erschien. Die Fahrt wurde etwas verzögert, da sich der Kapitän mit einem Agenten der Gesellschaft nach dem Städtchen begab, um sich mit dem Gemeindevorstand bezüglich der geplanten regelmäfsigen Berührung der Insel ins Benehmen zu setzen. Leider vernahm ich, dafs die Verhandlungen scheiterten, da über die von der Gemeinde zu bezahlende Subvention keine Verständigung erzielt wurde. Auf dem Schiffe traf ich zu meiner Überraschung bekannte Gesichter; es war dieselbe Antona, auf der ich von Rhodos nach Kalymnos gefahren war. Mein nächstes Reiseziel war Chios; doch liefs ich mir jetzt den Umweg über Syra gern gefallen.

XII.

Da ich wegen der Insekten, welche die Kajüte des alten Fahrzeuges bevölkerten, nicht schlafen konnte, begab ich mich auf das Verdeck und hörte dem Gespräche einiger hier noch wachender Passagiere zu. Schwammfischer aus Syme und ein Arbeiter aus Chios plauderten über Gegenwärtiges und Vergangenes. Ein alter Fischer, der in seinem Wesen und Aussehen einem altbayrischen Bauern täuschend ähnlich war, erzählte mit einer köstlichen Fülle und Originalität des Ausdrucks allerlei Mordgeschichten; darauf wendete sich das Gespräch auf die beispiellose Schlechtigkeit der Bewohner von Syra; daran sei die allzugroſse Freiheit der griechischen Verfassung schuld; weit besser stehe es in Samos, das die beste unter allen Regierungen habe. Endlich sprachen sie über die Taucherapparate, welche jetzt von vielen Schwammfischern verwendet werden; vor einigen Jahren veranstalteten die Anhänger

des alten Systems (des Freitauchens) in Syme einen kleinen Bürgerkrieg und zerstörten 30 Apparate; es gab grofse Prozesse, die Haupträdelsführer wurden nach Chios ins Gefängnis geführt. Doch ist die Sache noch nicht erledigt, da auch eine fremde Firma geschädigt worden ist. Die Gegner der Apparate behaupten, durch dieselben werde die Schwammfischerei ruiniert, weil die Fischer mit Hilfe der „Maschinen" viel länger unter dem Wasser bleiben und selbst die kleinsten Schwämme mitnehmen können, während der gewöhnliche Taucher genötigt ist, sich auf die gröfseren Stücke zu beschränken; so drohe an vielen Stellen der Meeresboden abgefischt zu werden. Was die Verteidiger der Apparate für sich vorbringen, weifs ich nicht; jedenfalls aber rentiert sich ihr Geschäft gut und das ist in solchen Fällen Argument genug. Übrigens hat die türkische Regierung die Anwendung der „Maschinen" verboten. Was das heifsen will, weifs jeder, der die türkische Handhabung von Gesetzen kennt; selbstverständlich fischt man nach wie vor mit Taucherapparaten.

Schon vor Sonnenaufgang kamen wir nach Syra. Die Stadt macht einen ungemein behäbigen, fast patriziermäfsigen Eindruck, was im Gegensatz zu dem Parvenu Piräus besonders hervortritt. Der Charakter der

Strafsen hat etwas Fertiges, Abgeschlossenes; man sieht, dafs hier schon mehrere Generationen lebten und wirkten, während im Piräus alles in einem allerdings mächtig vorwärts schreitenden Werdeprozefs begriffen steht. Er stellt uns einen im Entstehen begriffenen Handelsplatz dar und könnte mit dem Worte „amerikanisch“ charakterisiert werden, während Syra mehr das Wesen einer italienischen Stadt an sich trägt. Allerdings ist auch Hermupolis erst nach 1821 gegründet worden; aber das ist in Neugriechenland schon ein bedeutendes Alter. Die Zeit des Aufstandes liegt für die jetzige Generation schon in weiter Ferne.

In einem der am Quai gelegenen Kaffeehäuser konnte ich mich überzeugen, dafs die Hermupoliten die immer zunehmende Konkurrenz des Piräus wohl empfinden. Einige Kaufleute, die sich an meinen Tisch gesetzt hatten, sprachen über den Piräus und Athen und meinten, die dortigen Geschäftsleute haben nichts von der Vornehmheit, die der echte Kaufmann besitzen müsse; noch nach Schlufs der Komptoire höre man von nichts reden als von Wechseln, vom Geschäfte, von Baisse und Hausse. Endlich wendeten sich die Zungen der lebhaften Kritiker gegen die Bewohner des Festlandes überhaupt, und einer schlofs die Kontroverse mit dem Satze: „Ich

weiſs nicht, aber ich kann die Moraiten nicht verdauen." Erst um 1 Uhr nachmittags lichtete das Schiff die Anker, und wir fuhren im glänzenden Sonnenlichte an den liebreizenden Kykladen vorbei. Zur Linken erblicken wir Andros, weiterhin in der Entfernung weniger Meilen Tinos, am Meere die Stadt mit der berühmten Wallfahrtskirche, an den sanft ansteigenden Abhängen allenthalben weiſsblinkende Dörfer; auch zur Rechten reiht sich Insel an Insel; Paros, Antiparos, die hohe Naxos, Delos und in unmittelbarer Nähe Mykonos; auch hier wie in Tinos breitet sich am Meere eine blühende Stadt hin, darüber an den Abhängen eine Unzahl lieblicher Einzelgehöfte und Dörfchen. Seit diese Inseln griechisch sind, sprieſst trotz der schlimmen Finanzlage des Staates reiches Leben mit unglaublicher Kraft und Schnelligkeit empor.

Um Mitternacht langten wir vor Chios an. Die Landung ging trotz der Dunkelheit ordnungsgemäſs und reinlich vor sich. Im Gasthause des Herrn Tsola findet der Fremde gute Unterkunft. Als der herrliche Sonntagsmorgen mich vom Lager gerufen hatte, belehrte der erste Blick vom Balkon des Gasthauses, daſs Chios, die Insel der Schönheit und Anmut, ihren alten Ruf wohl verdient. Noch voll der Eindrücke von Rho-

dos und Patmos, fühlte ich hier so recht deutlich den freieren Hauch der Kultur und Humanität. Vor mir liegt eine breite im Bau begriffene Strafse mit provisorischen Häusern, darüber hinweg hinter grünen Orangenhainen die Firste der Altstadt und an den Abhängen liebliche, von Bäumen umlagerte Landhäuser. Beim Klang der Glocken, welche zum Gottesdienste riefen, machte ich auf Gerathewohl den ersten Gang durch die Stadt.

Die Zerstörung, welche die furchtbare Erderschütterung im Jahre 1881 angerichtet hat, übertrifft die schlimmsten Ahnungen. Sogar die Hauptstrafse der Stadt, die sogenannte Aplotariá, mit behäbigen, zum Teil noch aus der Genueserzeit stammenden Häusern, ist der entsetzlichen Katastrophe unterlegen; überall ragen zwischen Schutt und Wirrnis einzelne Mauerreste empor. Seltsamerweise ist die grofse Metropolitankirche dem Verderben entgangen. Sie hat nur aufsen einige Risse erhalten, im Innern blieb sie fast gänzlich unversehrt; doch befürchtet man ihren Einsturz und hat sie geschlossen. Als sich die armen Bewohner nach dem Erdbeben aufserhalb der Stadt ansiedelten, vergafs leider die Regierung, irgend einen Strafsenplan vorzuschreiben; so liegen jetzt die Häuser planlos durcheinander; jeder baute sich seine neue Wohn-

stätte, wo es ihm paſste. Am besten ist die Hauptverkehrsstraſse hergestellt, welche sich dem Gestade entlang zieht und Sitz der meisten Geschäfte, der Konsulate, Dampfschiffagenturen und Kaffeehäuser geblieben ist. Dicht an die alte Stadt stöſst das Kastro, d. h. die von den Genuesen erbaute weitläufige Citadelle, in welche einige nur von Türken und Juden bewohnte Straſsen hineingebaut sind. Dieser Teil hat durch die Katastrophe am meisten gelitten.

In eigentümlich weicher und doch heiterer Stimmung wanderte ich durch die Stätten der Vernichtung und gelangte endlich auf einen breiten Weg auſserhalb der Stadt. Auch hier stehen noch überall vereinzelte Häuser, kleine Kaufläden und Kaffeeschenken. Alles macht den Eindruck häuslicher Wohnlichkeit, eines wohlentwickelten Sinnes für die Verbindung des Nützlichen mit dem Angenehmen und Schönen. Meine Fragen wurden mit ganz französischer Zuvorkommenheit beantwortet. Als ich mich bei einem jungen Manne in einer Krämerei nach der Wohnung eines Griechen erkundigte, mit dem ich während meiner Studienzeit befreundet war, nötigte er mich, zuerst in sein Geschäft einzutreten und mit ihm ein Glas Raki zu trinken; dann gebot er einem vorüberreitenden Bauern, mich zu geleiten.

Nachmittags traf ich zu meiner freudigen Überraschung meinen liebenswürdigen Gastfreund von Kalymnos, Dr. Karabokyrú, der durch einen Prozeſs eben für einige Zeit an Chios gefesselt war. Da er gerade im Begriff stand, die üblichen Sonntagsbesuche zu machen, so nahm er mich ohne weiteres mit sich und führte mich in eine Reihe liebenswürdiger Familien ein. Während seines ganzen Aufenthalts in Chios sorgte er für mich mit gröſster Aufopferung. Abends besuchten wir die Lesche, ein geräumiges, behaglich eingerichtetes, mit einem Lesezimmer und einem Billardsaal versehenes Lokal. Solche Leschen finden sich in allen gröſseren Orten des Orients, wo eine genügende Anzahl gebildeter und wohlhabender Griechen lebt; sogar in Rhodos wurde während meiner Anwesenheit an einer solchen gebaut. Sie entsprechen ganz den Museumsgesellschaften oder Lesevereinen Deutschlands. Ihr Hauptzweck ist, der besseren Gesellschaft einen für lästige Elemente unzugänglichen Vereinigungsort zu bieten, der dem Einzelnen auch die Lektüre verschiedener Zeitungen erleichtert. Für den türkischen Orient haben diese Vereinigungen auch eine nationale Bedeutung; sie bilden in dem wirr durcheinander flutenden Chaos für die griechische Bevölkerung feste Mittelpunkte.

Des andern Tages ritt ich mit einem jungen Kaufmann nach dem Ruinenfelde von Hagios Minás. Der Name hat eine traurige Berühmtheit. Als der griechische Aufstand im Jahre 1821 und im Anfange des folgenden einen wichtigen Erfolg nach dem andern erzielt hatte, beschloſs die Pforte, die sich anfänglich nicht im stande sah, das überall emporlodernde Feuer zu dämpfen, die Rebellen durch ein furchtbares Exempel einzuschüchtern. Die tapferen Bergbewohner des Peloponnes oder die gefürchteten waffengeübten Samier schienen hierfür nicht das geeignete Ziel; da war der Kampf zu schwierig, der Erfolg zu zweifelhaft. Dagegen konnte sich über die reiche, von ruhigen Kaufleuten, friedlichen Pflegern des Mastixbaumes, emsigem Bauernvolk bewohnte Insel Chios die finstere Wut des gereizten Barbaren wie ein vernichtender Lavastrom ausgieſsen, ohne einen bedeutenden Widerstand erwarten zu müssen. Daſs die Chioten sich dem Aufstande noch nicht einmal förmlich angeschlossen hatten, konnte sie nicht retten; vielmehr besiegelte gerade das ihr Verderben; denn hätten sie eine eigentliche Erhebung organisiert und sich bewaffnet, dann wären sie im stande gewesen, ihr Leben zu verteidigen wie die Bewohner anderer Inseln. Das hatten z. B. die Samier gethan, auf deren

Eiland die Türken trotz wiederholter Versuche auch nicht einmal zu landen vermochten.

Es war im April des Jahres 1822, als die türkische Flotte unter Kara Ali vor Chios erschien. Siebentausend Mann wurden ausgeschifft mit der ausdrücklichen Weisung, die ganze männliche Bevölkerung vom 12. Jahre, die weibliche vom 40. an, sowie die Säuglinge zu töten, die übrigen in die Gefangenschaft zu führen. Mehrere Wochen lang durchstreiften die türkischen Krieger, deren Massen durch zahlreiches beutegieriges Gesindel von der kleinasiatischen Küste verstärkt wurden, die unglückliche Insel und richteten unter den wehrlosen Bewohnern ein Blutbad an, wie die greuelvollsten Kriege der Vorzeit nur wenige aufzuweisen haben. Wie viele ermordet, wie viele in die Sklaverei verkauft wurden, wie viele endlich entkamen, wird niemals festzustellen sein, da die Angaben der Zeitgenossen weit auseinandergehen. Der Chiote M. Blastos, ein Augenzeuge der Greuelscenen, nimmt an, daſs über 30000 Seelen dem Verderben zum Opfer fielen (Χιακά S. 204).

Damals hatten sich über 3000 Männer, Weiber und Kinder aus den benachbarten Dörfern in das Kloster des heiligen Minás geflüchtet, um in den geweihten Räumen Schutz zu finden. Nach schwacher Gegen-

wehr erstürmten die Türken die waffenlose Abtei und setzten dem Werke des Tages durch die schonungslose Niedermetzelung sämtlicher Flüchtlinge die Krone auf. Noch jetzt sieht man im Kloster einen von Kugeln durchlöcherten Flügel des mit eisernen Bändern beschlagenen Hauptthores. Die Gebeine der Opfer des schaudervollen Blutbades sind in jüngster Zeit in einem Mausoleum untergebracht worden, als dessen Stifter sich in einer altgriechischen Inschrift ein gewisser Epaminondas Karabas bezeichnet. Viele der aufgespeicherten Schädel tragen noch die Spuren der furchtbaren Säbelhiebe.

Durch das letzte Erdbeben ist das Kloster des heiligen Minás wohl noch gründlicher zerstört worden als bei der eben erzählten Katastrophe. An Stelle des einstigen Klosters erblicken wir einen ungeheueren Schutthaufen, aus dem da und dort einzelstehende Mauern, Fensterstöcke und verbogene Eisenstangen emporragen; am besten hat sich die kleine Kirche erhalten; das erwähnte Mausoleum droht den Einsturz. Ein Mönch ist zurückgeblieben und hütet jetzt einsam in notdürftiger Hütte das wüste Trümmerfeld. So ist Hagios Minás ein zweifacher Leichenacker geworden; die Gebeine der Opfer von 1822 vereinigen sich auf blutgedüngtem Boden mit den durch die letzte Katastrophe Getöteten.

Welch furchtbarer Kontrast zwischen dieser jedem Menschenfreund ehrwürdigen Unglücksstätte und der wundervollen Umgebung, die von dem ansehnlichen Hügel nach allen Seiten dem entzückten Auge sich ausbreitet. In duftigen Nebel gehüllt erscheint im Süden Samos und Ikaria, östlich, durch einen schmalen glänzenden Meeresarm getrennt, die asiatische Küste, auf der das volkreiche Tschesmé und das Kloster Κάτω Παναγιά besonders hervortreten. Von der Insel selbst liegt der bedeutendste und fruchtbarste Teil vor uns; gegen Nordosten bis zur Hauptstadt hin breitet sich die Perle von Chios aus, vom Volke schlechthin Ebene „Campos“ genannt, ein ungeheuerer Hain von Orangen- und Citronenbäumen, ans dem einzelne Dörfer mit ihren Glockentürmen und Windmühlen hervorblicken; gen Süden erscheint wellenförmiges Fruchtland, welches die berühmten Mastixdörfer, etwa zwanzig an der Zahl, in sich schliefst. Im Norden und Westen ist das farbenreiche heitere Bild durch das hochragende Kalkgebirge abgeschlossen, welches den geologischen Charakter der Insel bestimmt.

Mitten zwischen den Mauern, welche die mit goldenen Früchten beladenen Orangenpflanzungen abgrenzen, kehrten wir unter Betrachtungen, die sich an das Gesehene

knüpften, in die Stadt zurück. Kaum hat sich Chios nach der türkischen Eroberung durch eigene Kraft wiederum zur Blüte erhoben, bricht das Verhängnis von 1822 herein; mit der den Griechen eigentümlichen Zähigkeit und mit der die Chioten vor ihren Landsleuten besonders auszeichnenden Arbeitsamkeit rafft sich das Volk durch mühsame Thätigkeit zweier Generationen wieder empor, und die politischen Verhältnisse scheinen jede Erneuerung der vergangenen Greuelscenen auszuschliefsen. Da stürzt die elementare Gewalt über das unheilvolle Geschlecht und zerstört Wohlstand und Ruhe abermals auf Jahre hinaus.

Am nächsten Morgen besuchte ich das Gymnasium. Da das alte Gebäude durch das Erdbeben zerstört wurde, so ist die Schule vorläufig in einem kleinen Miethause untergebracht. Der Direktor Lälios Corsinis, ein Schüler von August Böckh, lud mich ein, einer Lektion in der von ihm verwalteten Oberklasse beizuwohnen. Er erklärte die Kranzrede des Demosthenes auf Grundlage der deutschen Forschung, wie denn überhaupt fast jeder griechische Lehrer höherer Klassen die deutschen Ausgaben zur Hand hat. Was mir in der Methode seines Unterrichts besonders günstig auffiel, war das grofse Gewicht, das er auf langsamen,

deutlichen und sinngemäfsen Vortrag des Textes legte; in den meisten griechischen Schulen beleidigen die Schüler durch die übermäfsig hurtige und tonlose Art der Rechenschaftsablage.

Mit dem Gymnasium ist eine ungemein reichhaltige Bibliothek verbunden; sie besteht zum gröfsten Teil aus dem Nachlasse des grofsen Wiedererweckers der griechischen Litteratur Ad. Korais, der aus einer chiotischen Familie stammte. Wie ich aus dem gedruckten Katalog ersah, besitzt sie mehrere seltene Werke, die in grofsen Bibliotheken Europas, z. B. in der von München, vergeblich gesucht werden. Leider kann gegenwärtig die Bibliothek nicht benützt werden, da man nach dem Erdbeben, welches auch die Bibliotheksräume zerstörte, die Bücher in Kisten geborgen hat. Die Gemeinde errichtet jetzt zur angemessenen Aufstellung der ganzen Büchersammlung ein stattliches Gebäude, welches auch einen geräumigen Lesesaal enthalten wird.

XIII.

Da ich vernommen hatte, dafs sich im Kastro zwei merkwürdige, beim Strafsenbau gefundene Steine mit Inschriften und Zeichnungen befinden, bat ich den Bürgermeister mir zur Besichtigung derselben zu verhelfen. Obschon er durch dringende Amtsgeschäfte in Anspruch genommen war, liefs er es sich nicht nehmen, mich sofort zum türkischen Mufti zu führen, welcher in seinem Hause die Steine in Verwahr genommen hatte. Wir trafen Se. Hochwürden in einem geräumigen, düsteren Zimmer, dessen einziges Möbel der rings an den Wänden hinlaufende Divan bildete. Die Stelle der Thüren versehen nach türkischer Sitte dicke, über die Thüröffnungen gespannte Vorhänge. Die Art, wie sich der Bürgermeister einer Gemeinde von über 10000 Seelen dem Mufti gegenüber benahm, war mir so unangenehm, dafs ich bedauerte ihn zu diesem Dienste veranlafst zu haben. Ein wahres Bild des

Jammers safs er mit demütig übereinandergelegten Händen, gesenkten Hauptes vor dem Ottomanen und wagte kaum laut zu sprechen. Mir war die Scene in gewissem Sinne lehrreich; denn sie gewährte sozusagen in figura eine Vorstellung von dem unmoralischen Einflufs einer despotischen Herrschaft, welche jeden Augenblick den Menschen zwingt seine Würde in den Kot zu werfen und sich die brutalste Heuchelei zur zweiten Natur zu machen. Den Griechen will ich nicht tadeln; denn er mufste doch wohl wissen, was er that und warum er es that. Unter lästiger Wiederholung der geschraubten Titulatur (σοφολογιότης) brachte der Demarch mein Ansuchen vor. Da die Unterhandlung griechisch geführt wurde, so konnte auch ich den Grund meiner Neugierde deutlich machen.

Der geistliche Würdenträger that geheimnisvoll, als handle es sich um eine grofse diplomatische Angelegenheit, und gebot mir völliges Stillschweigen über das, was ich sehen werde; auch dürfe ich mich nicht lange bei den Steinen aufhalten, damit niemand etwas merke. Der Grund all dieser Mahnungen war die Furcht des Mannes, die Regierung oder ein höherer Machthaber möchte die Altertümer, in denen seine blöde Unwissenheit etwas ganz Besonderes vermutete, seinen Händen entreifsen. Endlich

zeigte uns ein Diener das Gewünschte. Zu meiner Überraschung befanden sich die Steine, von denen so viel Aufhebens gemacht worden war, in einem kleinen, von hohen Mauern umschlossenen Hofraum zwischen einigen Schutthaufen, allen Einflüssen der Witterung preisgegeben. Meine Erwartungen bezüglich des Werthes der gerühmten Denkmäler erfüllten sich nicht. Interessant sind immerhin die Zeichnungen, die auf einem der Steine (einer Grabstelle mit der Inschrift Μητροδωρος Θεογειτονος) über und unter der Inschrift eingegraben sind. Die eine stellt einen Kampf zwischen Kentauren und unbekleideten, mit Schwertern bewaffneten Männern dar; darüber zwei schreitende Greife in dekorativer Weise; unterhalb der Inschrift sind in gleicher Technik zwei durch eine Säule getrennte Streitwagen zu sehen; auf dem einen Gespann steht eine geflügelte Figur, welche die Zügel zu halten scheint. Beide Zeichnungen sind teilweise zerstört. Auch auf der zweiten Langseite sind die Spuren einer Darstellung von zwei Streitwagen erkennbar. Auffallend war mir der ganz ungewöhnlich kühne Schwung und die naturalistische Frische der Zeichnung. Auch für die Technik selbst ist mir in der griechischen Kunst kein zweites Beispiel bekannt.

Da den Bürgermeister eine Gemeindesitzung erwartete und der Mufti ohnehin zu gröſster Beschleunigung gemahnt hatte, so konnte ich die Zeichnungen nicht kopieren. Auf die Inschriften kam es mir nicht an, da mir gesagt wurde, daſs ein Mitglied der französischen Schule sie vor kurzem abgeklatscht hatte. Hätte ich in orientalischen Dingen damals schon etwas mehr Praxis besessen, so wäre es mir wohl ein Leichtes gewesen, den Diener durch ein Trinkgeld zu veranlassen, mir an einem anderen Tage den Hofraum zu öffnen und zur Anfertigung einer genauen Zeichnung Zeit zu gewähren.

Im übrigen ist Chios an Überresten des Altertums ungemein arm. Vielleicht haben auch hier, wie in Rhodos, Erdbeben zur Zerstörung der alten Werke beigetragen. Einige unbedeutende Inschriften und Skulpturfragmente sind im Garten des Herrn Choremis aufgestellt. Bei dem durch die Tracht seiner Bewohner merkwürdigen Dorfe Pyrgi sind kleine Ruinen, die ich leider selbst nicht gesehen habe, genannt Phaná, ebenso bei Volissós. In der Nähe von Armolia sind Trümmer eines mittelalterlichen Kastells. Auf die kleinen Überreste im Thale Nagós bei Kardámyla und die sogenannte Schule des Homer werde ich später zu

sprechen kommen. Das ist so ziemlich alles, was von alten Resten bis jetzt in Chios bekannt ist.

Meine Bemühungen, Sprache und Lieder aus dem Munde des Volkes selbst zu vernehmen, hätten mich in Chios beinahe in ein kleines Abenteuer verwickelt. Eines schönen Abends hörte ich aus einer Schifferkneipe lauten Gesang erklingen. Ich dachte „böse Menschen haben keine Lieder“ und trat in das schlichte Lokal, in welchem sich einige Seeleute um ein als Tisch dienendes Faſs gelagert hatten. Nach erbetener Erlaubnis setzte ich mich in den Kreis der fröhlichen Männer aus dem Volke, die nach den Mühen des Tages bei Wein und Raki sich gütlich thaten. Einer unter ihnen, ein alter Seebär von gutmütiger Miene, zeigte sich als unerschöpfliche Quelle urwüchsiger und durchaus origineller Distichen. Wie hätte ich der Versuchung widerstehen sollen die auch sprachlich interessanten Erzeugnisse dieser maritimen Poesie meinem Notizbuch einzuverleiben! Das ging am Anfang auch gut. Wie es aber in den besten Familien vorzukommen pflegt, befand sich in dem gemütlichen Kreise ein schon stark angeheiterter dummschlauer Geselle, der mir meine Zirkel zerstörte. Er mahnte mich in gereiztem Tone, ich solle nicht glauben sie

zum besten haben zu können. Das natürliche Mifstrauen, mit welchem das „gemeine Volk“ alles Geschriebene und auch alles Schreiben betrachtet, mochte wohl die Hauptveranlassung seines Zornes sein. „Warum schreibst du diese Dinge? Du bist ein Jude!“ fuhr er fort, und als ich ihm erwiderte: „Beruhige dich! (ἔννοια σου!)“, wurde er noch ungemütlicher, rückte mit seinem Stuhl näher, fuchtelte mir mit der Nase vor den Augen und schrie: „Was, beruhige dich!“ Der Sänger selbst ergriff meine Partei; da ich jedoch auf den zweifelhaften Ruhm, die Veranlassung irgend einer Streitigkeit mit unberechenbarem Ausgang zu werden, nicht erpicht war, so steckte ich meine Papiere ein und empfahl mich nach der üblichen Traktierung der Gesellschaft ihrem Wohlwollen. Derlei Dinge mufs der Fremde mit in den Kauf nehmen, wenn er praktische Philologie und Sprachforschung treiben will.

Übrigens konnte ich mich später überzeugen, dafs meine Besorgnis in diesem Falle grundlos gewesen war; denn das chiotische Volk ist das friedfertigste von der Welt. So lebhaft seine Zwiste mit der Zunge geführt werden, so selten arten sie in Thätlichkeiten oder gar in Messerkämpfe aus. Da ich aber aus einem Lande kam, wo volkstümliche Kontroversen weniger harmlos zu verlaufen

pflegen, so wird man meine Vorsicht erklärlich finden.

Einer der nächsten Tage wurde einem Ausfluge nach Kalimasiá gewidmet. Ein Kaufmann lud mich ein einer kirchlichen Feier beizuwohnen, welche in dem bei Kalimasiá gelegenen Frauenkloster für einen jüngst verstorbenen Chioten, der die Schulen und andere gemeinnützige Anstalten reichlich bedacht hatte, veranstaltet werden sollte. Um 4 Uhr nachmittags versammelte sich die kleine Pilgergesellschaft; bald befanden wir uns aufserhalb der Stadt und strebten auf engen und schmutzigen Pfaden, zwischen den ausgedehnten Orangengärten hindurch, unserem Ziele zu. Die Art und Fähigkeit unserer Reittiere war leider sehr verschieden. Ein Herr hatte sich den hier seltenen Luxus eines Pferdes erlaubt; der zweite thronte auf einem kleinen schwarzen Esel von seltener Ausdauer; der dritte endlich und meine Wenigkeit safsen auf zwei sehr ungleichen Maultieren; infolge dessen verloren wir nur zu oft die führenden Vorleute. Nach einer Stunde verläfst der Weg die fruchtbare Ebene und windet sich östlich vom Hagios Minás über die Höhen. Da uns bald die Dunkelheit überraschte, so verlor der Ritt seine Annehmlichkeit; besonders belästigten die über den engen Weg

hereinhängenden Äste und Dornsträucher, welche mir zuweilen das Schicksal des bösen Absalon begreiflicher zu machen drohten als die Illustration in der Kinderbibel. Doch ergab die Truppenschau, welche nach Erreichung des Reiseziels abgehalten wurde, dafs kein teures Haupt zurückgeblieben war. Da die nächtliche Kirchenfeier erst um 10 Uhr beginnen sollte, versammelten wir uns mit einigen anderen, schon früher angekommenen Andächtigen in dem traulichen Zimmer der Äbtissin.

Das ihr untergebene Kloster ist der Παναγία Πλακιδιώτισσα geweiht. Auf meine Frage, woher dieser seltsame Name der Mutter Gottes rühre, erzählten die einen, das Bild der Madonna sei hier unter einer Steinplatte (πλάκα) gefunden worden; andere dagegen behaupteten, die Benennung stamme von dem plattenähnlichen Platze, auf welchem das Kloster erbaut sei. Offenbar sind beide Erklärungen willkürliche Kombinationen aus dem Namen selbst und beweisen, dafs die Griechen eine alte Unsitte noch immer nicht verlernt haben. Bekanntlich machen auch in der altgriechischen Mythologie und Geschichte solche Fabeln, die aus richtiger oder falscher Etymologie hervorwuchern, viel zu schaffen.

Die Äbtissin, eine ehrwürdige Frau von

ernsten Zügen, hatte für die Gäste ein reichliches Abendmahl bereitet; sogar einige Wasserpfeifen, gewifs seltene Dinge in einem Nonnenkloster, waren herbeigeschleppt worden, und so verflofs der Abend schnell und angenehm. Die anwesenden Herren bilden, wie ich aus ihren Gesprächen entnahm, eine Art von Ausschufs, der für die finanziellen Angelegenheiten des Klosters, gegenwärtig besonders für die Wiederherstellung des Gebäudes, die Sorge übernommen hat. Um 10 Uhr begann die Vesper, der Ἑσπερινός, wie die Griechen sagen. Selbstverständlich wurde in der eintönigen Weise gesungen, die dem „Europäer" so ungewöhnlich vorkommt. Die Einführung der polyphonen Musik in der orientalischen Kirche wird wohl noch lange auf sich warten lassen; einige darauf abzielende Versuche auf den jonischen Inseln scheiterten an dem hartnäckigen Widerstande des Patriarchats, welches auch den Schein einer Annäherung an die lateinische Kirche vermeiden will.

Auf den Esperinós folgte nach einer kleinen Ruhepause ein sehr langwieriges Hochamt mit dem Mnemosynon für den verstorbenen Wohlthäter; erst morgens 5 Uhr endete die Feier. Es ist eine gar eigenartige Stimmung bei solch nächtlicher Kirchenfeier auf einem Boden, der mit dem von den Un-

gläubigen vergossenen Christenblute so furchtbar gesättigt ist. Das dämmerige Licht der rauchenden Wachskerzen, der Glanz der vergoldeten und versilberten Geräte, die bleichen und meist feingezeichneten Gesichter der Nonnen setzen ein charaktervolles Bild zusammen. Die Angehörigen der griechischen Frauenklöster tragen kein eigentliches Ordensgewand in unserem Sinn, sondern nur eine einfache dunkle Kleidung, darüber eine Art schwarzen Shawl und um den Kopf ein schwarzes Tuch, welches das Gesicht frei läfst. Mehrere hatten dieses Kopftuch in einer Weise geschlungen, die sofort an gewisse tanagräische Terrakotten erinnerte.

Die ganze Feier, besonders der Esperinós, vollzog sich mit patriarchalischer Einfachheit. Mehrmals wurde eine Nonne, die eine falsche Strophe angestimmt hatte, von einer anderen korrigiert; nach kurzer Debatte wurde dann weiter gesungen. Zwei etwa 10jährige Mädchen ministrierten beim Gottesdienst mit Rauchfafs und Kerze; tief ergreifend war der Anblick der kleinen Kerzenträgerin. Sie war beim Erdbeben 3 Tage lang unter den Trümmern gelegen und die auf sie gestürzte Mauer hatte ihr die eine Gesichtshälfte und das rechte Auge völlig zerquetscht; als man das arme Kind endlich fand, konnte es nur durch eine ausge-

dehnte Operation, welcher natürlich das verletzte Auge zum Opfer fiel, vor dem drohenden Tode gerettet werden. Hierbei ging das Ebenmafs der Formen verloren, und so gleicht jetzt das Kindesantlitz einem blühenden Garten, über welchen ein reifsender Bergstrom niedergestürzt ist. Leider sind die Wunden auch jetzt noch nicht völlig geheilt und namentlich befindet sich die Augenhöhle immer noch in einem Zustand heftiger Entzündung.

Als wir uns nach dem Gottesdienste in dem Zimmer der Äbtissin zum Morgenkaffee zusammenfanden, erkundigte ich mich nach dem Namen des Kindes. Sie heifst Stamatula und ist aus dem Dorfe Tholopotami gebürtig; ihre drei Geschwister wurden durch die Katastrophe getötet; nun wird sie im Kloster erzogen. Nicht ohne Grund habe ich den Namen des unglücklichen Geschöpfes angeführt. Vielleicht hoffe ich nicht vergebens, dafs sich unter den Lesern dieser Zeilen ein Menschenfreund findet, der dem Kinde eine Unterstützung zuwendet. Durch die Vermittelung des österreichischen Konsuls in Chios (oder auch direkt: διὰ τὴν μικρὰν Σταματοῦλαν εἰς τὴν μονὴν τῆς Παναγίας Πλακιδιώτισσας. Scio) würde eine derartige Gabe leicht an ihre Adresse gelangen.

Aufser den erwähnten Ministrantinnen nahmen noch mehrere andere Mädchen im Alter von 6—12 Jahren am Gottesdienste teil. Das Kloster hat nämlich eine Art Pensionat, in welchem arme oder verwaiste Kinder aus der Umgegend gegen eine kleine Entschädigung verpflegt und erzogen werden. Gegenwärtig wohnen im Konvent über 100 solche Zöglinge, für welche monatlich etwa 10—15 Frs. Verpflegungsgeld bezahlt wird; die Allerärmsten, für welche weder Eltern noch Verwandte sorgen können, werden unentgeltlich aufgenommen. Das Kloster selbst ist idiorhythmisch organisiert und zählt etwa 70 Nonnen. Was die Klöster des griechischen Volkes zu bedeuten haben, weifs jeder zu würdigen, der mit der Geschichte des Orients in den letzten vier Jahrhunderten vertraut ist. Die Klöster waren es, welche, als unscheinbare, aber starke Hochburgen des unterdrückten Christentums, den religiösen Gegensatz zwischen den Beherrschern und den Unterdrückten immer lebendig erhielten und damit auch das nationale Bewufstsein, das hier mit dem religiösen eng verbunden ist, niemals ganz ersterben liefsen. In diesem Sinne sind auch diese einfachen Nonnen Vorkämpferinnen des Hellenismus und der Kultur, welche selbst eine so eigen-

tümlich kulturunfähige Nation wie die Türken niemals ganz zu ersticken vermochte.

Nachdem wir uns durch einen kurzen Schlummer erholt, gingen wir durch die 10 Minuten vom Kloster entfernten Ruinen des Dorfes. Der Anblick des weiten Trümmerfeldes ist erschütternd. Kalimasiá, das nördlichste Dorf der Mastixlandschaft, hatte meist massive zweistöckige Häuser und erschien mehr als eine kleine, schmucke Landstadt denn als ein Dorf. Auch die Kirche ist oder war vielmehr ein stattlicher Bau, der die gewöhnlichen Raumverhältnisse griechischer Gotteshäuser weit überschritt. Hier hat nun das Verderben ganz unglaublich gewütet. Sogar der dicke Festungsturm aus genuesischer Zeit erlag der Erschütterung. Von der Kirche stehen noch die zerrissenen hochragenden Wände, da und dort mit Malereien und Stuckatur bedeckt. Ein grofses zweistöckiges freistehendes Haus hat die Katastrophe überdauert; doch hat es sein Antlitz in wuuderliche, drollige Falten gezogen. Es mufste sich gleichsam drehen und winden, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren; sämtliche architektonische Linien sind verschoben und verkrümmt, obschon der Zusammenhang des Ganzen im wesentlichen erhalten blieb. Wie aus einer biegsamen Masse bestehend, hat es den furcht-

baren Stöfsen nachgegeben ohne zusammenzustürzen. Auch hier ist, wie in anderen Dörfern, merkwürdigerweise der aus übereinandergelegten Arkaden gebildete, freistehende Glockenturm erhalten geblieben. Der Grund der Erscheinung scheint dunkel; vielleicht ist die Sache daraus zu erklären, dafs die sehr geringe Bodenfläche dieser Bauten weniger leicht in den Bereich der wellenförmigen Bewegung des Bodens gezogen werden konnte; auch mag die elastische Art des Baues selbst von Einflufs gewesen sein.

Der schauerliche Eindruck des grofsen Ruinenfeldes wird dadurch wesentlich gesteigert, dafs alles noch so frisch daliegt; überall sind Thüren, Fenster, Rahmen, zerbrochene Gitter, Tapetenstücke und verstümmelter Hausrat unter den Schutthaufen zerstreut. Man möchte meinen, das Unglück habe sich gestern ereignet, und fast glaubt man das Ächzen der Verwundeten noch zu hören. Der Vergleich mit Pompeji drängt sich sofort auf; doch deckt die Parallele nicht völlig. In Pompeji herrscht eine stille, heitere Ruhe; die Jahrhunderte haben über die verschüttete Stadt einen sanften Schleier gelegt, der uns die Gröfse des Unglücks in einem milderen Lichte erblicken läfst. Hier aber starren die Wunden noch offen und

blutig entgegen. Von den 365 Häusern des Dorfes blieb auch nicht eines verschont und von den 1400 Bewohnern wurden 424 getötet, 70 verwundet. Überhaupt wurden mit wenigen Ausnahmen nur die gerettet, welche sich während der Katastrophe aufserhalb der Häuser befanden. Zum Glück fand bekanntlich die erste grofse Erschütterung an einem Sonntag Nachmittag (3. April 1881) statt, als die Leute sich meist im Freien umhertrieben; nur diesem Umstand ist es zu verdanken, dafs von der gesamten Bevölkerung doch beinahe zwei Drittel dem Verderben entgingen. Die Bewohner des Dorfes haben sich jetzt aufserhalb der Ruinen in kleinen Häusern angesiedelt; doch werden Jahrzehnte vergehen, bis der Ort allmählich wieder eine abgeschlossene und erfreuliche Gestalt gewonnen haben wird; denn die Wegschaffung der ungeheueren Schuttmassen, welche dem neuerstehenden Dorfe eine so düstere Folie verleihen, wird noch lange die finanziellen Kräfte der Gemeinde übersteigen. Leider hat die Katastrophe auch noch andere für den Ort verhängnisvolle Folgen gehabt; die reichlichen Quellen sind versiegt und die Leute müssen nun das nötige Wasser aus beträchtlicher Entfernung herbeischleppen.

Rings um das Dorf breiten sich die Pflanzungen des Mastixbaumes, der hauptsächliche, ja fast einzige Nahrungszweig der Bewohner. Im Sommer werden mit einem spitzen Instrumente in die Rinde des Baumes Einschnitte gemacht, aus denen dann das Harz auf den zuvor gereinigten und geebneten Boden rings des Stammes herabträufelt. Die mannigfache Verwendung des wohlriechenden Harzes ist bekannt. Infolge der übergroſsen Produktion ist der Preis des Mastix in den letzten Jahren bedeutend gesunken. Obschon der Baum in den meisten Ländern des Mittelmeers vorkommt, beschränkt sich seine Kultur fast ausschlieſslich auf Chios. Der Grund davon liegt darin, daſs der Baum, eine Kulturpflanze im höchsten Sinn des Worts, nur bei sorgsamster Pflege eine genügende Menge Harzes abgiebt; in Chios aber ist durch die jahrhundertelang fortgesetzte Nachzucht der besten und gesündesten Schöſslinge der Baum weit kräftiger und ertragreicher geworden als an anderen Orten.

Der Heimweg von Kalimasiá wurde durch strömenden Regen erschwert; die steinigen Fuſssteige hatten sich allenthalben mit Wasser gefüllt und glichen kleinen Bächen; denn jeder Pfad ist hier, wie im Orient überhaupt, zugleich Rinnsal für das

sich sammelnde Regenwasser, und manchmal ist es schwer zu unterscheiden, ob ein Stück Landes zuerst als Weg oder als Bett eines Baches diente.

XIV.

Der Abend nach der Heimkehr von Kalimasiá brachte noch eine kleine Überraschung. Eine Familie, deren Bekanntschaft ich durch Herrn Karabokyrú gemacht hatte, schickte eine Einladung zu einer Soirée. Etwa zwanzig Herren und Damen, meist Verwandte des Hauses, versammelten sich zu einem fröhlichen Mahl; dem die liebenswürdige und geistreiche Frau des Hauses präsidierte. Die ausgebrachten Trinksprüche waren für europäische Gewöhnung etwas zu zahlreich; doch versöhnte die gute Ausführung derselben mit der etwas schnellen Aufeinanderfolge. Ich bemerkte dabei, daſs auch die geläuterte Schriftsprache von den Gebildeten im freien Vortrage wohl beherrscht wird. Ein Mitglied der Gesellschaft sprach in sehr gewählter Rede über das „teure Land“, die φίλη γῆ, ein Wort, das ohne nähere Erklärung jedem Griechen der Türkei wohlverständlich ist. Die stete Betonung des nationalen Gedankens

würde unter anderen Verhältnissen leicht lästig erscheinen, hier aber ist sie notwendig; denn so viele äufsere und innere Feinde bedrohen die Kräftigung und Verwirklichung desselben, dafs nur ein gewisser Chauvinismus ihn aufrecht zu erhalten und zu fördern vermag. Unter fröhlichen Gesängen und heiteren Gesellschaftsspielen verging der Abend so angenehm, dafs der Fremde die weite Entfernung von der Heimat wohl vergessen mochte.

In der That sind solche Unterhaltungen im trauten Kreise der Familie ein nicht verächtlicher Gradmesser für den Kulturstand einer Nation. Wo immer wir aber im Orient solche Zeichen der Bildung finden, wo wir wohnliche Häuslichkeit, veredeltes Familienleben und emsige Kultur des Bodens bemerken, wo Bäume, „die Erzieher des Menschengeschlechts", gepflanzt und gepflegt werden, wo öffentliche gemeinnützige Anstalten erstehen, treffen wir Griechen, während die altaischen und tatarischen Elemente, aus denen nach Fallmerayer die Providenz eine Zuchtrute zusammenband, um das Ungetüm (d. h. das griechische Volk) auf einige Jahrhunderte zu fesseln und in den Brunnen der Vergessenheit hinabzuwerfen, ihre Bahn durch die Zerstörung des Vorhandenen und durch Unterlassung der notwendigsten Neuschöpfungen unverkenn-

bar bezeichnen. Oft habe ich das gefühlt und oft ist das gesagt worden; aber auch dieser fröhliche Abend, der in Chios nicht vereinzelt blieb, war mir für die Festigung dieser Überzeugung von Bedeutung.

Da die folgenden Tage das regnerische Wetter anhielt, so war nicht viel Bedeutendes zu beginnen; doch benützte ich die Zeit, um das etwas verwahrloste Tagebuch zu ergänzen und einige Lieder zu notieren. Quelle derselben war diesmal Jani, der Zimmerbursche unseres Gasthauses. Anfangs hatte er sich sehr spröde gezeigt und ganz sokratisch behauptet, er wisse sicher, dafs ihm kein einziges „Tragudi“ einfalle; auf einmal aber trat in dem jungen Manne eine merkwürdige Sinnesänderung ein, und ich wurde den Schwall der Lieder, die ich gerufen, fast nicht mehr los. Dafs hinter der plötzlichen poetischen Begeisterung offenbar die Hoffnung auf eine Vergröfserung des Trinkgeldes lauerte, störte mich nicht, und so verbrachte ich manche Stunde mit der möglichst sorgfältigen phonetischen Transskription seiner Distichen. Die übrige Zeit der Regentage wurde durch die in Griechenland so sehr üblichen Visiten ausgefüllt. Herr Karabokyrú sorgte dafür, dafs ich bald sämtliche Honoratioren der Stadt kannte.

Besonders interessant und lehrreich wurde

mir die Bekanntschaft mit einem einfachen Manne aus Nenita, Herrn Kanelakis. Er ist, was man bei uns einen „lateinischen Bauern“ nennen würde. Ohne jemals eine höhere Bildung genossen zu haben, hat er sich durch Lektüre einige geschichtliche und philologische Kenntnisse erworben und ist nun unermüdlich beschäftigt, Materialien für die Erforschuug der volksmäfsigen Dichtung, Rede und Sitte zu sammeln. So oft es ihm seine kleinen Geschäfte erlauben, wandert er, das Notizbuch in der Tasche, von Dorf zu Dorf; auch auf Inschriften und sonstige Altertümer hat er sein Augenmerk gerichtet. Der Litterarische Verein von Konstantinopel übernimmt die Veröffentlichung seiner Funde und bezahlt ihm sogar ein angemessenes Honorar. Er zeigte mir unter anderem zwei Handschriften des 12./13. Jahrhunderts, die er auf seinen Kreuz- und Querzügen von Bauern gekauft hatte. Freilich waren es ziemlich wertlose Dinge (ein Neues Testament und ein Psalterium); aber ein solcher Sammler, der mit Land und Leuten ganz anders vertraut ist als die mit geschäftsmäfsiger Eile von Ort zu Ort fliegenden Archäologen, kann auch zuweilen ein wichtiges Dokument der Verborgenheit entreifsen. Herr Kanelakis machte mir auch eine sprachlich und kulturhistorisch interessante kleine

Urkunde zum Geschenk, nämlich das Verzeichnis einer chiotischen Aussteuer vom Jahre 1780.

In einem Dorfe hatte Herr Kanelakis eine Inschrift im voreuklidischen Alphabet gefunden; er schickte sie mit einigen anderen zur Publikation an den erwähnten Syllogos in Konstantinopel. Als der Vorstand des Vereins, welcher die Wichtigkeit des Dokuments erkannte, um einen Abklatsch bat, konnte Herr Kanelakis die Inschrift nicht mehr finden. Wahrscheinlich hatte sie ein Bauer verborgen. Bekanntlich wähnt das ungebildete Volk, in den Inschriften seien Schätze versteckt oder man könne solche durch die in den Inschriften enthaltenen Mitteilungen auffinden. Als alle Nachforschungen gescheitert waren, griff Kanelakis zu einem sonst sicher wirkenden Mittel. Er vermochte den Pfarrer des Dorfes, in der Kirche zu verkünden, der Dieb sei verflucht, wenn er den Stein nicht herausgebe. Doch nahm sich leider der Thäter das Anathem nicht zu Herzen, und die Inschrift blieb verschollen.

Als das Wetter sich gebessert hatte, beschlofs ich, den nördlichen Teil der Insel zu besuchen. Herr Dr. Ornstein führte mich zu dem Gouverneur von Chios, einem ziemlich weltläufigen, türkisch, französisch und etwas griechisch sprechenden Albanesen, der

mir einen grofsen Empfehlungsbrief an den Mudir von Kardámyla mitgab. Auch Herr Dr. Ornstein selbst und ein griechischer Kaufmann versahen mich mit Empfehlungen. Nach mehrstündiger Fahrt auf einem sicheren Kaik kam ich in dem reizenden Städtchen Kardámyla an. In einer am Strande gelegenen Kaffeeschenke traf ich sofort den würdigen Demogeronten, Herrn Moschos, an den ich empfohlen war, und gab auch den Brief an den Mudir einem der herumlungernden Zaptiehs zu besorgen. Der Adressat kam sogleich eifrig in die Kaffeeschenke und erklärte sich zu jedem Dienste bereit. Dieser unvergleichliche Ortsvorsteher, ein junger, bartloser, sehr wohlbeleibter Türke, war vor kurzem aus Konstantinopel auf seinen Posten geschickt worden; da er kein Wort griechisch weifs, kann er sich nur durch Dolmetscher mit der Bevölkerung des Ortes verständigen. Selbst in Ungarn wird es schwerlich vorkommen, dafs für einen 3000 deutsche Einwohner zählenden Ort ein nur Magyarisch verstehender, mit den lokalen Verhältnissen gänzlich unbekannter Präfekt bestimmt wird. Hier aber ist alles möglich. Da der junge Mann auch vom Französischen nur sehr dürftige Kenntnisse besafs, kam unsere Unterhaltung häufig ins Stocken. Er klagte viel über die Bosheit der Bevölkerung; er könne

keine Eier und keine Milch bekommen, die Leute hätten immer Ausflüchte. Seine Einladung; bei ihm zu übernachten, mufste ich ablehnen, da ich Herrn Moschos schon zugesagt hatte. Auf dem Wege nach seiner Wohnung konnte ich die herrliche Lage des Ortes bewundern; im Osten steigen himmelragende Kalkberge empor, vom Fufs derselben breitet sich bis zu der weit verschlungenen Bucht ein fruchtbares, mit üppigen Orangen-, Citronen- und Ölpflanzungen bedecktes Gelände.

In meinem Wirte lernte ich einen prächtigen Typus kennen. Schon sein Äufseres verkündet den Mann von unbeugsamem Willen und rechtschaffenem Handeln; eine mächtige, breite Gestalt, ein intelligentes rundes Gesicht mit kurzem grauem Vollbart und klugen, durchdringenden Augen, dazu die wohlgehaltene griechische Inseltracht, die weiten Pumphosen und ein reinliches griechisches Fefs — jeder Zoll ein Herrscher. Würdevoll gemessen, aber keinen Widerspruch duldend, erteilte er im Hause seine Befehle; selbst so einfache Aufträge wie „Bring' Feuer!“ sprach er mit dem langsamen, festen Nachdruck, mit dem der Kapitän auf dem Schiffe seine Ordre erteilt. Er ist so recht das Bild eines patriarchalischen Dorfältesten, dessen ruhige Gemessenheit

mehr imponiert als das hurtige und gebildete Wesen so mancher Modebürgermeister. So ungefähr in ihrem Thun und Reden stelle ich mir die berühmten Könige der heroischen Zeit vor. Nachdem ich durch Vorlesung einiger Volkslieder Stimmung gemacht hatte, gelang es mir, aus dem Munde einer alten Magd einige Fragmente der kardamyliotischen Volkspoesie zu sammeln; auch konnte ich bei dieser Gelegenheit bemerken, dafs auffallende Lauterscheinungen, die man sonst auf Cypern und Trapezunt beschränkt glaubte, sich wider Erwarten auch in dieser Mundart wiederfinden. Die Frau des Hauses fragte mich, ob man auch in meiner Heimat Deutschland das Fefs trage und ob ich orthodox sei. „Orthodox“ ist bekanntlich der gebräuchliche Ausdruck für die griechische Konfession; an den Begriff, welchen das Wort bei uns ausdrückt, wird dabei nicht gedacht.

Am nächsten Morgen — es war nach unserem Kalender das Weihnachtsfest — brachte ein junger Bauer ein Maultier. Herr Moschos gab ihm mit seiner würdevollen Art in kurzen, abgerissenen Sätzen die nötigen Befehle, und wir begaben uns auf den Weg nach Nagós. Zuerst erreichen wir das reichbewässerte, mit Ölbäumen bepflanzte Thal „Lichada“. Der steinige Pfad führt meist über

rauhe Bergrücken, die nur kümmerlich mit Pflanzenwuchs bedeckt sind. Auf einmal öffnete sich „ein lachend Gelände, wo der Herbst und der Frühling sich gatten“. Wir sind in Nagós. Es ist eines der zahlreichen, von den mächtigen Kalkbergen gegen das Meer hin auslaufenden Radialthäler. Was aber diesem Orte einen besonderen Reiz gewährt, ist seine Bewässerung. Am Fuſse des hochragenden Kalkgebirges bricht aus dem lebendigen Felsen im Winter wie im Sommer ein etwa zwei Meter breiter Wasserstrom, der sich nach kurzem Laufe in das Meer stürzt. Hierdurch erhält die Landschaft einen für den Orient ganz ungewöhnlichen Charakter. Zu beiden Seiten des rauschenden Wassers ziehen sich bis ans Meer üppige Citronenhaine; ihr herrliches Grün bildet zu dem zackigen Felsgebirge, das dicht hinter ihnen emporsteigt, einen eigenartigen Gegensatz. Etwa hundert Schritte von der Quelle treibt der Bergstrom eine Mühle; in die Einfassung des Baches ist hier eine alte, schon edierte Inschrift eingemauert; gegenwärtig hat sie das herabträufelnde Wasser mit so dichtem Moose überzogen, daſs nur wenige Buchstaben lesbar sind. In der Nähe der Mühle ist ein Thonziegelfundament, Spuren einer älteren Einfassung des Wassers. Vor einigen Jahren

fand hier, wie man mir erzählte, ein Bauer eine aus vier Figuren bestehende statuarische Gruppe; in der Hoffnung im Innern Geld zu finden zertrümmerte er sie. Meine Frage, wo die Stücke sich jetzt befänden, konnte niemand beantworten. Weiter unterhalb steht mitten zwischen den Citronengärten eine kleine Kapelle.

Der Name des Thales, „Ναγός“, d. h. ναός, deutet auf eine alte Tempelanlage, und in der That giebt es in ganz Chios keinen Ort, der für eine still verborgene, von der Welt abgeschlossene und doch vom Meere leicht zugängliche Kultusstätte geeigneter wäre als diese Stelle, die das für griechische Landschaft so selten passende Beiwort „romantisch“ im vollen Maſse verdient. Eine Ausgrabung könnte vielleicht gute Ergebnisse liefern; auch würde sie wohl nicht allzugroſse Mittel erfordern, da der Ort am Meere liegt und die Terrainerwerbung schwerlich viel kosten würde. Stand hier, was sehr wahrscheinlich ist, ein altes Heiligtum, so ist anzunehmen, daſs der reiſsende Bach die Überreste mit Schlamm und Kies bedeckte. Daſs wir aus dem Altertum nichts über einen Tempel oder ein Kunstwerk in Nagós wissen, bedeutet nichts; bekanntlich besitzen wir auch über den berühmten Altarbau von Pergamon nur eine einzige zufällige Notiz.

Gegenwärtig wird freilich niemand daran denken, für eine so problematische Sache Geld auszugeben; denn es giebt jetzt noch eine Menge Orte, an welchen man, wenn nur die nötigen Mittel vorhanden sind, mit weit gröſserer Sicherheit des Erfolges Ausgrabungen unternehmen kann. Die eventuellen Trümmer dieses Heiligtums werden daher wohl noch lange in der Erde ruhen müssen.

Vorsichtig tastend überschreitet das Maultier den reiſsenden Bach, und wir klettern durch dichte Citronenpflanzungen, deren reife Früchte uns auf beiden Seiten des engen Pfades lieblich belästigen, auf den folgenden Bergrücken, der bald wieder so dürr und fruchtlos wird wie die hinter uns liegenden. Nach kurzer Zeit senkt sich die Höhe abermals und wir erblicken ein drittes Radialthal, ὁ 'Ιόσουνας genannt. Auch hier rauscht ein starker Wildbach; auch hier breitet sich gegen den Strand eine fruchtbare, von Einzelgehöften belebte Niederung. Auch die Vegetation hat Ähnlichkeit mit der von Nagós; doch sind hier die Citronenbäume mit wilden Birnbäumen und Pinien gemischt; über den Weg hängen zahlreiche Brombeerstauden. Wir nähern uns dem Meere und kommen an einem kleinen felsigen Vorsprung vorüber, den man, wie mein Führer erzählt, ὀρά nennt. Der Charakter der Gegend wird

immer wilder und einsamer; zur Linken begleiten uns die schroffen, abenteuerlich ausgezackten Felswände. Hier treffen wir endlich einzelnstehende Eichen. Mein Maultiertreiber nannte diese Bäume δροῦδες, sodafs hier das alte Wort (δρῦς) erhalten ist; gemeinneugriechisch heifst die Eiche βελανιδιά von der Frucht des Baumes (βάλανος). Endlich öffnet sich ein viertes Thal. Die Landschaft ist grofsartig und wild, aber das Liebliche, Lauschige von Nagós fehlt hier. Wir reiten an herrlichen Platanen vorbei, die sich am Ufer eines kleinen Sturzbaches hinziehen, und sind in dem Dorfe Amades (οἱ Ἀμάδες).

Etwa vierzig elende Hütten aus grauen Steinen ohne Kalkbewurf sind an den abschüssigen Felsenhang geklebt. Aufser allem Verhältnis zu der Ärmlichkeit der menschlichen Wohnungen steht die mächtige neuerbaute Kirche. Man begreift weder, woher die Leute kommen sollen, um sie auch nur teilweise zu füllen, noch wie in dem kleinen Orte die Mittel zum Bau aufgebracht wurden; offenbar hat sich die ganze materielle Leistungskraft der Bewohner auf die Herstellung des Gotteshauses vereinigt. In der Nähe der Kirche steht das Schulhaus oder richtiger die Schulhütte. In ein niedriges, düsteres Steinviereck waren etwa

dreifsig Zöglinge eingepfercht. Kaum näherte ich mich dem Eingang, um das Innere dieser Bildungsanstalt zu besichtigen, so fingen die Kinder an zu weinen, einige liefen eiligst an die Thüre und verriegelten dieselbe von innen. Mein Führer verhandelte mit ihnen durch die verschlossene Pforte und versicherte, dafs keinem Kinde etwas zu Leid geschehen werde; ich eröffnete ihnen sogar die Aussicht auf Geschenke, falls sie gehorchten; alles war vergebens, das Thor blieb verschlossen, und wir hörten noch beim Weggehen das laute Schluchzen der armen Wesen, welche glaubten, wir seien gekommen, sie zu ermorden. Eine Greuelthat wie die von 1822 wird eben nicht schnell vergessen; und die unvernünftigen Mütter, welche gern ein Mittel haben, den Kindern Furcht einzujagen, thun das Ihrige, um das furchtbare Andenken wach zu erhalten. Ich brauche nicht zu erwähnen, dafs in vielen Gegenden Deutschlands die Schwedenfurcht noch immer als ein Popanz für die Kinder benützt wird.

Mein Führer brachte mich nun in eine der gröfseren Hütten, wo mir Kaffee bereitet wurde. Auch hier war alles unendlich kümmerlich. Das ganze Haus besteht aus einem rufsigen, fensterlosen Raume, der Licht und Luft nur durch die Thüre erhält; im Hintergrunde ist eine etwa drei Fufs hohe Holzterrasse errichtet,

die Lagerstätte sämtlicher Bewohner; eine Nische in der Mauer dient als Herd; der aus feuchter schwarzer Erde bestehende Boden ersetzt sämtliche Möbel. Da die Männer des Dorfes sich an den Strand hinab begeben hatten, um die dort gelegenen Felder zu bestellen, so war das starke Geschlecht nur durch zwei offenbar kränkliche und deshalb wohl von der Arbeit entbundene Leute vertreten; dagegen versammelten sich mehrere Weiber mit ihren Säuglingen in dem Hause, wo ich abgestiegen war. Die erste Frage, die sie an mich richteten, lautete natürlich: „Bist du ein Christ?“; dann wollten sie erfahren, ob ich verheiratet sei und Kinder habe. Ich antwortete mit der Gewissenhaftigkeit eines Kandidaten im Examen. Da aber trotzdem das Gespräch nicht in Fluſs kommen wollte, begann auch ich zu fragen. „Wie viele Familien zählt das ganze Dorf?“ — „Wir wissen es nicht, die Dorfältesten wissen es!“ (Dieselben waren, wie erwähnt, vom Dorfe abwesend.) „Wann habt ihr diese schöne Kirche erbaut?“ — „Ach, das sind schon viele Jahre her; wir wissen es nicht mehr; jetzt aber haben wir kein Geld, um sie zu vollenden.“ Später erfuhr ich, daſs die Kirche vor fünf Jahren begonnen wurde.

Als ich mich erhoben hatte, wollte ich

einem der anwesenden Männer Tabak anbieten, richtete jedoch damit ähnliches Unheil an wie in der Schule. Ich fragte: „Rauchst du?“ Antwort: „Wir verstehen nicht zu rauchen, nur der Pfarrer raucht; wir haben keinen Tabak.“ Der Unglückselige hielt mich für einen Beamten des Tabaksmonopols und wähnte, ich wolle ihn tückischer Weise über das Quantum ihres Tabaksverbrauches aushorchen. Denn das stand den Leuten unerschütterlich fest, dafs ich gekommen war, um ihnen irgend eine neue Steuer oder sonst etwas Böses auf den Nacken zu setzen. „Κάτι ϑὰ ϑέλει.“ „Irgend etwas mufs er wollen!“ sagt das Volk in diesem Falle. Das Verständnis einer harmlosen wissenschaftlichen oder künstlerischen Absicht bleibt Leuten dieser Bildungsstufe nicht nur in Chios, sondern auf der ganzen Welt ein Buch mit sieben Siegeln.

Ehe ich das Dorf verliefs, wollte ich noch meine Neugierde bezüglich der Schule befriedigen. Die Kinder hatten meinen Aufenthalt in der Hütte benützt, um sich zu flüchten, und der Stall war leer. Man zeihe mich nicht frivolen Wortgebrauchs; denn ich überzeugte mich wirklich, dafs die Schulhütte auch als Stall — oder richtiger, dafs ein Stall auch als Schule diente. Vier Mauern aus unbehauenen Steinen sind von

einem Balkendach bedeckt, welches durch zwei kleine Holzsäulen gestützt wird; der Boden ist feuchte Erde, die Schulgerätschaften bestehen aus drei Maultiersätteln, einigen an der Wand lehnenden Brettern und Balken, sowie aus zwei Körben voll saftiger Oliven. Verschiedene unverkennbare Spuren zeigen, dafs die Schule während der „rabenschwarzen Nacht" als Ziegenstall gute Dienste leistet. Licht und Luft dringt nur durch die Spalten der Mauer und durch die kleine Thüröffnung, zu welcher nur Kinder im Alter von zehn Jahren aufrecht eintreten können. Da es an Bänken fehlt, schreiben die Kinder — wenn sie schreiben — offenbar nach türkischer Weise, nämlich kauernd mit dem Papier oder der Tafel auf dem Knie. Wo sich der Platz des Lehrers befindet, wurde mir nicht klar; vielleicht setzt er sich auf einen der Olivenkörbe. Das ist die Schule von Amades.

Warum richten die reichen Chioten, welche der verhältnismäfsig wohlhabenden Stadt Chios so grofsartige Stiftungen vermachen, ihr Augenmerk nicht auch einmal auf die armen, unwissenden Dorfbewohner des unfruchtbaren Nordens der Insel? Mit sehr geringen Mitteln liefsen sich hier würdige Schulen schaffen und tüchtige Lehrer bestellen. Wie mir ge-

sagt wurde, stehen alle Dörfer des Nordens auf derselben Stufe wie Amades. Der Gegensatz zu den behäbigen, stadtähnlichen, fast üppigen Ortschaften der Mastixlandschaft, die ich bald noch näher kennen lernen sollte, könnte nicht gröfser sein.

Auf dem Rückwege fanden wir einen gesprächigen Begleiter; er erzählte viel verworrenes Zeug von Altertümern und fragte mich endlich, ob ich glaube, dafs in den Statuen wirklich zuweilen Geld verborgen sei. Auch der Bauer, welcher mir als Führer diente, wurde allmählich zutraulicher und bat mich unter anderem, ihm zu sagen, ob es in Deutschland auch andere Nationen gäbe als Rhomäer (Griechen); ich erwiderte ihm natürlich, dafs in Deutschland keine Türken, sondern nur Rhomäer und Juden seien. Auch wollte er wissen, ob man in meiner Heimat Feigen esse; er habe noch einige Centner von dieser Frucht und möchte sie gern verkaufen, um sich mit Getreide versorgen zu können. Statt ihm seine Feigen abzunehmen, bestellte ich ihn für den folgenden Tag zu einem Ausfluge nach „Lutrá“.

Als ich mich des nächsten Tages vom Lager erhob, strahlte ein herrlicher Dezembermorgen auf die Landschaft, die von der Terrasse unseres Hauses völlig zu übersehen war. Ein ungeheuerer Wald von Orangen-

und Citronenbäumen, breitet sich vor mir der Kampos von Kardámyla aus; dazwischen schimmern allenthalben reinliche weiſse Häuser. Das alte Dorf liegt eine halbe Stunde vom Meere entfernt auf einer Anhöhe; doch ist auch hier, seitdem die Furcht vor den Seeräubern verschwunden ist, in der Nähe des Hafens ein neues Dorf entstanden, das wahrscheinlich nach und nach das Mutterdorf entvölkern wird. Über dem Kampos erheben sich die schöngeschwungenen Linien des Kalkgebirges; im Nordosten folgt die binnenseeähnliche Bucht, deren Ausgang zum Meere durch vorliegende Berge verdeckt ist. Ich kann das Bild nicht besser charakterisieren als durch einen Vergleich mit einer lieblichen Seelandschaft der Schweiz. Das Krähen der Hähne und das Geläute der Morgenglocken verstärkten diesen Eindruck. Was wäre auch für eine ländliche Morgenlandschaft bezeichnender als diese zwei Töne!

Um 8 Uhr brachen wir auf; zuerst führte der Weg durch ein liebliches, wohlbewässertes und mit Bäumen bepflanztes Thal. Hier sah ich ein seltsames Tier, nämlich einen Maulesel, dem die Ohren hart am Kopfe abgeschnitten waren. Auf meine Erkundigung erzählte mir der Führer, daſs jedem Maultier oder Esel, der sich in einen fremden Garten ver-

irre und dort Schaden anstifte, von dem Besitzer des Gartens zur Strafe und Warnung die Ohren abgeschnitten werden; dann wird das Tier weiter gejagt. Doch ist diese grausame Lynchjustiz, welche den Esel seiner schönsten Zierde beraubt, gesetzlich verboten.

Bald verändert sich die Landschaft und wir steigen auf kümmerlichen Pfaden durch wild zerklüftetes Kalkgebirge. Nach dem Austritt aus einem gewundenen Felsthal öffnet sich der Blick auf hügeliges, mit Fruchtbäumen wohlbestelltes Land und auf das glänzende Meer. An der vom Volke Lutrá benannten Stelle finden sich kleine Überreste einer alten Einfassung, welche von einem Bade herrühren soll; vor Jahren fand hier ein Bauer eine kleine Marmorstatue; doch sei dieselbe jetzt verschollen. Auch hier hatte ich wieder mit dem unausrottbaren Wahn zu kämpfen, die fremden Herren spürten nach Inschriften, um Geld zu finden. Als ich dem Besitzer des Bodens von Lutrá das Widersinnige seiner Meinung beweisen wollte, erwiderte er mit schlauem Lächeln: „Ja, im Stein selbst ist freilich kein Geld, aber aus den Buchstaben erkennst du, wo der Schatz vergraben ist; so ist es; du hältst mich nicht zum besten“ (ἔτσι εἶναι· δέν με γελᾷς)!

Bei der Rückkehr schlugen wir einen

anderen Weg ein und kamen durch ein von grofsartigen Bergen rings umschlossenes Felsthal; auf den steilen Höhen thronen einige Pinien. Mein Führer, selbstverständlich ein Analphabet in des Wortes verwegenster Bedeutung, verkürzte mir den Weg durch Mitteilung zahlreicher Tragudia. Man verzeihe, dafs ich stets dieses Fremdwort gebrauche; die einzige mögliche Übersetzung wäre Schnaderhüpfel; doch würde auch dieser Ausdruck eine unrichtige Vorstellung erwecken. Während wir unseres einsamen Weges hinzogen, apostrophierte der Bursche die uns umgebenden Berge mit einem Distichon von echter und tiefempfundener Poesie; ich kann mir nicht versagen, den Doppelvers hier zu notieren:

Χαρὰ 'ς τὴ τύχη σας, βουνά, ποῦ χάρο δὲ φοβᾶστε
Μόνε πάντ' ἔχετ' ἄνοιξι καὶ πράσινα λογᾶστε.

Jede Übersetzung zerstört natürlich den Reiz des Urtextes; er lautet wörtlich: „Heil eurem Lose, ihr Berge, die ihr den Charos nicht fürchtet, sondern immer habt ihr Frühling und sinnet Grünes.“ Dafs der täppische Bauer den Vers nicht selbst erdachte, ist klar; allein es ist immerhin ein Beweis poetischen Sinnes, wenn gänzlich ungebildete Leute solche Dichtungen auffassen und bei sich behalten.

Leider störte der jugendliche Volkssänger für einen Augenblick die reine und wirklich poetische Stimmung des herrlichen Morgenrittes durchs einsame Felsenthal. Als er mir nämlich eine Reihe von Tragudia mitgeteilt hatte, rückte er unverfroren mit der Zumutung heraus, ich solle ihm jetzt für diese in unserem Abkommen nicht bedungene Müheleistung seinen Lohn verdoppeln. Ich verwies ihm das Häfsliche seiner Rede und erklärte ihm, das Volkslied sei etwas Heiliges und dürfe nicht verschachert werden. Zu seiner Ehre mufs ich anführen, dafs er sich damit sofort beruhigte und meinte, er habe nur einen Spafs machen wollen. Er suchte dann seinen Fehler offenbar wieder zu verbessern, indem er unaufgefordert immer neue Tragudia zum besten gab. Auf dem Wege trafen wir den Protópapas (den ersten Geistlichen) von Kardámyla. Er ritt mit seinem Töchterchen auf einem kleinen Esel, ein Beweis, dafs die bekannte moralische Erzählung vom Vater, Sohn und dem Esel in einem Lande erfunden worden ist, wo Bruder Langohr nicht so kräftig gedeiht wie im Orient.

In Kardámyla angekommen, besuchte ich den Mudir in seiner Wohnung; er beschwor mich, wenn ich wieder nach Kardámyla komme, bei ihm zu übernachten; da jedoch

seine Behausung nur aus drei kleinen Zimmern bestand, von denen eines ein Bett, das zweite einen Tisch und einen Stuhl, das dritte nur vier leere Wände besafs, so bereute ich nicht, dafs ich bei Herrn Moschos abgestiegen war.

Gegen Abend erschien der kleine von Smyrna kommende Lokaldampfer, der mich nach der Stadt Chios zurückbrachte. Hier hatte ich sofort eine echt türkische Erpressung zu erleiden. Der Beamte verlangte einen Pafs; ich erwiderte ihm, dafs derselbe in seinem Bureau liege und dafs ich die Insel nicht verlassen habe. Dann müsse ich eine Bescheinigung von den Dorfältesten in Kardámyla mitbringen, dafs ich mich dort aufgehalten habe. Meine Entgegnung, dafs ich von dieser Verordnung nichts gewufst habe, half nichts, und obschon ich durch mehrere aus Kardámyla mit mir gekommene Zeugen beweisen konnte, dafs ich mich dort aufgehalten hatte, und obschon ich ihm darlegte, dafs ich unmöglich nach Smyrna gegangen sein könne, da ja mein Pafs noch in Chios liege, wurde ich zur Bezahlung eines Strafgeldes verurteilt; auch müsse ich vorderhand eingesperrt werden, wenn nicht jemand für mich Bürgschaft leiste. Der Sohn des Herrn Moschos, der sich unter den Passagieren be-

fand, that mir diesen Dienst, und so konnte ich wenigstens freien Fufses den Hafen verlassen. Ich darf nicht verschweigen, dafs ich einige Tage später auf meine hartnäckig wiederholte Forderung die bezahlte Summe zurückerhielt.

Am folgenden Sonntage machte ich mit Herrn Karabokyrú, einem Bruder desselben und einem jungen Chioten einen Ausflug nach den Mastixdörfern. Nach 4½stündigem Ritt gelangten wir nach Kalamotí, einer der gröfsten und reichsten Ortschaften der Insel. Die Bewohner unterscheiden sich durch den Typus und durch die Tracht auffallend von den Nachbarorten. Die Männer haben um den Kopf turbanartig ein weifses Tuch geschlungen. Noch auffallender ist das 7 Ellen lange Tuch, welches die Mädchen und Frauen in kunstvoller Weise um den Kopf gewunden haben; diese feierliche, kastellartige Kopfbedeckung verleiht den Leuten ein eigentümlich ehrwürdiges Aussehen. Häufig ist bei den Frauen das Tuch auch um das Kinn geschlungen. Unter dem schneeweifsen Zeuge blitzen gar lieblich die schwarzen Augen. Die übrige Gewandung besteht aus dunkler Jacke und einem doppelt gefalteten weifsen Rocke. Die Tracht, die sich in keinem anderen Orte findet, hat einen sehr altertümlichen Charakter; auch

die Kinder gebrauchen dieselbe. Selbst dem oberflächlichen Beobachter fällt hier die Menge schöner und echt griechischer Typen auf.

Durch das Erdbeben wurde das Dorf gänzlich zerstört; doch ist das Nötigste wiederhergestellt. Besondere Sorgfalt wurde auch hier der stattlichen Kirche zugewendet, welche, wie eine grofse Inschrift besagt, im Jahre 1883 wieder erbaut worden ist. Die alten Häuser waren fast durchweg dekorativ bemalt und mit Balkonen und Erkern verziert; selbst in den traurigen Ruinen spricht sich noch überall der Sinn für eine behagliche und hübsche Häuslichkeit aus. Nachdem wir in einem gastfreundlichen Hause ein treffliches Abendmahl genossen hatten, bestiegen wir wiederum die Maultiere, um die Reise fortzusetzen. Die vom Vollmond beglänzte Landschaft atmete die Stimmung des Götheschen „Über allen Gipfeln ist Ruh'". Wir kamen über das hügelige und von tiefen Schluchten durchschnittene Terrain auf einem schwierigen Wege durch die Dörfer Patriká und Flakiá. Nach einem anstrengenden Ritte erreichten wir endlich unser Reiseziel, den stadtähnlichen Markt Nénita. In einem meinen Begleitern bekannten Hause fanden wir die liebevollste Aufnahme. Am nächsten Mor-

gen besuchten wir das weit ausgedehnte Trümmerfeld des verschütteten Marktes. Von dieser Stätte des Jammers begaben wir uns nach dem aufserhalb der Ortschaft liegenden Kloster, das dem Taxiarchen, d. h. dem Erzengel Michael geweiht ist. Auch das Kloster, dessen Gebäude durch die Katastrophe völlig zerstört wurden, hat einen Verlust von 45 Menschenleben zu beklagen. Jetzt ist die Kirche wiederhergestellt, und die Nonnen haben sich in notdürftigen Hütten wieder eingerichtet. Auch dieses Stift ist, wie das in Kalimasia, idiorhythmisch; jede Nonne wirtschaftet in eigenem Häuschen, beziehentlich in eigener Zelle.

Nach Nenita zurückgekehrt traf ich den schon erwähnten Sammler und Forscher Kanelakis, der hier beheimatet ist. Er zeigte mir seine Sammlung; ich bewunderte die Energie des einfachen Bauern, der unermüdlich alles aufzeichnet, was nur immer von alter Sitte und alter Rede sich beim Volke erhalten hat. Für die Erkenntnis der Entwickelung des griechischen Volkes ist nichts wichtiger, als diese naiven Äufserungen des Volksgeistes selbst. Je länger mit der Sammlung gezögert wird, desto schwieriger wird dieselbe. Unter dem nivellierenden Einflusse der Städte, welcher durch die steigende Leichtigkeit des Ver-

kehrs auch in diesen abgelegenen Gegenden immer zunimmt, bröckelt sich ein Steinchen nach dem anderen von dem alten Gebäude ab. Niemand aber kann zu solcher Thätigkeit mehr berufen sein, als ein Mann, der, mit der Sprache und Landesart völlig vertraut, die verborgensten Quellen jener noch wenig erschöpften Schätze ausspäht. Den Rückweg nahmen wir nicht über Kalamotí, sondern ritten auf sehr erträglichen Wegen über die Tafelberge längs des Meeres nach der Chora.

Ich durfte nicht von Chios scheiden, ohne die sogenannte Schule des Homer gesehen zu haben. Das liebliche Gestade entlang, an schmucken Häusern und ärmlichen Fischerhütten vorbei führt der Weg von der Stadt nach Norden. Nach einstündiger Wanderung gelangte ich in ein Felsenthal, in welchem eine Stelle durch drei mächtige Platanen deutlich markiert ist. 60 Schritte hinter diesen Bäumen liegt die δασκαλόπετρα („Stein des Lehrers“, d. h. des Homer). Aus einem mäfsigen Hügel erhebt sich ein ungeheuerer Felsblock, dessen Oberfläche künstlich geebnet und auf der nördlichen Seite mit einem bankähnlichen Rande umgeben ist; wahrscheinlich zog sich diese Einfassung ursprünglich um die ganze Peripherie. In der Mitte ist aus dem natürlichen Fels ein

Sitz ausgehauen, vor dem sich auf der Felsplatte eine kleine, quadratische, schemelartige Erhöhung befindet. Das Ganze ist offenbar Rest eines uralten Heiligtums und der Sitz in der Mitte wohl der Thron des Kultbildes. Die Anlage erinnert an das Felsheiligtum in Ephesus.* Ein Bauer, den ich in der Nähe der Platanen traf, sagte mir auf meine Frage, wo die δασκαλόπετρα liege, auf dem Fels sei nicht, wie viele meinen, die Schule des Homer gewesen, sondern ein Heiligtum der Kybele; so erzähle die Geschichte von Chios. Unter der „Geschichte von Chios" versteht hier das Volk die Χιακά von Vlastos, ein Buch, das, obschon oder vielleicht weil es von der Regierung verboten ist, in Chios ziemliche Popularität geniefst.

In der Nähe des Weges nach der Stadt bemerkte ich eine grofse Ruine, genauer gesprochen die kahlen Erdgeschofsmauern eines weitläufigen Gebäudes. Wie ich auf meine Erkundigung in der Stadt erfuhr, beabsichtigte die Gemeinde dortselbst ein Kommunal-

---

* Eine Beschreibung und Zeichnung des ephesischen Denkmals findet sich in der trefflichen Abhandlung von E. Curtius, „Beiträge zur Geschichte und Topographie Kleinasiens" (Abhandlung der Berliner Akademie 1872).

krankenhaus zu errichten. Als aber die Mauern bis über die Fensterstöcke des Erdgeschosses gediehen waren, bemerkten die Türken, dafs das Gebäude in seiner Vollendung die einige Büchsenschufslängen davon entfernte Citadelle bedrohe und in bösen Zeiten von der Bevölkerung etwa als Festung verwendet werden könnte. Die Sache wurde nach Konstantinopel berichtet, und das Ende vom Lied war, dafs der gemeinnützige Bau, für den schon erhebliche Summen ausgegeben waren, eingestellt wurde. Die Angelegenheit hatte noch eine weitere schlimme Folge. Der damalige Gouverneur von Chios, Aristarchis, ein Grieche aus vornehmem Geschlechte, wurde dadurch, dafs er den Befehl der Pforte ausführte, die Zielscheibe des allgemeinen Hasses; sogar sein Haus wurde nach dem Vorfall in Brand gesteckt. Der Regierung kam das ganz gelegen. Unter dem Scheine, den Wünschen der Chioten nachzugeben, entfernte sie den Statthalter und setzte an seine Stelle einen mohammedanischen Albanesen, dessen Härte, wie mir versichert wurde, die Bewohner oft mit Wehmut an seinen christlichen Vorgänger zurückdenken läfst.

In die Stadt zurückgekehrt kam ich an der Moschee vorbei, in der heute das Geburtsfest des Propheten mit grofsem Pompe

gefeiert wurde; schon am Vorabend hatten die Türken die Minarets und das im Hafen liegende Kriegsschiff illuminiert und durch zahlreiche Salven das große Fest angekündigt. Die Moschee war voll von Andächtigen, die am Boden kauerten und sich durch die von Dienern herumgereichten Süßsigkeiten erfrischten. Ein einförmiger Gesang begleitete die Ceremonie. Am letzten Abend meiner Anwesenheit in Chios erlebte ich noch ein kleines Erdbeben. Während ich mit einem Herrn aus Smyrna im Salon unseres Gasthauses saß, erfolgte ein Stoß, der den Tisch erzittern machte und die Lampe in langdauernde Schwingungen versetzte.

XV.

Am 1. Januar fuhr ich in Gesellschaft des Gymnasialdirektors Laelios mit dem kleinen Lokaldampfer Stephanos nach Smyrna. Ein furchtbarer Nordsturm machte dem schwachen Fahrzeuge viel zu schaffen, und als wir uns dem Vorgebirge Kara Burnú näherten, stürzte eine volle See nach der anderen in das Schiff; die Wogen gingen so hoch, dafs selbst die Kommandobrücke, auf die ich mich begeben hatte, um den Kampf des Schiffes mit den Elementen überschauen zu können, nicht verschont blieb. Mein Überrock war am nächsten Tage von der Salzflut weifs gefärbt. In Smyrna traf ich einen jungen Archäologen, der eben von Pergamon zurückgekehrt war, Herrn Dr. Fr. Koepp. Wir beschlossen einen Ausflug nach Ephesus-Tralles und Magnesia-Sardes zu unternehmen.

Auf der Eisenbahn bemerkte ich, dafs man im Neugriechischen für die Lokomotive und die Bahnstation einfach die mari-

timen Ausdrücke übertragen hat. Die Lokomotive heifst vapori, die Station scala; in der offiziellen Sprache des Königreichs sind diese Fremdwörter natürlich durch griechische Neubildungen ersetzt. Mein Reisegefährte hatte behauptet, dafs in Kleinasien jeder gebildete Mitteleuropäer in der zweiten Klasse fahren müsse, da man in der dritten mit Juruken, Tscherkessen und ähnlichem Gesindel zusammenkomme; mich zog eben diese gemischte Gesellschaft an. Da, wenn man zu zweien reist, die Möglichkeit der Abstimmung benommen ist, so disputierten wir noch vor dem Schalter, als wir glücklicherweise erfuhren, dafs der Zug nur Wagen erster und dritter Klasse führe. Mein Spiel war gewonnen, und wir hatten in der That nicht den mindesten Grund unsere demokratische Handlungsweise zu bereuen. Während die Wagen erster Klasse leer blieben, hatten wir in dem unserigen ein wechselndes, buntes Menschendurcheinander, welches unerschöpfliche Gelegenheit zu interessanten Studien über die verschiedenartigen Typen und Trachten von Kleinasien darbot.

An herrlichem Sonntagsmorgen eilen wir durch die grofsartige Landschaft, welche von Smyrna nach Ephesus geleitet, vorbei an der sumpfigen Kaystros-Ebene mit ihren gewaltigen Ruinen, mitten durch endlose Feigen-

wälder; wir durchschreiten vermittels mehrerer Tunnels das Messogis-Gebirge und treten nach 4½stündiger Fahrt in die berühmte Fruchtebene des Mäander. Aïdin, die mächtige Hochburg des echtesten Türkentums in Kleinasien, erscheint vom Bahnhofe aus nicht sehr ansehnlich; die dicht ineinandergeschobenen Häusermassen lagern sich am lang hingezogenen Abhange, auf dessen Höhe die alte Stadt Tralles thront. Die Stadt ist, wie alle türkischen Orte, durch die rings umherliegenden Kirchhöfe mit den schattigen Cypressenhainen charakterisiert. Etwa 50000 Bewohner sind Türken, zwischen denen einige tausend Griechen, Juden und Armenier sitzen. Hier erhob sich zwischen meinem Gefährten und mir eine abermalige Meinungsverschiedenheit. Er hatte nämlich von einem türkischen Major ein Empfehlungsschreiben an einen gewissen Mechmed Reschid Pascha, der in Aïdin ich weiſs nicht welche hohe Stelle bekleidete; mich hatten meine Freunde mit einem Briefe an den griechischen Bischof der Stadt ausgerüstet. Welche Empfehlung ist zu benützen? Wo sollen wir unser Nachtlager nehmen? Denn darüber hegte keiner von uns einen Zweifel, daſs ein Empfehlungsbrief im Innern von Kleinasien solche Tragweite besitzen müsse. Mein Freund malte mir die echt orientali-

sche Bewirtung und all den märchenhaften Zauberglanz, der uns im vergitterten Palaste eines Pascha erwarten müsse, mit so glühenden Farben aus, dafs mir diesmal die Gegengründe in der Kehle stecken blieben.

Wir beschlossen unseren Gastfreund zu suchen. Das war nicht schwer; kaum hatten wir den Brief einigen Offizieren gezeigt, die sich vor einem kleinen Wachthause in der Nähe des Bahnhofes sonnten, so hatten wir auch schon einen hochgewachsenen, mit langen Dolchmessern bewaffneten Ottomanen, der uns eiligen Schrittes durch den endlosen Wirrwarr belebter Gassen zu seiner Exzellenz geleitete. Der Pascha safs in militärischer Uniform mit zwei anderen Hoheiten in einem sehr einfachen Zimmer, das offenbar die Stätte seiner amtlichen Thätigkeit vorstellte; die Wände entlang ziehen sich sehr dürftige Divans, in der Mitte des Gemaches steht ein Kohlenbecken. Wir übergaben den Brief; da aber der Pascha und seine Genossen nur türkisch verstanden, so mufste ein Grieche herbeigeholt werden, um unseren Ideenaustausch zu vermitteln. Viel war freilich nicht zu vermitteln; denn der hohe Herr stellte nur ein paar kurze, triviale Fragen und gab uns dann einen Unteroffizier und einen Soldaten als Begleiter zum Gang nach den Ruinen. Keine Ein-

ladung, keine Frage, ob wir schon Quartier hätten! Mein Freund meinte, das werde vielleicht noch kommen, und guten Mutes stiegen wir nach dem über der Stadt liegenden Plateau, auf dem das Trümmerfeld von Tralles sich ausbreitet.

An wenigen Orten liegen reichere Überreste hellenischer und altchristlicher Zeit zu Tage als auf diesem weit ausgedehnten, von herrlichen Ölbäumen belebten Tafellande. Architekturfragmente aller Art sind in wüstem Chaos durcheinandergestreut; darunter sind einzelne Fundamente alter Gebäude sichtbar, unter anderem die Überreste einer byzantinischen Kirche mit Spuren christlicher Wandmalerei. Eine Masse von alten Säulentrommeln, Gesimssteinen und sonstigen Baustücken sind in dem grofsen jüdischen Friedhofe, welcher mitten in dem Trümmerfeld liegt, zu Grabsteinen verarbeitet; wohlerhaltene Kannelüren, Eierstäbe und Blattreihen verraten deutlich den antiken Ursprung. Da und dort treffen wir 2 Meter dicke umgestürzte Mauerstücke; offenbar haben elementare Kräfte hier Werke vernichtet, die für immer geschaffen schienen. Die bedeutendsten Ruinen sind die sogenannten Ütsch Giösch („3 Augen"). Es ist eine dreifache Thorwölbung von riesigen Dimensionen. Der untere Teil besteht aus

gewaltigen Tuffblöcken; darüber legt sich massiver Ziegelbau. Die Innenseite der mächtigen Bögen ist noch teilweise mit Kalk überzogen, auf welchem Reste byzantinischer Malerei sichtbar sind. Über einem der Thorbögen sind in schwindelnder Höhe griechische Inschriften eingemauert. Die früheren Versuche, sie mittelst eines Fernglases zu lesen, waren vergeblich. Erst der Energie des Herrn Sterrett von der amerikanischen Schule in Athen ist es gelungen, die Schwierigkeit zu überwinden. Er liefs in Aïdin eine ungeheuere Leiter anfertigen und kopierte auf der Spitze des schwankenden Gestelles die Schriftzeichen („Mitteilungen des deutschen archäologischen Instituts“, VIII, 316). Durch die drei Thore öffnet sich eine wundervolle Aussicht auf die Ebene und einen Teil der Stadt; in der mit Fruchtbäumen besetzten reichen Niederung wälzt, einem Silberbande gleich, der Mäander seine langsamen Fluten.

Leider mangelt uns bisher eine genauere Kenntnis des interessanten Stadtbodens; denn systematische Ausgrabungen sind hier nie veranstaltet worden. Nur das Werk habgieriger Schatzgräber hat zahlreiche Spuren hinterlassen. Der uns führende Unteroffizier, welcher in Smyrna griechisch gelernt hatte, erzählte viel von den Streitigkeiten, welche

darob unter den Bewohnern der Stadt entstanden seien.

Nach Aïdin zurückgekehrt, gingen wir zuerst in ein kleines Speisehaus, um das lange verschobene Mittagsmahl nachzuholen. Unser militärischer Führer zeigte sich hierbei als einen strenggläubigen Türken und war nicht zu bewegen den Wein zu verkosten. Nachdem wir den Mann verabschiedet hatten, standen wir von neuem vor der Wohnungsfrage; denn dafs mit dem Pascha nichts zu machen war, sah jetzt auch mein optimistisch gesinnter Freund ein. Wir liefsen uns zur Behausung des griechischen Bischofs führen, vernahmen aber dort zu unserer Überraschung, dafs sich Se. Hochwürden auf einer Diözesanreise befinde und erst nach einigen Tagen zurückkehren werde. Wir waren also richtig, wie das Sprichwort sagt, zwischen zwei Stühlen durchgefallen. Ein freundlicher, langbärtiger Diakon zeigte uns endlich eine „Locanda", wo man übernachten könne. Wir fanden ein für Aïdin ganz respektables Haus, das von einem Griechen, Johannis Michalidis, gehalten wird. Die Einrichtung ist die der gewöhnlichen orientalischen Chane; das Gebäude umschliefst einen grofsen viereckigen Hof, auf welchen die Thüren der Schlafkammern münden; ebenso gelangt man in

die Gemächer des ersten Stocks durch eine um die vier Wände laufende Altane.

Nachdem wir das spärliche Gepäck abgelegt und Toilette gemacht hatten, begaben wir uns, „neugestärkt und frisch und heiter“, auf eine Studienreise in das Labyrinth der Strafsen und Gassen. Im Gegensatz zu Smyrna herrscht hier im gröfsten Teil der Stadt das türkische Element; das jüdische, armenische und griechische Viertel liegt aufserhalb der wichtigsten Verkehrsadern. Nach echt orientalischer Weise ist jedes Handwerk und jeder einzelne Verkaufszweig in eine eigene Strafse zusammengedrängt. Die seltsamsten Gestalten aus allen Winkeln des kleinasiatischen Landes wogen hier auf und nieder. Als mit Einbruch der Dunkelheit die engen, holperigen Gassen verödeten, zogen wir uns in eine grofse Kaffeeschenke zurück, wo Türken, Griechen und Armenier sich friedlich vereinigten. Was dem Europäer an der Einrichtung des Hauses besonders auffiel, war die Niedrigkeit der Tische und der schemelähnlichen Stühle. Ein martialisch dreinblickender Mann verloste durch eine Tombola ein fettes Huhn; er rief jede Zahl mit grofser Gewandtheit zuerst türkisch, dann griechisch aus, für uns die beste Gelegenheit, die noch immer etwas unsichere Kenntnis der türkischen

Zahlwörter, des notwendigsten Sprachelements für den Fremden, zu befestigen. Da er eine der griechischen Zahlen konsequent falsch aussprach (τέσσορες statt τέσσαρες), so fragte ich einen neben uns sitzenden Mann in der Volkstracht, warum er so ausspreche; er erwiderte lakonisch: „Weil er seine eigene Sprache nicht kennt.“ Übrigens bemerkte ich im weiteren Verlaufe des Gespräches mit diesem und den neben ihm sitzenden Griechen eine ganz unerhörte Konstruktionslosigkeit und Formverkümmerung, Erscheinungen, wie sie sonst nur noch in den griechischen Mundarten des weit abgelegenen Hinterlandes von Kleinasien und besonders in Trapezunt vorkommen. (Verbindung der Neutralform des Adjektivs mit einem Feminin, mangelhafteste Flexion u. s. w.)

Der Grund dieses sprachlichen Verfalls liegt in dem starken Überwiegen des türkischen Elements. Wenn dieser stille Einfluſs der fremden Sprache noch wie früher durch eine bedeutende politische Kraft unterstützt wäre, so würden auch die Griechen dieser Gegenden ihre Sprache allmählich verlieren, wie viele griechische Gemeinden im Innern von Kleinasien sie thatsächlich schon längst eingebüſst haben und wie sie noch gegenwärtig nachweisbar die Griechen in der terra d'Otranto und in Bova verlieren. Jetzt ist

im Orient diese Gefahr fast gänzlich verschwunden. Denn die Verbreitung der Schulbildung und das wachsende nationale Bewufstsein, welches im kleinen Königreich Hellas einen festen Rückhalt findet, erhält nicht nur die Sprache, sondern erobert ihr sogar neuen Boden in Gegenden, wo früher kein griechisches Wort vernommen werden durfte. Einige griechische Arbeiter, welche um einen der winzigen Tische safsen und ihre Tragudia sangen, schickten uns nach der Landessitte Wein, wir erwiderten die Höflichkeit; doch liefsen sie es dabei nicht bewenden und sandten immer neugefüllte Gläser, die wir des Anstandes halber austranken. Da dieser friedliche Krieg kein Ende nehmen wollte, so mufsten wir uns früher empfehlen als uns lieb war.

Am nächsten Morgen begaben wir uns noch einmal auf die Hochebene von Tralles; da wir diesmal ohne Führer waren, durchforschten wir das weite Terrain nach eigenem Gutdünken und entdeckten noch manches Neue. Mittags fuhren wir nach Ajasuluk (Ephesus); den Rest des Nachmittags verwendeten wir dazu, die dem Bahnhofe zunächst gelegenen Ruinen, die grofse Moschee, das Kastell, den Tempel der Artemis und die imposante Wasserleitung zu besichtigen. Als wir von unserer Wanderung zurück-

kehrten, ritt ein Bauer vor uns her, der an einem langen Seile einen störrischen Ochsen nach sich zog. In der Nähe des Bakals angekommen, rief er einige Leute aus dem Dorfe, ihm behilflich zu sein; sie banden dem Tier die Füſse, warfen es zu Boden, und er schlachtete es, indem er ihm mit unglaublicher Schnelligkeit die Gurgel durchschnitt. Ich verstehe vom Schlächterhandwerk zu wenig, um zu wissen, ob dieses System nicht vor unserem häufig miſsglückenden „Schlagen" den Vorzug verdiene. In dem der englischen Eisenbahngesellschaft gehörigen Hause fanden wir eine in diesen Gegenden ungewohnte gute Unterkunft.

Schon früh weckte uns der herrliche Morgen. Der griechische Führer, welcher beständig in Ephesus weilt, bot uns seine Dienste an; da wir jedoch genug Zeit hatten, so zogen wir es vor, mit Hilfe des guten Planes in der Abhandlung von E. Curtius („Beiträge zur Geschichte und Topographie Kleinasiens") die Monumente selbständig aufzufinden, was uns mit leichter Mühe gelang. Die Überreste der Stadt, welche sich um den Doppelberg Pion-Lepre herumlagern, das opistholeprische Gymnasion, das Odeon, das Theater, das Stadion und das uralte Felsenheiligtum gehören zu den groſsartigsten Ruinen des ganzen Orients.

Im Altertum war Ephesus bekanntlich durch einen Kanal mit dem Meere verbunden und die Seeschiffe landeten unmittelbar vor der Stadt. Es ist merkwürdig, wie noch heute, besonders im Winter von einem erhöhten Punkte, z. B. vom Theater aus, die Spur des gänzlich verschlammten und versumpften alten Hafens als geradlinig abgegrenzte Fläche durch die gelbliche Farbe des dichten Schilfes von der übrigen Niederung absticht.

Die letze Welle der ungeheueren alten Stadt, welche unsere Zeiten erreicht hat, ist das kleine Dorf Ajasuluk. Es besteht aus etwa 50 elenden Hütten, die von griechischen Bauern bewohnt werden. Im übrigen lastet auf den einst so volkreichen und üppigen Gefilden die furchtbarste Verlassenheit und Öde. Vor nicht allzu langer Zeit safs hier, wie die Moscheen beweisen, eine zahlreiche türkische Bevölkerung. Wohin ist sie geschwunden? Die grofse, aus Trümmern des Artemistempels erbaute Moschee Selims ist jetzt eine dachlose Ruine, die kleinen Moscheen, welche unterhalb des Burghügels liegen, werden von den Bauern als Ställe und Scheunen benützt. Eine weitere Profanierung sehen wir bei einer kleinen, zur Bewässerung der Felder dienenden Wasserleitung. Sie ist gröfstenteils mit

türkischen Grabsteinen überdeckt. Dafs eine solche Verunglimpfung mohammedanischer Kultusgegenstände in den vom Reiche losgelösten christlichen Landschaften gewöhnlich ist, dafs z. B. in Bulgarien die zahllosen türkischen Grabstelen zur Anlegung von Treppen in steilen Gassen verwendet werden, war mir bekannt; hier aber mitten in türkischem Lande, in der Nähe der osmanischen Hochburg Aïdin, berührt dergleichen doch ganz anders und lehrt nur allzu deutlich den unaufhaltsamen Niedergang der türkischen Dinge. Daneben streben Griechen und Armenier rasch vorwärts; da die ersteren fast überall die grofse Majorität besitzen, so kann ihnen der endgültige Sieg nicht ausbleiben.

XVI.

Nach kurzer Ruhe rüsteten wir uns für eine Reise nach Magnesia und Sardes. Auch hier hat englischer Unternehmungsgeist eine Bahn gebaut, die ganz europäisch eingerichtet ist. Etwas auffällig ist nur, dafs die Kondukteure ohne irgend ein Abzeichen sind, was der Bequemlichkeit der Reisenden sehr hinderlich ist. Unser Schaffner trug ein sehr elegantes graues Moderöckchen und war viel eher für einen Passagier erster oder zweiter Klasse, denn für einen Bediensteten zu halten. Es hängt das wohl mit der allgemeinen Abneigung der angelsächsischen Rasse gegen einförmige Dienstkleidung zusammen. In London bemerkt man dasselbe an den Droschkenführern, Tramway- und Omnibuskutschern, die sich nach Gutdünken kleiden und häufig sogar einen Cylinderhut, — nicht etwa einen aus Lackleder, wie unsere Pferdelenker, sondern einen wirklichen echten Sei-

denhut nicht über ihrer Würde stehend erachten.

Die Bahnlinie führt zuerst den Golf von Smyrna entlang. Man geniefst einen herrlichen Blick auf die gegenüberliegende Stadt und auf den Pagus. Wir fahren durch das Thal des Hermus, der auch jetzt, obschon es Winter ist, nicht sehr wasserreich erscheint. Das Reich des Tantalus, der Götterberg Sipylus rückt näher und Magnesia wird sichtbar. Die Stadt liegt weit grofsartiger als Aïdin; die hier besonders zahlreichen Gärten, Cypressenhaine, Minarets und andere grofse Bauten verleihen ihr einen sehr stattlichen und freundlichen Charakter. Zur Linken der Bahn dehnt sich die welthistorische Ebene, in welcher (190) die Römer den Antiochus schlugen. Durch spärlich bebautes Flachland nähern wir uns der Stadt Cassaba; eine Menge rauchender Fabrikschlöte stehen gar eigenartig neben dichten Cypressenpflanzungen. Auf dem Bahnhofe der mächtig aufblühenden Stadt überrascht den Fremden eine wahre Musterkarte kleinasiatischer Gestalten. Besonders fallen die riesigen Gepäckträger auf, welche die Baumwollballen einladen; neben ihnen schreiten überreichlich bewaffnete Tscherkessen, plumpe Juruken und bewegliche Griechen; ich habe selten eine so grofse

Menge charakteristischer Typen auf einem Punkte vereinigt gesehen; niedergedrückt und jämmerlich sehen nur die Juden aus, welche, in ihre pelzverbrämten Überröcke gehüllt, furchtsam hin- und herhuschen. Unter den seltsamen Trachten bemerkten wir bei vielen Türken eine eigentümliche Verhüllung des Kopfes, die ich am kürzesten und genauesten dadurch beschreiben kann, daſs ich an den in der Mitte des Bildes stehenden Perser der Pompejanischen Alexanderschlacht erinnere. Ein klug dreinblickender Junge bot uns schreiend eine „Antika“ an, die sich bei näherer Besichtigung als ein alter Militärknopf erwies.

Nach Cassaba erscheint zur Rechten eine ganz eigenartige Gebirgsformation; es sind die Ausläufer des Mahmud Dagh. Der mächtige Kamm ist wie mit riesigen Löffeln seltsam ausgeschöpft und ausgezackt. Groſse Herden von Fettschwanzschafen ziehen vorüber. Die Hirten sehen wunderlich genug aus; sie sind in ungeheuere gelbliche Filzmäntel gehüllt, deren an den Schultern weit ausgeschweifte Form wie eine böswillige Karikatur eines deutschen Offiziers aussieht, der den Mantel über der Uniform trägt. Doch schon nehmen wichtigere Dinge die Aufmerksamkeit in Anspruch; in weiter Nebelferne winken uns groſsartige, kegelförmige

Hügel, die berühmten Königsgräber von Sardes.

Endlich läuft der Zug in die kleine Station Sart (Sardes) ein. Ohne Zeit zu verlieren besteigen wir, mit Hilfe des von E. Curtius gegebenen Planes uns orientierend, den etwa eine Viertelstunde von der Bahnstation entfernten Burgberg. Die ganze Höhe besteht aus einem sandigen Konglomerat, welches durch die furchtbaren Erdbeben und wohl auch durch den Einfluſs des Regens vielfach abgerutscht ist, sodaſs die Ruinen der Burg an mehreren Stellen bedrohlich über den spärlichen Grund hinausragen. Wenn der Prozeſs der Abspülung dieser nadelförmigen Spitzen noch weiter fortschreitet, so müssen allmählich auch die noch übrigen Teile der Burgmauern herabstürzen. Das Mauerwerk ist aus älteren Baustücken zusamengesetzt; das furchtbare Erdbeben, welches im Jahre 17 n. Chr. die Stadt zerstörte und das Leid der Sarder sprichwörtlich machte, hatte sicher auch die Burg betroffen.

Die Aussicht von dieser Akropolis, dem Mittelpunkte des Krösusreiches, gehört zu den groſsartigsten, die man auf griechischen Burgbergen finden kann. Im Norden dehnt sich unabsehbar die teilweise versumpfte Ebene, in welcher der Hermus, fast ununter-

brochen sichtbar, seine träge Flut wälzt. Jenseit des Flusses zeigen sich die ungeheueren Hügel der lydischen Königsgräber. Ganz anders ist das Bild im Süden; die wilden Gehänge und düsteren Schluchten des schneebedeckten Tmolusgebirges bilden einen überraschenden Gegensatz zu der flachen, einförmigen Niederung im Norden. Der einst durch seinen Goldreichtum berühmte Paktolus rauscht als ein selbst im Winter bescheidenes Bächlein aus enger Waldschlucht; an seinen Rand lagert sich ein armseliges Jurukendorf. Die ungeheuere Verödung und Leblosigkeit der weiten Landschaft tritt uns hier noch erschreckender vor die Augen als bei Ephesos.

Im Mittelalter bestand Sardes wie Ephesos noch als christliche Stadt. Die Trümmer einer byzantinischen Kirche sind in Sardes noch heute sichtbar. Die Frage nach den Ursachen dieser beispiellos gründlichen Vernichtung einst so mächtiger und grofser Städte ist schwerlich in ihrer ganzen Ausdehnung zu beantworten. Doch kennen wir die furchtbare Katastrophe, welche das Schicksal dieser wie noch anderer Städte Kleinasiens, nachdem sie sich von den früheren Unglücksfällen wie von dem furchtbaren Erdbeben des Jahres 17 n. Chr. immer wieder erholt hatten, endgültig besiegelte. Ein un-

geheuerer Wettersturm verheerte im Anfang des 15. Jahrhunderts alles, was von Blüte und Reichtum in den fruchtbaren Gefilden Kleinasiens noch übrig geblieben war. Der gefürchtete Timur Lenk brach an der Spitze zahlloser Tataren aus fernem Osten herein, eroberte (1400) die Hauptstadt von Kappadokien, Siwa, tötete die ganze christliche Bevölkerung nebst der armenischen Besatzung und besiegte 1402 bei Angora das Heer des türkischen Sultans Bajesid. Dann ergoſs sich, wie der griechische Chronist Dukas erzählt, „sein Heer in einzelnen Abteilungen über Galatien, Phrygien, Bithynien, Paphlagonien, über das Küstenland von Karien, Lycien und Pamphylien auf solche Weise, daſs es schien, als wenn in jeder der einzelnen Provinzen das ganze tatarische Heer hause; so zahlreich waren sie“. Pergamon, Philadelphia, Sardes, Magnesia, Ephesos, wo Timur 30 Tage weilte, und eine Menge anderer Ortschaften wurden von Grund aus verwüstet und die Einwohner, wie Dukas sagt, aufgeknüpft und lebendig begraben. Dadurch wurden, wie Schlosser mit Recht bemerkt, diese Züge so ausnehmend verderblich, daſs die Heerführer mit Absicht die Bevölkerung ganzer Städte, Männer, Weiber und Kinder, zertraten, um weit und breit den Schrecken vor sich her zu ver-

breiten. Dafs in den Horden Timurs, welche Jahre hindurch an Brennen und Sengen, Quälen und Schlachten gewöhnt waren, die Stimme des Erbarmens sich nur selten regte, ist leicht verständlich, wenn man das Verfahren der Türken noch in neueren Zeiten vergleicht. Es ist daher schwerlich eine Übertreibung, wenn Dukas erzählt, dafs Timur weder lebende Männer, noch das Weinen eines Kindes, noch das Bellen eines Hundes, noch das Krähen eines Hahnes hinter sich gelassen habe, sondern überall nur die Stille des Todes. Einzelne besonders günstig gelegene Städte, wie Smyrna, Magnesia und Pergamon, erholten sich später, indem die spärliche Bevölkerung sich in ihnen vereinigte und auch neue Ansiedler von den Inseln hinzukamen. Dafür blieben aber endlose Strecken fruchtbaren Landes, wie die Ebene von Sardes und viele andere im Innern der Halbinsel, unbewohnt und verödeten gänzlich. Jede andere Regierung hätte wohl allmählich die Wunden geheilt; die türkische aber vermag nicht einmal das Bestehende zu erhalten, geschweige denn Zerstörtes wiederherzustellen oder Neues zu schaffen.

Durch eine Empfehlung an den Vorstand des kleinen Bahnhofes erhielten wir im Stationsgebäude ein Nachtlager. Da der Sta-

tionsmeister nach Cassaba gefahren war, so waren wir der freundlichen Fürsorge des Kavassen, eines riesigen Albanesen, überlassen; zum Glück sprach derselbe griechisch, sodafs wir uns leicht verständigen konnten. Am nächsten Morgen besuchten wir noch die unterhalb des Burgberges liegenden Ruinen, besonders das Theater und das Stadium, und begaben uns dann nach dem kleinen Bakal, der in der Nähe des Trümmerfeldes liegt. Auch hier trafen wir wieder einige jener prachtvollen Gestalten von mehr persisch-assyrischem als türkischem Typus. Der Besitzer der kleinen Kaffeeschenke, ein alter Grieche, setzte mich durch gewählte Gräcität in Erstaunen. Als ich von ihm einen Brodlaib verlangte, fragte er, ob ich denselben „ἀκέραιον“ (ganz) wolle; das Wort ist in der Volkssprache unbekannt. Als wir uns zur Abreise rüsteten, begegnete uns ein Fall, der im Orient so unerhört ist, dafs ich ihn trotz seiner Geringfügigkeit erwähnen mufs. Der Kavasse, ein weifser Rabe, sträubte sich, das Trinkgeld anzunehmen, welches ich ihm für seine Mühewaltung geben wollte; erst durch längere Überredung gelang es mir, seine Bedenken zu überwinden. Ich konnte mir dieses entwickelte Selbstbewufstsein nur aus der Nationalität des Mannes erklären; den Albanesen scheint bei

aller Armut immerhin mehr Stolz eigen als den Türken und Griechen.

Ein dichter Nebel hatte sich auf die südlichen Höhen gelegt, als uns das Dampfrofs nach Magnesia zurückbrachte. Hier trafen wir zu unserer Überraschung sogar eine Reihe alter, wackeliger, aber doch brauchbarer Droschken; es waren offenbar ausrangierte Wagen aus Smyrna. Wir nahmen eines dieser Gefährte und fuhren auf der verwahrlosten Strafse nach dem Bilde der seit Jahrtausenden an einsamer Felsenwand trauernden Tantalustochter. Unser Kutscher, ein bartloses Bürschlein, hieb wütend auf die ausgehungerten Gäule. Als ich ihm gebot, sich zu mäfsigen, meinte er zur Entschuldigung: „Es hat sich eben getroffen“ (ἤλαχε πιά). Nach einer halsbrecherischen Fahrt von einer Stunde befanden wir uns dicht an der Felswand unterhalb der tief in den Berg eingehauenen Nische, dem Sitz der Niobe, des uralten Steinbildes, das schon dem Homer als Denkmal der Vergangenheit gilt. Über die Menschenähnlichkeit dieser Felsgestalt waren mir aus der Litteratur allerlei sehr skeptische Äufserungen im Gedächtnis, und meine Erwartungen waren nicht allzu hoch gespannt; um so mehr überraschte mich der Anblick des Bildes selbst, dessen Identität mit dem von

Homer erwähnten niemals hätte bezweifelt werden sollen.

In die Stadt zurückgekehrt, fanden wir noch Zeit, das Treiben in den Bazaren zu beobachten. In Magnesia ist der rein türkische Charakter nicht so stark ausgeprägt wie in Aïdin; die Nähe von Smyrna und der gröſsere Prozentsatz von Griechen und Armeniern hat hier schon eine nivellierende Wirkung ausgeübt. Wir fanden in einer reinlichen Locanda ein gutes Abendmahl mit einem ganz hervorragenden Wein, von dem wir uns nur schwer trennen konnten. Die Fremdenzimmer waren schon in Beschlag genommen; doch gab es gute Unterkunft in einem benachbarten Chan. Als wir des nächsten Morgens nach Smyrna zurückfuhren, trafen wir in unserem Wagen eine Art von Fachgenossen. Ein junger, mit langen Pistolen und krummen Dolchmessern bewaffneter Grieche stellte sich uns als Kollege vor; er hatte französischen Archäologen als Kavasse und Begleiter gedient. Unter den übrigen Insassen des Wagens entspann sich infolge dessen die alte Kontroverse, die man im Orient zum Überdruſs oft anhören muſs, nämlich ein Streit über die Frage, was die Europäer mit den Steinblöcken beginnen, welche sie mit so groſser Mühe aus der Erde graben. Einer der Mitreisenden fragte mich,

wo ich mein Geschäft habe, und als ich ihm erwiderte, dafs ich weder kaufe noch verkaufe, blieb er vor Erstaunen sprachlos. So sehr ist das Volk, dessen Name einst mit Kunst und Wissenschaft gleichbedeutend war, unter byzantinischer und osmanischer Despotie gesunken, dafs die grofse Masse den Werken der Vorzeit mit einem ganz unglaublichen Stumpfsinn und völliger Verständnislosigkeit gegenübersteht.

Am Sylvesterabend lernte ich die berühmte uralte Sitte des Singens der χελιδονίσματα durch eigene Anschauung kennen. Gruppen von 4—6 Knaben ziehen von Haus zu Haus; einer trägt eine grofse, mit farbigen Bändern und Fähnchen verzierte Papierlaterne; mit heller Stimme, nicht etwa in der näselnden, klagenden Weise, die uns beim orientalischen Gesang so sehr beleidigt, singt der kleine Chor das Lied vom heiligen Basilius. Da und dort werden sie auch in die Hausflur eingelassen; überall aber erhalten sie kleine Geschenke.

Meine Ausflüge von Smyrna beschlofs ich mit der anstrengenden Tour auf den Burgberg von „Altsmyrna". Einige griechische Bekannte warnten mich, den Weg ohne Genossen zu unternehmen; denn gerade jene Gegend war in der jüngsten Zeit Schauplatz mehrerer Raubanfälle gewesen. Da jedoch

mein Freund, Dr. Koepp, nach Athen gereist und ein anderer Begleiter nicht zu finden war, so begab ich mich „myself alone“ auf den Weg, nachdem ich mich, um nicht irre zu gehen, mit der Abhandlung von Hirschfelder und dem Buche von Weber über den Sipylus und Alt-Smyrna bewaffnet hatte. Das kleine Dampfboot brachte mich nach Cordelio, einer an der Nordseite des Golfes gelegenen Sommerfrische der Smyrnioten. Durch eine einsame Thalschlucht gelangt der Wanderer zuerst nach dem Hügel, der die Felswarte mit dem grofsen, offenen Grab trägt, von dort über wild durcheinanderliegende Trachytblöcke auf den ragenden Grat des Burgberges. Der polygonale Bau der riesigen Mauerreste hat grofse Ähnlichkeit mit den Ruinen des sogenannten Kastro in Patmos. Die Aussicht von dieser Höhe ist umfassender als die vom Pagus, doch vermifst das Auge den reizenden Hintergrund; die gegen Norden ziehenden Felsthäler sind öde und ohne Kultur. Mit Hilfe des Situationspläne in den erwähnten Schriften, die sich als treffliche Führer erwiesen, stieg ich in gerader Richtung auf das sogenannte Tantalusgrab, einen grofsen aus Steinen aufgerichteten Tumulus.

Obschon von den gefürchteten Räubern keine Spur zu bemerken war, lief ich doch

Gefahr, die Stadt nicht wieder zu erreichen. So gut ich nämlich mit einschlägiger Litteratur versehen war, so ungenügend erwies sich der Proviant, den ich mir in die Tasche gesteckt hatte. Die Sonne brannte trotz der winterlichen Jahreszeit mit voller Kraft, und nach fünfstündiger angestrengter Wanderung brachte mich ein unsagbarer Durst völliger Ermattung nahe. Mit Mühe schleppte ich mich über das rauhe, mit dornigem Gestrüpp durchsetzte Gestein weiter. In „elfter Stunde“ traf ich einige griechische Bauern, die mit der Bestellung eines Ackers beschäftigt waren. Sie reichten mir Wasser und wunderten sich sehr, als ich einen grofsen Krug bis zur Neige austrank. Endlich winkte mir eine vorstädtische Kaffeeschenke, wo Kaffee, Raki und einige Äpfel — das einzige Efsbare, worüber der Wirt verfügte — meine Lebensgeister wieder stärkten.

Mein Plan, am folgenden Sonnabend nach Menimen zu fahren, um mich der von dort nach Pergamon reitenden Postkarawane anzuschliefsen, wurde durch ein heftiges Regenwetter vereitelt. Ich war gezwungen auf den kleinen Dampfer zu warten, welcher wöchentlich zweimal Smyrna mit Dikelí, dem Hafenorte von Pergamon, verbindet. Die Wartetage verwendete ich zu einem noch eingehenderen Studium der türkischen

und jüdischen Stadtteile von Smyrna. Als ich eines schönen Nachmittags durch die türkischen Gassen vom Pagus zurückkehrte, sah ich mich auf einmal von einer Menge halbwüchsiger Jungen umringt, die in zudringlicher Weise Bakschisch von mir forderten. Sobald sie sahen, dafs ich mich nicht an sie kehrte, begannen sie mit kleinen und grofsen Steinen nach mir zu werfen. Da mich eines dieser Geschosse sehr empfindlich in den Nacken traf, kehrte ich mich endlich um und ging auf die Rangen los; natürlich stoben sie sofort nach allen Richtungen auseinander. Übrigens sind solche Belästigungen in Smyrna jetzt wohl selten geworden. Die Furcht vor den europäischen Konsulaten thut in dieser Beziehung Wunder.

Die drolligen Strafsenscenen, welche man in den belebten Teilen der türkischen und jüdischen Viertel beobachten kann, lassen sich nur sehen, nicht beschreiben. Was aber dem aufmerksamen Beobachter bei den Wanderungen durch die ganze Stadt am bedeutendsten ins Auge fällt, ist das unaufhaltsame Vordringen des Griechentums. Von dem lang hingezogenen Quai als Basis und Stützpunkt ausgehend, schiebt sich griechische Bevölkerung und griechisches Besitztum allerwärts in die türkischen Quartiere

ein, und es wird vielleicht nicht allzu lange dauern, bis Smyrna durch diese friedliche Eroberung wieder ein wesentlich griechischer Ort ist. Mit Recht nennen deshalb die Türken Smyrna eine ungläubige Stadt, „Giaur-Smyrn“. Auch die Levantiner, d. h. die Abkömmlinge europäischer Ansiedler, assimilieren sich mit staunenswerter Schnelligkeit dem griechischen Wesen. So sehr sie sich auch bemühen, auf der Promenade am Quai mit Prätention französisch zu reden, ist doch ihre eigentliche Haus- und Werktagssprache das Griechische; sie lernen es von der Wiege an von griechischen Dienstboten, sprechen es im Kindergarten und auf der Strafse, schreiben und lesen es in den Elementarschulen.

Was mich an Smyrna mit besonderer Freude zurückdenken läfst, ist das liebevolle Entgegenkommen und die gastfreundliche Aufnahme, welche ich dort in echt deutschen Familien, so bei Herrn Dr. Karl Humann und Herrn Pfarrer Philipp Mayer, erfahren habe.

XVII.

An einem kalten Januarmorgen befand ich mich an Bord der kleinen „Smyrne“, um nach Dikelí zu fahren. Das Gebirg im Norden ist jetzt mit Schnee bedeckt; nicht minder blendend weiſs schimmern die zahllosen mächtigen Salzhügel, welche sich zu unserer Rechten am Gestade hinziehen. Die Luft ist klar und von wunderbarer Durchsichtigkeit; selbst auf den fern abliegenden Höhen ist jeder Stein und jede Vertiefung deutlich zu erkennen. Selten ist mir die Plastik der griechischen Landschaft so lebhaft vor die Seele getreten, wie bei dieser Morgenfahrt durch den herrlichen Golf.

Ein alter Grieche in der Volkstracht fragte, nachdem er meine Nationalität erforscht und mir nicht verhehlt hatte, daſs er aus Aivalik (Kydoniae) sei, wie viel Geld bei uns monatlich ein Student brauche; er beabsichtigte nämlich seinen Sohn nach Deutschland zu schicken, damit er etwas

Tüchtiges lerne. Ich gab dem wackeren Vater alle nötigen Aufschlüsse. Derselbe Mann, der mir erklärte, dafs er entschlossen sei jährlich 100 türkische Pfund (2300 Frcs.) für seinen Sohn auszugeben, versagte sich aus Sparsamkeit den Genufs einer Tasse Kaffees. Als ich mir nämlich eine solche bestellt hatte, bemerkte er, dafs auf den Schiffen der Kaffee viermal so teuer sei als auf dem Lande, und dafs er sich deshalb niemals eine solche Verschwendung erlaube. Man sieht, dafs die Eltern, welche „sich den letzten Pfennig vom Munde absparen, um ihre Kinder etwas lernen zu lassen", nicht nur in unseren hochkultivierten Ländern vorkommen. Das aufserordentliche und allgemeine Streben der Griechen nach Bildung müssen selbst ihre Feinde und Verleumder anerkennen.

Das Schiff berührte die berühmte Mutterstadt Marseilles, Phokäa, und langte gegen 4 Uhr nachmittags im Hafen von Dikelí an. Das Städtchen bestand vor zwanzig Jahren aus einigen elenden Hütten, zählt jetzt aber schon über 3000 Einwohner. Das Äufsere des Ortes verrät seine junge Geschichte; stattliche neue Häuser reihen sich an kaum fertig gestellte Magazine und belebte Kaffeeschenken. Dikelí ist der Stapelplatz für Pergamon und die fruchtbare Umgebung.

Solche, meist ausschliefslich von Griechen bewohnte Handelsplätze, blühen jetzt auf der langen Linie der kleinasiatischen Küste allenthalben mit amerikanischer Schnelligkeit empor; sie sind die Blockhäuser, von welchen aus das griechische Volk nach und nach die ihm früher gehörigen Heimstätten wieder erobert.

Dikelí ist mit Pergamon durch eine Art von Postwagen verbunden, welcher an das Dampfschiff anschliefst. Ich kletterte in das seltsame Fahrzeug, das sich ohne Verzögerung in Bewegung setzte. Es ist ein länglicher Wagen, ähnlich wie die bei uns wohlbekannten Fuhrwerke der Zigeuner; die gewölbte Decke ist im Innern mit kleinen runden Spiegeln und bunten Flittern verziert. Das Gefährte hat keinen Sitz und ist offenbar darauf eingerichtet, dafs sich die Reisenden auf den Boden ausstrecken oder nach türkischer Sitte die Fahrt in kauernder Stellung verbringen. Ersteres war nicht möglich, da sich aufser mir noch drei Passagiere einfanden; ich war also genötigt, das Sitzen mit gekreuzten Beinen zu erlernen. Mir gegenüber kauerte ein türkischer Kavallerist, dessen Sporen meinen Beinkleidern zuweilen gefährlich zu werden drohten, neben mir ein von Smyrna nach Pergamon versetzter Polizeibeamter, und in

der vierten Ecke ein israelitischer Handelsmann. In einer Ausbuchtung der Rückwand des Wagens war das Sattelzeug des türkischen Soldaten untergebracht. Die Fahrt selbst gesellte sich in furchtbarer Weise zu jenen Reisemomenten, die sich einem für immer in die Seele prägen.

Vor etwa fünfzehn Jahren baute die Regierung eine stattliche Strafse von Pergamon nach Dikelí. Selbstverständlich wurde das Werk, sobald es vollendet war, sich selbst überlassen. Der starke Gebrauch und der Einflufs der Witterung wandelten die ebene Landstrafse alsbald in einen holperigen Feldweg um. Weit schlimmer aber ist, dafs gegenwärtig sämtliche Brücken zerstört sind. Die Karawanentreiber und die nomadischen Hirten der Landschaft bemerkten nämlich, dafs die Balken und Bohlen der wohlgebauten Brücken sich zur Unterhaltung ihrer nächtlichen Lagerfeuer besser eigneten als das dürre Gestrüpp der Ebene; so plünderten sie denn eine Brücke nach der anderen. Wer hätte sie daran hindern sollen? Unter diesen Umständen fuhren wir weniger auf der Strafse, als neben ihr, im rauhen Geröll, im sumpfigen Feld, durch dickes Gebüsch. Nicht minder als die Dauerhaftigkeit unseres Wagens bewunderte ich die unvergleichliche Geschicklichkeit, mit

welcher der kurzgeschorene Pferdelenker Gräben, Bäche und andere Hindernisse „nahm“. Der Prozeſs war jedesmal der gleiche. Das Tempo der Fahrt mäſsigt sich, der Wagen senkt sich nach vorn, das wie ein Damoklesschwert hinter mir hängende Sattelzeug des Kavalleristen fällt mir auf das Haupt, wir halten uns fest, um nicht auf die uns gegenübersitzenden Reisegenossen zu stürzen, ein furchtbarer Ruck, heftige, schnell wiederholte Peitschenschläge, der Wagen wird in die Höhe gerissen, und wir befinden uns wieder glücklich auf ebenem Boden. Bald nach der Abfahrt war die Nacht hereingebrochen, und wir konnten die Tiefe und Beschaffenheit der Rinnsale, durch die wir fuhren, nicht mehr erkennen; hierdurch wurde die Lage doppelt unbehaglich.

Als wir gegen 8 Uhr in Pergamon ankamen, waren meine Knochen so zerschlagen, daſs ich nur mit Mühe gehen konnte. Ich lieſs mein Gepäck in das von der deutschen Regierung gemietete Haus schaffen, wo ich bei Mastro-Jannis die trefflichste Aufnahme fand. Wie oft möchte man auf der Reise etwas lesen oder schreiben, wird aber durch die Ungunst der äuſseren Verhältnisse, d. h. durch Mangel an einem warmen Gemach, an Schreibmaterial, an Licht verhindert. Hier fand ich nun ein geräumiges Zimmer, einen

schönen Tisch, eine helle gebildete Lampe und zog den Vergleich mit Patmos, wo ich gerade in dieser Beziehung viel zu leiden hatte. Mastro-Jannis gab mir den „vorläufigen Bericht“ über die Ausgrabungen in Pergamon, welchen ich noch desselben Abends als Vorbereitung für die folgenden Tage von neuem gründlich durchstudierte.

Ein heller kalter Wintermorgen beglänzte die Landschaft, als ich in früher Stunde auf die breite Veranda des „Deutschen Hauses“ trat, um die Stadt zu überschauen, in der ich, durch die wechselvolle Fahrt halb betäubt, in Nacht und Nebel angekommen war. Bald geleitet mich raschen Schrittes der albanesische Kavasse auf die Akropolis der Attaliden. Den auf der Höhe angekommenen Wanderer überrascht die ebenso grofsartige als liebliche Aussicht. Im Norden erblickt das Auge ein ziemlich wildes und wenig angebautes Bergland, das sich in mannigfaltigen Zügen fortsetzt. Ihm entspringen die zwei Bäche, welche die Burg westlich und östlich umfliefsen, der Selinos und der Ketios. Beide, besonders der Selinos, rauschen so wild und munter wie echte Söhne der Alpen und verleihen der Landschaft einen romantischen, nordländischen Charakter. Im Süden und Südosten breitet sich die weite Kaikosebene; weit besser be-

baut als die trostlose Niederung von Sardes, erscheint sie, mit ihren mannigfaltigen Baumgruppen, mit ihren Ackerfeldern, Ölpflanzungen und den wasserreichen Flüſschen, die sich wie Silberbänder durch das Gefilde schlängeln, nahezu als Kulturebene im strengen Sinne des Wortes. Nicht wenig erhöht ihren freundlichen gebildeten Charakter eine kleine Fabrik am rechten Ufer des Ketios. Das stoſsende Geräusch der Dampfmaschine, bei uns oft ein Gegenstand des Abscheus, läſst sich hier nicht ungern hören; sind ja doch derartige Zeichen der Kultur und des aufblühenden Wohlstandes in diesen Ländern so selten.

Die Lage der Akropolis von Pergamon fordert zur Vergleichung mit der von Sardes heraus; an beiden Orten ist derselbe Gegensatz der Umgebung zu bemerken. Wie die Burg der Attaliden, so überblickt auch die von Sardes auf einer Seite eine rauhe, wilde und einen Teil des Jahres mit Schnee bedeckte Gebirgslandschaft, auf der anderen eine wohlbewässerte fruchtbare Ebene; hier wie dort sind vom Burgberge mächtige Hügelgräber sichtbar. Doch ist in Sardes die Landschaft groſsartiger und weiter, in Pergamon mannigfaltiger und lieblicher.

Von Süden nach Norden durchwandern wir den langgezogenen Bergrücken; wir

steigen über die Trümmer des Gymnasiums empor und stehen bald vor der wohlerhaltenen Basis des Zeusaltars, dem die berühmten, nunmehr im Berliner Museum aufgestellten Reliefskulpturen angehörten. Hinter ihm folgen die Reste des Athenatempels, endlich das Augusteum und am äufsersten Nordende das als Tempel der Julia bezeichnete Bauwerk. Am westlichen Hange des Burgberges ist das Theater freigelegt, und 25 Arbeiter sind eben noch beschäftigt den Schutt wegzuräumen. Es ist hier nicht der Ort, auf das Detail der Architektur und der Skulpturen von Pergamon einzugehen. Die wichtigsten Thatsachen findet man in dem „vorläufigen Berichte“ verzeichnet; eine zusammenfassende Darstellung giebt der Vortrag, welchen Conze auf der Philologenversammlung zu Dessau (1884) den pergamenischen Ausgrabungen widmete. Über Stil und die kunstgeschichtliche Stellung der Skulpturen hat sicher — trotz aller Einwände — bis jetzt das bedeutendste Wort Heinrich von Brunn in seiner im „Jahrbuch der Berliner Museen“ gedruckten Abhandlung ausgesprochen.

Die moderne Stadt repräsentiert sich, von der Burg aus gesehen, als ein wüster Haufen von kleinen Häusern und Hütten. Aufserhalb derselben erhebt sich sehr osten-

tativ eine viereckige, gelbangestrichene — soldatenlose Kaserne. Rings um den Ort ziehen sich die unvermeidlichen, weitgedehnten, cypressenreichen Friedhöfe. Auf der Nordseite der Stadt sind die spärlichen Überreste eines Amphitheaters zu erkennen. Leider konnten die Sitzreihen bisher nicht freigelegt werden, da die Besitzerin des Bodens, eine griesgrämige Türkin, für die Erlaubnis, Ausgrabungen anzustellen, einen übermäfsig hohen Preis verlangte. In der Nähe des „Deutschen Hauses" ragen die Ruinen der christlichen Basilika empor; die eine Seitenkapelle ist wiederum für den christlichen Kult gewonnen und wird eben im Innern würdig ausgeschmückt; die andere birgt eine kleine Werkstätte zum Reinigen der Baumwolle. Von den auf der Ebene gelegenen Altertümern erregen unser Interesse besonders die mächtigen Hügelgräber. Der Sohn des Oberaufsehers und des „Deutschen Hauses" kluger Koch aus Kreta führten mich zu denselben; gegenwärtig ist nur das eine zugänglich. Nachdem wir durch den halbverschütteten Eingang gekrochen waren, erblickten wir beim flackernden Lichte der von den Griechen mitgebrachten Kienspäne einen aus grofsen Quadern gewölbten Kreuzgang; von Inschriften oder Skulpturen ist nichts zu entdecken.

Nach wiederholten Studienwanderungen auf der Akropolis widmete ich den letzten Nachmittag der Gegenwart. Der traurige Gegensatz des heutigen Zustandes und der hingeschwundenen Pracht drückt auch in Pergamon hart auf die Seele. In dem engen Thale, durch welches der Selinos rauscht, traf ich, gerade dem Burgtheater gegenüber, ein Dutzend aus Stroh und Lehm zusammengeklebter Hütten, die elendesten menschlichen Wohnstätten, die ich jemals gesehen habe. Ein schmutziges Zigeunervolk fristet hier sein Dasein. Vor einer dieser durchlöcherten Lehmhöhlen bemerkte ich ein seltsames Spiel, dessen Sinn mir trotz langer Betrachtung völlig unklar blieb. Mehrere zerlumpte Kinder stehen im Kreise; eines schlägt mit einem Stabe von unten auf einen zweiten Stab, welchen ein anderes Kind in wagrechter Lage hält; das angeschlagene Stäbchen fliegt in die Luft; sobald es die Erde berührt, beginnt ein Mann mit einer Hacke eifrigst ein Loch in der Erde zu erweitern; nach einigen Hackenhieben, die mehr hurtig als gründlich ausfallen, wiederholen die Kinder das Spiel mit den Stäben und der Mann beginnt seine seltsame Mühewaltung jedesmal von neuem; der Ort, wo der Stab niederfällt, ist ohne Beziehung auf die Stelle, an welcher der Mann mit seiner

Hacke arbeitet. Sollte dieses Ausgrabungsspiel vielleicht in irgend einem Zusammenhang mit der Arbeit stehen, welche die Zigeuner täglich auf dem gegenüberliegenden Burgberge beobachten können?

Das heutige Bergama, vom Meere entfernt und aufserhalb des Bereiches der Eisenbahn, hat den Charakter einer türkischen Landstadt treu bewahrt. Die unwissende Plumpheit der Bevölkerung ist durch keinen Verkehr mit der Aufsenwelt abgeschliffen. Die Weiber verhüllen sich hier gründlicher und hastiger als in Aïdin, Magnesia oder gar in Smyrna. Kaum naht sich der Fremde, so ziehen sie das Tuch dicht um den Kopf und schmiegen sich, dem Vorübergehenden nicht sehr höflich den Rücken wendend, wie Strebepfeiler an die Mauer; haben sie es eilig, dann schieben sie sich in dieser Stellung schattenähnlich an der Wand weiter. Die Armut der türkischen Bewohner tritt in der Bekleidung der Frauen mit lästiger Deutlichkeit hervor; jene schönen hochroten, hellblauen, maigrünen, citronengelben und bunten Seidengewänder, wie sie in Konstantinopel, Smyrna, ja selbst noch in Aïdin, Magnesia, Chios und anderen Orten das Auge so häufig ergötzen, vermochte ich hier nicht zu entdecken. Die meisten tragen um Kopf und Körper ein schwärzlich schmutziges,

zerlumptes Tuch; nur wenige hatten wenigstens über Kopf und Oberkörper einen dünnen weifsen Stoff gezogen. Auch unter dem starken Geschlechte vermifst man hier jene wohlausgerüsteten stolzen Gestalten, wie man sie anderwärts sieht.

Mein planloser Spaziergang führte mich in eine schmutzige Seitengasse, von der sich ein herrlicher Blick auf die fruchtbare Ebene eröffnete. Ich entnahm meiner Tasche einen kleinen Feldstecher und betrachtete die Landschaft. Da nahte sich ein kurzgeschorener riesiger Ottomane, eine echte Janitscharenfigur, und machte mir begreiflich, dafs er mein Fernrohr probieren wolle. Vorsichtig, als fürchte er für sein Leben oder wenigstens für seine Augen, ergriff er das Instrument, blickte zuerst behutsam durch das eine Rohr und brachte endlich, noch immer zaudernd, beide Gläser vor die Augen. Die täppische Furcht des ungeheueren Bengels war köstliche Augenweide; ich habe niemals bei einem Menschen so affenmäfsige Geberden gesehen, nicht einmal bei den Feuerländern, welche man vor einigen Jahren in Deutschland bewundern konnte. Mein Fernrohr zog schnell noch Stamm- und Geistesverwandte des jungen Alttürken an, und in wenigen Sekunden hatte sich eine kleine Volksversammlung um mich gebildet.

Da ich nicht gesonnen war, derselben eine praktische Unterweisung im Gebrauch optischer Instrumente zu erteilen, so nahm ich mein Glas und liefs die Leute stehen.

In den vorstädtischen Gassen, welche ins Freie führen, wimmelt es von Hunden und Büffeln, die dem einsam gehenden Fremden zuerst ein sehr unbehagliches Gefühl bereiten. Glücklicherweise sind beide Tiergattungen hier fast ganz ungefährlich; die orientalischen Hunde sind meist so feige und verkommen, dafs man sie mit einem Stocke leicht verjagt; aber keine Regel ist ohne Ausnahme, und das hält beim Gang durch solche Hundeviertel immer in Aufmerksamkeit. Auch die Büffel sind trotz ihres abenteuerlichen Aussehens und ihrer gewaltigen, seltsam zurückgebogenen Hörner ungemein zahm.

Eine Strecke vor der Stadt begegnete mir ein weifsbärtiger Türke, blafs und kränklich von Aussehen. Auf einem kümmerlichen Esel, dem der landesübliche turmartig hohe Sattel so drollig zu Gesichte stand, wie einem verschrumpften Zwergmännlein ein mächtiger Cylinderhut, ritt er mit ernster Miene seines Wegs, so recht ein Bild seines hinsinkenden Volkes. Es ist mir oft, als sähe ich die stille Resignation, mit der die Türken den langsamen, aber siche-

ren Schritt ihrer Vernichtung fühlen, auf den gleichgültigen und düsteren Gesichtern eingegraben. Die Thatsache selbst braucht kaum diskutiert zu werden. Ohne irgend einen politischen Anstofs, ohne dafs eine mächtige Hand die alternde Nation auf die Hochebenen Asiens hinüberfegt, unterliegt sie dem stillen Kriege, welchen sowohl im Gebiete des Balkans und auf den Inseln, als auch auf sämtlichen Punkten der kleinasiatischen Küste weit überlegenere Elemente, besonders die von Natur schneidigen Griechen und die durch die Peitsche moskowitischer Silberlinge plötzlich strebsam gewordenen, künstlich vorwärts gejagten Bulgaren, an einzelnen Orten auch Armenier und Albanesen gegen sie führen. Gäbe es in der Türkei eine Statistik, so würde man das Faktum an jedem einzelnen Orte mit der brutalen Sprache der Ziffern nachweisen können. Natürlich halten die vorrückenden Massen nicht überall gleichen Schritt; Ausrüstung, Geschicklichkeit und Mut der Angreifer ist ungleich; auch findet der zurückweichende Feind manchen festen Posten, wo er sich länger und zäher behaupten kann. Das thut aber der ganzen Bewegung, die doch schliefslich auf einen Punkt gerichtet ist, auf die allmähliche Rückhellenisierung aller kleinasiatischen Inseln und Küsten-

länder, keinen wesentlichen Eintrag. Ein sehr lehrreiches Beispiel dieser allgemeinen Thatsache ist die Insel Kos, wo früher in der Stadt kein Christ wohnen durfte; der Druck der Zeiten liefs das Verbot stillschweigend umgehen, und jetzt besteht die Hälfte der Stadtbewohner schon aus Griechen. Vgl. weitere Aufschlüsse in der trefflichen Schrift des Franzosen Rayet über die Insel Kos (Paris 1876). Die Dinge mufsten so kommen. Solange das turanische Ungetüm von der Fülle des durch Jahrhunderte angesammelten Gutes zehren konnte, wuchs und gedieh es zum Schrecken Europas; nachdem diese gute alte Zeit unwiederbringlich dahingeschwunden ist, frifst es vom eigenen Blute, das durch nichts ersetzt wird. Das Studium dieses grofsartigen Selbstvernichtungsprozesses, dem die Geschichte wenig Ähnliches an die Seite setzen kann, ist betrübend, aber stets lehrreich und anregend.

So düstere Betrachtungen drängen sich dem Reisenden besonders da auf, wo er innerhalb des Osmanischen Reiches eine welthistorische Stätte betritt. Überblicken wir die üppigen Gefilde, welche sich von Pergamon nach Süden, Osten und Westen ausbreiten, so verstehen wir den sprichwörtlich gewordenen Reichtum der Attaliden. Was mufs diese Landschaft, die nach

jahrhundertelanger Mifswirtschaft noch immer so lieblich erscheint, in jener Zeit gewesen sein, da ein fleifsig und zahlreich Volk jede Scholle pflegte und alle Wildheit der Natur zähmte, da die Burg noch strahlte im Vollglanz ihrer Paläste, ihrer Tempel, ihrer Statuen und ihres Theaters! Und jetzt! Mit unerbittlicher Konsequenz hat die verhängnisvolle Einigkeit turkomanischer Horden allerorten der breiten Heerstrafse, auf der sie nach Westen stürmten, Leben und Schönheit niedergeknickt, Anbau und wirtschaftlichen Aufschwung zertreten, die Keime eines höheren Strebens ausgerodet und an Stelle des früheren Glanzes die unüberwindliche Roheit ihres dem Wahren und Schönen abholden Wesens gesetzt. Wo unser Fufs wandelt, trifft er die lautklagenden Spuren dieser Nation, die nur vernichtet, niemals hergestellt hat. Hätten die politischen Verhältnisse ihr in Europa eine ebenso lange und unbezweifelte Herrschaft verliehen, wie in Kleinasien, so hätte sie es sicher zu Stande gebracht, auch die fruchtbare Balkan-Halbinsel und die lieblichen Eilande des Archipels ebenso zu veröden als sie Cypern, als sie die weiten Strecken Anatoliens verödete. Es giebt keine schrecklichere Anklage, kein beredteres Zeugnis gegen das Wesen osmanischer Herrschaft,

als die in stummer Ergebung duldenden Länderstrecken vom innersten Winkel des Schwarzen Meeres bis hinab nach dem Gestade Syriens.

So sehr man den wilden Mut und die ehrliche Treue der Türken bewundern mag, so wenig reichen diese Tugenden hin, um für die innere Hohlheit, Unkultur und Unfähigkeit des osmanischen Elements zu entschädigen. Mir scheinen diese Züge immerhin nur Atome gegen die ungeheuere Schuld, welche sich auf der Gegenwagschale türmt. Der Mut der Türken ist nicht gröfser, als der eines jeden wilden, durch religiösen Fanatismus gestachelten Menschen. Die vielgerühmte Ehrlichkeit steht mit der Plumpheit und geistigen Beschränktheit des Volkes in einem unerwünscht engen Zusammenhang. Und selbst in diesem Punkte liefse sich sehr viel gegen die Türken einwenden; gerade in entscheidenden Dingen, wie in öffentlichen Verträgen und in der Politik überhaupt, ist auf die Türken kein Verlafs. Das hat die Geschichte der Beziehungen Europas zur Pforte, besonders in unserem Jahrhundert, nur zu oft bewiesen.

Was speziell Pergamon betrifft, so haben wir über die erwähnte Verschiebung des Prozentsatzes der Türken und Griechen genauere Aufschlüsse. Herr Dr. K. Humann,

der seit etwa 20 Jahren im Orient weilt und gerade die Verhältnisse in Pergamon genau begleiten konnte, berichtet, dafs dort noch vor 18 Jahren 12000 Türken gegen 3000 Griechen standen, während jetzt 8000 Griechen neben 8000 Türken und 2000 Juden und Armeniern wohnen. Einen Beweis, wie jung diese bedeutende Machtentwickelung der Griechen hier ist, fand ich auch in den Schulverhältnissen. Für die Mädchenschule ist ein stattlicher, mit einem schönen Säulenportal geschmückter Bau errichtet, der deutlich zeigt, dafs die Leute nicht blofs für das wirkliche Bedürfnis Sorge tragen, sondern auch auf ein würdevolles Äufsere Wert legen wollten. Die Knabenschule dagegen rührt offenbar noch aus der alten Zeit, da die Griechen schwach an Zahl waren und, selbst wenn sie die nötigen Mittel gehabt hätten, es nicht für geraten hielten, dieselben zu offen in einem grofsen Bauwerk zu bekennen. Sie ist in den ärmlichen Räumen eines zu verschiedenen Zwecken dienenden alten Hauses untergebracht; ein Lehrzimmer, welches ich betrat, erinnerte mich fast an die früher beschriebene Schule von Amades. Im Erdgeschofs eines düsteren Hofes gelegen, durch ein einziges Fenster spärlich erhellt, schmutzig und feucht,

gewährte diese Schulkammer eine deutliche Vorstellung von den Schwierigkeiten, mit welchen in der bösen alten Zeit der Bildungstrieb der Griechen zu kämpfen hatte. Der Lehrer, ein unglücklich verwachsener, aber klug und ernst dreinblickender Mann, gab in diesem unerfreulichen Halbdunkel Unterricht in der türkischen Sprache. Trotz der schlechten Beleuchtung lasen die Knaben die schwierige und das Auge anstrengende Schrift ohne Verstofs. Der Scholarch sagte mir, dafs man mit dem Plan umgehe, bald auch für die Knaben eine neue Schule zu bauen.

Nur zu rasch schwand die Zeit, welche ich nach dem Plan meiner Reise in Pergamon verbringen konnte. Am dritten Tage schlug die Stunde des Abschieds.

Niemals vergesse ich euch, rauschender Selinos, sonnige Attalidenburg, üppiges Kaikosgelände, euch Stätten, wo deutscher Geist und deutsche Kraft so Grofses errangen! Das Herz des Deutschen darf hier wahrlich höher schlagen. Welch ungeheuere Arbeit mit verhältnismäfsig geringen Mitteln ist hier in kurzer Zeit geschehen! An dieser Stelle hat das geeinigte Deutschland einen seiner gröfsten idealen Triumphe gefeiert!

Die ersten Schritte geschahen durch die Energie einzelner Männer, charakteristisch

genug für deutsche Art. Das Individuum hat bei uns immer Grofses gewirkt, während wir als Ganzes selten zu voller Thätigkeit kamen. Ein Glück, dafs hier dem, was private Thätigkeit vorbereitete, die materielle und politische Unterstützung eines mächtigen Reiches bald dauernd zur Seite stand; sonst wäre das herrliche Unternehmen wahrscheinlich doch bald gescheitert, im besten Fall wären die Früchte desselben uns verloren gegangen.

Die grofsen Ausgrabungen der deutschen Reichsregierung in Olympia nahmen das allgemeine Interesse in Anspruch. Trotzdem gelang es der festen Entschlossenheit zweier Männer, auch für Pergamon die nötige staatliche Hilfe zu erwirken. Das deutsche Volk wird in dankbarer Erinnerung bewahren, was Karl Humann und A. Conze hier für uns gethan; auch die übrigen wackeren Mitarbeiter, wie R. Bohn, G. Lolling u. a., werden nicht vergessen werden. Es ist sehr überflüssig, die Verdienste eines jeden abzuwägen und mit kritischer Sucht dem einen auf Kosten des anderen die schöneren Lorbeeren zuzuweisen. Ist ja doch die Bescheidenheit, mit welcher sämtliche Teilnehmer am grofsen Werke nur der Sache selbst dienten, dieses Zurücktreten der Persönlichkeit vor dem Zwecke, ein so schöner,

menschlicher Zug, der uns in Pergamon um so freudiger berührt, je seltener er bei ähnlichen Unternehmungen zu beobachten ist. Mit welch antiker Einfachheit erzählt Humann die äufsere Geschichte der Ausgrabungen. Wer den türkischen Orient nicht aus eigener Erfahrung kennt, ahnt kaum, welche Unzahl von Hindernissen hier zu nehmen war, welcher Aufwand von Umsicht und Energie erfordert wurde, um gegenüber der Ungunst der Verhältnisse, der Indolenz der türkischen Beamten, dem bösen Willen oder der Gleichgültigkeit der Bevölkerung das ganze Werk heil und gesund bis ans Ende zu bringen. Mit der zähen Ausdauer einer echt germanischen Natur hat Humann auf seinem Posten ausgeharrt. Liest man nur den Bericht, so könnte man meinen, das habe sich alles so von selbst gemacht; wer den Orient aber aus eigener praktischer Erfahrung kennt, weifs wohl, dafs nirgends weniger sich etwas von selbst macht als in der Türkei. Mit welcher Bescheidenheit hat Conze vor zwei Jahren auf der Philologenversammlung zu Dessau von den Ausgrabungen und ihren Resultaten Bericht erstattet. Es ist das eine Seite, welche das pergamenische Unternehmen ganz besonders ziert und in der künftigen Geschichtschreibung des grofsen Werkes nicht ganz

mit Stillschweigen übergangen zu werden verdient.

Was die Vorgeschichte des grofsen Werkes betrifft, so scheint wenig bekannt zu sein — wenigstens schweigen darüber die bisherigen Berichte —, dafs schon vor beinahe 30 Jahren eine gründliche Erforschung der pergamenischen Altertümer geplant war. Die Sache verhält sich also. Im September 1857 richtete König Max II. von Bayern an Professor G. Welcker die Aufforderung, Vorschläge zu machen für gröfsere wissenschaftliche Unternehmungen, zu deren Durchführung die Privatmittel des Einzelnen oder regelmäfsige öffentliche Fonds nicht ausreichen, und die daher der edle Monarch beschlossen hatte, durch königliche Munificenz zu unterstützen. Im Februar 1858 reichte Welcker einen ausführlich motivierten Plan ein, der später im „Rheinischen Museum“ (1864, 550—558) abgedruckt wurde. Welcker schlägt vor, zwei junge Philologen oder einen Philologen mit einem Künstler auf zwei Jahre nach Pergamon zu schicken, um nach dort verborgenen Inschriften und sonstigen Altertümern zu forschen. Wäre das Projekt nach den von Welcker gegebenen Andeutungen ausgeführt worden, so befänden sich die pergamenischen Skulpturen vielleicht in der Münchener

Glyptothek. Denn es ist kaum denkbar, dafs zwei Männern, die mit dem ausgesprochenen Zwecke archäologischer Studien so lange Zeit in Pergamon geweilt hätten, die in den Burgmauern verborgenen Reliefplatten gänzlich entgangen wären. Eine andere Frage ist freilich, ob die Schätze wirklich den Weg nach München gefunden hätten. Aus diesem Grunde ist es vielleicht nicht zu bedauern, dafs die Verwirklichung der Welckerschen Idee unterblieb. Wer hätte uns damals den Besitz etwa gefundener Altertümer gesichert? Bedurfte es ja auch jetzt noch des ganzen Einflusses der deutschen Reichspolitik, um die ungeheueren Massen der pergamenischen Skulpturen unserem Vaterlande zu erwerben.

Vormittags $10^1/_2$ Uhr rollte ich in demselben Fahrzeuge, das mich nach Pergamon gebracht hatte, wieder zurück nach Dikelí. Infolge der schlimmen Erfahrungen der ersten Fahrt hatte ich dem Wagenlenker geboten, mir nicht mehr als e i n e n Passagier beizugesellen. Er sagte mir, es fahre nur noch ein türkischer Gelehrter mit seinem Söhnchen mit. Das liefs ich mir denn wohl gefallen; denn ein türkischer Gelehrter ist ein seltener Vogel. Leider erwies sich die Personalbeschreibung als eine freundliche Hyperbel; der angebliche Gelehrte war

ein sehr simpler Schreiber aus Pergamon. Natürlich verstand der Mann kein Wort einer fremden Sprache; doch konnte ich aus seinen Reden wenigstens das entnehmen, dafs er seinen Buben nach Smyrna bringe, um ihn dort französisch lernen zu lassen. Im übrigen wurden die freundschaftlichen Beziehungen nur durch den Austausch von Tabak, Schnaps und Haselnüssen aufrecht erhalten. Zuguterletzt wurde unser idyllisches Verhältnis gröblich gestört; mein Gefährte erlitt nämlich plötzlich einen heftigen und für meine Kleider und Bücher sehr folgenschweren Anfall einer fürchterlichen Art von Seekrankheit; ich weifs nicht, ob die stürmischen Schwankungen unseres Wagens daran schuld waren oder die allzu häufige Entkorkung seiner Rakiflasche oder vielleicht gar die Annäherung an das lautaufrauschende Meer. Eine halbe Stunde vor der Ankunft des Dampfschiffes langten wir in Dikelí an und abends 5 Uhr befand ich mich schon in dem wein- und olivenreichen Lesbos.

XVIII.

Obschon ich aus einem türkischen Hafen kam und der Dampfer überhaupt nur türkische Orte berührt hatte, wurden meine sämtlichen Bücher auf der Zollbehörde zurückbehalten, und ich konnte sie erst am nächsten Tage, nachdem sie als ungefährlich befunden waren, zurückerhalten. Nachdem ich in einer engen Kammer des Gasthauses „Zur Hoffnung“ Unterkunft gefunden hatte, begab ich mich in die prächtig eingerichtete, mit traulichen Lesezimmern und elegantem Billardsaal versehene Lesche von Mytilini. Hier traf ich meinen Studienfreund G. Bernardakis, der seit einigen Jahren als Direktor des Gymnasiums thätig ist. Seine Schriften über Plutarch und Strabo sind den Fachgenossen bekannt. Er führte mich später auch zu seinem Bruder, dem bekannten Dichter Demetrius Bernardakis. Früher Professor der Philologie an der Universität Athen, hat sich der geist-

reiche Mann jetzt nach seiner Heimat Lesbos zurückgezogen und widmet sich der Landwirtschaft, wobei ihm jedoch, wie seine jüngsten Streitschriften über die neugriechische Sprachfrage beweisen, auch noch Mufse zu wissenschaftlicher Thätigkeit geblieben ist. Beide Brüder unterstützten während meines Aufenthalts in Mytilini in der liebenswürdigsten Weise meine Bestrebungen.

Das ungünstige Wetter der ersten Tage zwang mich, meine Studien auf die Stadt und die nächste Umgebung zu beschränken. Am meisten Neugierde erweckte die umfangreiche Genuesencitadelle, in deren Mauern sich alte Baustücke finden. Conze beschreibt die Altertümer, welche er dort sah, in seiner „Reise auf der Insel Lesbos“ (1865). Da der Gouverneur durch Kränklichkeit verhindert war, Besuche zu empfangen, so schickte ich ihm meine Karte und liefs ihn durch den griechischen Dragoman bitten, mir die Erlaubnis zum Eintritt in sämtliche Teile des Festungswerkes ohne Ausnahme zu gewähren. Auf diese Weise hoffte ich, vielleicht etwas zu finden, was den früheren Besuchern entgangen wäre. Der Pascha stellte meiner Bitte nichts entgegen, und der Interpret begleitete mich sogar in die Festung. Wir wurden in eine Wachtstube gewiesen, da der Kommandant des Kastro

gerufen werden müsse. Nach einer Stunde vergeblichen Wartens zogen wir unverrichteter Dinge ab. Ähnlich ging es mir noch zweimal an den folgenden Tagen.

Ich konnte mir dieses seltsame Benehmen nur durch die Annahme erklären, dafs der Festungskommandant sich an den Befehl des Pascha überhaupt nicht kehrte oder dafs der Gouverneur, der wohl meinen Absichten nicht vertraute, nach türkischer Weise einen geheimen Gegenbefehl erlassen hatte, mich hinzuhalten und mürbe zu machen. Je mehr ich aber den bösen Willen der Leute erkannte, desto fester wurde mein Entschlufs, die ganze Citadelle, um derentwillen ich schon so viel Zeit verloren und mich so viel geärgert hatte, um jeden Preis zu sehen. Ich ging ein viertes mal ohne Begleitung in die Festung und verlangte, auf die Erlaubnis des Pascha pochend, in sehr kategorischer Weise, dafs der Kommandeur entweder sofort selbst komme oder einem Untergebenen die Vollmacht erteile, mir alles zu zeigen. Ein des Griechischen kundiger Unteroffizier war mir hierbei als Dolmetsch dienlich. Ich mufste mich abermals in der alten Wachtstube eine Stunde lang mit Kaffee bewirten lassen; Ordonnanzen wurden hin und her geschickt; endlich kam ein Jüschbaschi, der meine Führung übernahm. Es war wirklich

viel Lärm um nichts gewesen. Die ganze von den Türken wohl für ein unüberwindliches Bollwerk gehaltene Citadelle ist in strategischer Hinsicht fast völlig wertlos. Es ist nicht mehr und nicht weniger als ein regelrechtes, allerdings gut erhaltenes Genueserkastro, an dessen Unfähigkeit, gegen die Mittel des heutigen Krieges standzuhalten, selbst ein Türke nicht zweifeln sollte.

Conze sagt in seiner Beschreibung, die Hauptmauern des Kastells seien, soviel er gesehen habe, ohne Stücke aus alter Zeit. Das ist nicht genau; ich sah elf eingemauerte Säulentrommeln, eine Triglyphe und vier Ornamentstücke, darunter einen etwas beschädigten Stierkopf. Ähnliche Säulentrommeln sind auch in dem nördlich vom Burghügel gelegenen türkischen Friedhofe zerstreut. Aufser jenen wertlosen Architekturfragmenten sah ich nur noch die auch von Conze erwähnten Reliefplatten mit der Darstellung römischer Tierkämpfer. Über dem Eingangsthore prangt noch das Steinwappen der genuesischen Familie Gatelusi, welche die Insel vor den Türken besafs.

Im Gymnasium findet sich eine kleine Sammlung von Altertümern; einzelnes liegt bei der erzbischöflichen Kirche. Eine kleine Grabstele für einen geliebten Hund mit einem auf ihn bezüglichen Epigramm wird in dem

Bureau der grofsen Mehlfabrik aufbewahrt. Ausgrabungen sind in Lesbos noch nicht gemacht worden und die Bevölkerung wacht vorsichtig darüber, dafs keine solchen stattfinden. Die Leute sagen, damit müsse man warten, bis die Insel dem Königreiche einverleibt werde. Seit der Wegführung der pergamenischen Skulpturen sind die Griechen in Smyrna und auf den benachbarten Inseln sehr verschnupft und werden nervös, wenn man von Spatenstichen auch nur spricht. Schwerlich kann man ihnen von ihrem Standpunkte aus völlig Unrecht geben.

Einer der Lesbier, mit welchen mich mein Freund G. Bernardakis bekannt gemacht hatte, Herr Apostolos Simantiris, ein junger wohlgebildeter Mann von geradezu aufopfernder Liebenswürdigkeit, übernahm meine Begleitung auf den kleinen Ausflügen, die uns das stürmische Wetter zu machen gestattete. Zuerst führte er mich in sein Heimatsdorf Moria. Nach Einbruch der Dunkelheit langten wir in dem nördlich von der Stadt gelegenen Orte an. Der Vater meines Begleiters, der hier ein grofses Ölgut bewirtschaftet, hiefs mich freundlich willkommen; so recht ein Mann von altem Schrot und Korn, zeigte er trotzdem nichts von überraschter Befangenheit oder bäuerischer Unbeholfenheit; sein ganzes Wesen

war vielmehr selbstbewufst, stramm, schneidig und immer gerade hinaus. Sein Haus, ein wunderliches Bauwerk, besteht aus drei Stockwerken, deren jedes nur ein Gemach enthält; durch steile Holztreppen gelangt man von den unteren in die oberen Räume. Es ist also ein förmlicher Turm; denn infolge dieser Bauart steht der Umfang des Hauses zu seiner Höhe in keinem richtigen Verhältnis. Solche Häuser sind hier wie auch auf anderen Inseln aus der alten Zeit erhalten; das Volk nennt sie ganz richtig nicht „Häuser“ (σπίτια), sondern Türme (πύργοι). Als Grund dieser himmelanstrebenden Architektur, die sich in diesen so oft von Erdbeben heimgesuchten Gegenden am allerwenigsten empfehlen kann, wurden mir die Seeräuber genannt. In der That haben die Bauten etwas Festungsartiges, könnten aber doch einem ernstlichen Angriffe nicht viel länger widerstehen als gewöhnliche Wohnhäuser. Gegen die Angriffe der Piraten haben sich die Leute ohnehin durch ein anderes Mittel gesichert, nämlich dadurch, dafs sie ihre Dörfer in beträchtlicher Entfernung vom Meere auf geschützten, oft sehr schwer zugänglichen Höhen erbauten, ein System, welches noch gegenwärtig auf den meisten Inseln zu erkennen ist.

Am nächsten Morgen hatte sich trübes,

kaltes Regenwetter auf die Insel gelegt. Wir besuchten zuerst die Dorfschule, die für den Bildungstrieb dieser einfachen Bauern ein glänzendes Zeugnis ablegt. Das Schulhaus steht auf einer luftigen Höhe oberhalb des Dorfes und besteht aus einer geräumigen Halle, die etwa mit einem grofsen Universitätshörsaal zu vergleichen wäre. Die Schüler sind in drei Klassen geteilt, die, wie es ja auch in unseren Dorfschulen Sitte ist, von einem Lehrer geleitet werden. Der Besuch war an dem Tage gerade ziemlich schwach, da, wie mir der Lehrer sagte, die Olivenernte zu viele der kleinen Hände in Anspruch nimmt. Ein Schulzwang in unserem Sinne existiert natürlich nicht; die Schule ist von der Gemeinde selbst geschaffen und erhält von einem Ausschufs der Dorfältesten Gesetz und Bestimmung. Hierdurch konnte auf die Lokalverhältnisse gebührende Rücksicht genommen werden, und die lästigen Kollisionen, welche in centralisierten Grofsstaaten allgemeine und überall mit gleicher Strenge durchgeführte Gesetze unvermeidlich im Gefolge haben, bleiben hier so viel wie möglich vermieden. Wir wohnten einer Unterrichtsstunde bei. Auch hier traf ich wie in den meisten griechischen Schulen die übermäfsig starke Betonung der griechischen Formenlehre, in welcher häufig

der ganze Unterricht aufzugehen scheint; die Bauernbuben entwickelten die attischen Aoriste ohne jeden Anstand. Die sogenannten Realien, wie Geschichte, Geographie, Arithmetik, kleingehackte Naturwissenschaft und wie die Dinge alle heifsen, mit welchen gerade in neuester Zeit unsere Volksschulen — oft auf Kosten der sprachlichen Ausbildung — belastet werden, konnten sich in Griechenland noch nicht einmal die bescheidene Stelle erringen, die ihnen thatsächlich gebührt.

Die Knaben, welche sich weiterbilden wollen, treten nach Vollendung dieser Dorfschule in die zweite oder dritte Klasse der „hellenischen Schule“ in der Stadt Mytilini über. In einem Wandschranke des Schulzimmers sah ich eine zur Schule gehörige Bibliothek, die aus dem Nachlafs eines in Moria geborenen Priesters stammt. Sie enthält aufser vielen sehr brauchbaren Büchern auch eine Zahl gutgeschriebener Kollegienhefte des Erblassers, darunter eine griechische Archäologie unseres L. Rofs, der bekanntlich bis zu Anfang der vierziger Jahre an der athenischen Universität lehrte.

Von der Schule kehrten wir ins Dorf zurück und wohnten einer Art von Nachhochzeit bei, die in einer kleinen Kaffeeschenke gefeiert wurde. Die Trauung hatte

gestern stattgefunden; die Männer aber setzten nach der Landessitte die lustige Feier fort. Vier Spielleute bearbeiteten mit unermüdlicher Hurtigkeit ihr Instrumentenquartett, das sich aus einem Dudelsacke, einer Mandoline, einer Geige und einer Flöte zusammensetzte. Die Pausen der Musik wurden durch den Vortrag improvisierter Tragudia ausgefüllt, die sich auf die Vorzüge des Bräutigams und der Braut bezogen. Ich wunderte mich besonders über die unerschütterliche Sophrosyne, die bei dem fröhlichen Gelage herrschte, obschon die stets neugefüllten Weingläser, bald vom glücklichen Bräutigam, bald von Gästen gesandt, unglaubliche Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Trinker stellten.

Endlich führte mich der unermüdliche Gastfreund noch zu einer anderen Merkwürdigkeit, nämlich zur ältesten Frau des Dorfes, die noch ein gut Teil des vergangenen Jahrhunderts gesehen hat. Im Munde des Volkes heifst sie kurzweg „Dada“, d. h. Tante. Die gute Alte wohnt in einer armseligen Hütte; wir stiegen die wackelige Treppe empor und befanden uns in einem engen, düstern Raum. In einer Nische brannte ein Herdfeuer, das zugige, feuchte Gemach spärlich durchwärmend. Auf einer Strohmatte lag ein sterbenskranker Mann; die Dada setzte

sich auf den Boden, wir folgten ihrem Beispiele. Auf Befehl meines Freundes wurden noch zwei andere weibliche Wesen aus dem vorigen Jahrhundert herbeigeholt, sodafs die drei Ältesten des Dorfes versammelt waren. Durch die Thüre blickte neugierig ein jugendfrisches Mädchen, neu aufblühendes Leben neben wehmütigen Bildern menschlicher Hinfälligkeit. Unsere drei Parcen trugen eine höchst altertümliche Kopfbedeckung, das „κουλοῦρι“. Sie besteht aus einer etwas roh gearbeiteten phrygischen Mütze, die mit schwarzen Tüchern dicht umwunden ist. Hier sah ich, wie Mytilini vor 90 Jahren sich kleidete, wohnte und sprach. Das Kuluri hat aufser diesen drei Alten niemand im Dorfe bewahrt. Die Dada zeigte sich trotz ihrer Jahre sehr gesprächig und vertraute mir sogar einige Liebeslieder aus ihrer Jugendzeit.

Nach Tisch gingen wir zu den etwa eine Viertelstunde von Moria entfernten, vom Volke Kamáres (Wölbungen) genannten Ruinen eines römischen Aquädukts von kolossalen Dimensionen. Die ungeheueren Quadern sind ohne Mörtelverband, die mächtigen Gewölbe ohne Ziegelbau; in der Mitte des Thales stehen drei Bögen übereinander.

Zum Ziel des nächsten Ausfluges wurde der herrliche Golf von Jera erkoren, der

jenseits von den die Stadt beherrschenden Höhen tief in die Insel einschneidet. Hat man den Höhengrat zwischen der Stadt Mytilini und dem Golfe erreicht, so geniefst das Auge eine jener unvergleichlichen Fernsichten, an denen der Orient so reich ist. Im Osten erblickt man die langgezogene Bergküste Kleinasiens, die glänzende Meerenge zwischen Lesbos und dem Festlande, den Hafen von Mytilini und ihm gegenüber mächtige Ölwaldungen, die, von Dörfern und Landhäusern belebt, sich am Abhange des Berges hinziehen. Im Westen ist das Bild kleiner und lieblicher; der Golf von Jera, rings von grünenden Bergen umschlossen, liegt wie ein Binnensee vor uns; der Ausgang in die See ist dem Auge verborgen. Einen besonderen Reiz erhält das Bild durch die reiche Vegetation, welche die sichtbaren Höhen, Abhänge und Gestade bedeckt; der zähe Ölbaum hat hier die Berge bis zur Spitze erobert. Jenseits des Golfes blitzen aus Ölwäldern vier stattliche Dörfer hervor: Skopalós, Mesagrós, Papádos und Plakádos. Die Landschaft hat grofse Ähnlichkeit mit der Umgebung des vielbewunderten Sees Kalikiópulo in Korfu.

Der Plan einer gröfseren Tour durch die Insel mufste wegen des abscheulichen Regensturms aufgegeben werden; doch benützte

ich die Zeit, um unter anderem auch das Gymnasium möglichst gründlich kennen zu lernen. Zuerst hörte ich in der obersten Klasse eine von dem Direktor erteilte Lektion, in welcher ein Gesang der Odyssee kursorisch behandelt wurde, dann eine Erklärung des ersten Buches des Thukydides. Der Lehrer legte das Hauptgewicht auf den Sinn und auf das Verständnis der künstlerischen Komposition; in einer griechischen Schule berührt das besonders angenehm; denn durch die zahlreichen Schüler von Kontos, welche, wie es häufig geht, die Richtung ihres Lehrers mifsverstehen und übertreiben, droht die Altertumswissenschaft in Griechenland immer mehr in einer Geist und Herz tötenden, rein grammatikalischen Schulung aufzugehen. In der äufseren Erscheinung der Schüler bemerkte ich einen nicht unerfreulichen Gegensatz zu denen von Chios. Die dortigen Primaner, meist reiche Kaufmannssöhne, sind modisch und manche sogar stutzerhaft gekleidet; die hiesigen dagegen erscheinen einfach, fast ärmlich, machen aber einen weit solideren Eindruck. Einer, der eine schwierige Stelle des Thukydides sehr wohl erklärte, trug sogar noch Pumphose und Fefs, was sonst in den höheren Klassen ziemlich verpönt scheint.

Von der obersten Klasse ging ich in eine

der untersten, nämlich in die dritte Klasse der mit dem Gymnasium verbundenen Volksschule. Der Lehrer erklärte den 9—10jährigen Knaben eben ganz verständig die Aoristbildung der Verba liquida. Hernach wurde aus einer Chrestomathie etwas über Theseus und antike Opferweise gelesen und erläutert; das Büchlein „σειρὰ ἀναγνωσμάτων" von Georgalás und Polybios, in Konstantinopel „mit Erlaubnis des Ministeriums des Unterrichts" herausgegeben, ist leider durch einige grauenerregende Holzschnitte entstellt, in denen Zeus und andere Götter kaum wiederzuerkennen sind. Es könnte doch keine übermäſsigen Kosten verursachen, wenn die Herausgeber solcher für den Unterricht bestimmten Bücher sich aus Deutschland einige Holzstöcke der in unzähligen Abbildungen verbreiteten Göttertypen kommen lieſsen. Was aber in dieser Beziehung dem griechischen Publikum noch geboten werden darf, haben jüngst die Illustrationen in der griechischen Kunstgeschichte von Kavadias in so erschreckender Weise bewiesen, daſs es fast unbillig erscheinen kann, von kleinen Elementarbüchern zu fordern, was nicht einmal in einem groſsen, der Wissenschaft gewidmeten Werke erreicht ist.

Die Bibliothek des Gymnasiums besitzt auſser reichen Hilfsmitteln für Philologie

und Geschichte auch einige Handschriften; leider enthalten sie nur kirchliche Litteratur, besonders Evangelien und Martyrologien. Da das vor 40 Jahren errichtete Gebäude, welches die Volksschule, die „hellenische Schule“ und das Gymnasium vereinigt, seinem Zweck nicht mehr genügt, so wird die Gemeinde demnächst ein nach europäischem Muster eingerichtetes Gymnasium erbauen. Mit besonderer Befriedigung gewahrte ich eine wohlausgestattete Turnanstalt, in welcher ein fachmännisch gebildeter Lehrer sämtlichen Klassen Unterricht erteilt. Die Ausbildung des Körpers war bisher in den griechischen Schulen — so unhellenisch als möglich — fast gänzlich vernachlässigt.

Auch in Lesbos konnte ich mich von dem allgemeinen Interesse überzeugen, mit welchem die Griechen die Entwickelung ihrer Sprache verfolgen. Bei einer unserer abendlichen Zusammenkünfte führte ich mit einem jungen Kaufmann ein Gespräch über die politischen Verhältnisse des Orients; allmählich glitt die Rede von der Politik auf die Frage der griechischen Schriftsprache. Zu meiner Verwunderung wufste der Mann über Vor- und Nachteil der Richtung des Professors Kontos sehr hübsch zu disputieren, äufserte sich gegen die allgemeine Sprachpedanterie und zeigte sogar in der

einschlägigen Litteratur einige Kenntnisse. Das wird jeder, der viel mit Griechen verkehrt hat, bemerkt haben, dafs selbst Leute, deren Berufszweige von der Wissenschaft fern abliegen, etwas Philologisches, häufig sogar die pedantische Seite des Philologen an sich haben. Wie oft hörte ich Geschäftsleute, Ärzte, Juristen über Etymologie, über Fragen der Litteratur, über das unglückselige Thema der griechischen Aussprache u. dgl. mit regstem, freilich meist sehr unfruchtbarem Eifer verhandeln. Einen ganz ungebildeten älteren Handelsmann aus einer Gegend von Kappadokien, wo die Griechen ihrer Sprache verlustig geworden sind, fragte ich einmal: „Du bist aus der Anatoli?"; er antwortete fast entrüstet: „Ja, aus Kleinasien; Anatoli ist ein türkisches Wort." Der Arme konnte nicht wissen, dafs Anatoli im Türkischen ein griechisches Lehnwort ist; aber für sein Bestreben, das Griechische rein und ohne Fremdwörter zu sprechen, legte seine Rede ein rührendes Zeugnis ab. So viel Falsches und Verkehrtes auch in dieser allgemeinen Regsamkeit mit unterlaufen mag, so giebt sie uns doch die sicherste Garantie für die Zukunft des Volkes. Namentlich gründet sich auf diese allseitige Teilnahme die Hoffnung, dafs auch die verwickelte Sprachfrage eine endgültige und heilsame

Lösung finden werde. Auch über religiöse und metaphysische Dinge habe ich oft Leute sehr ernsthaft reden hören, denen ich ein Interesse für solche Gebiete niemals zugetraut hätte; freilich bleibt die Kontroverse meist auf der Oberfläche, und die Leute haben die unüberwindliche Gewohnheit, auf das, was man ihnen einwirft, nicht zu horchen, sondern ihren eigenen Gedankengang hartnäckig weiter zu verfolgen. Diese liebenswürdige Eigenheit ist aber bekanntlich nicht nur Besitztum der Griechen, sondern aller Leute, denen es an logischer Schulung gebricht, weshalb sie denn auch beim zarten Geschlecht völlig international und unausrottbar scheint.

Auf die Stadt Mytilini wendet Conze im Jahre 1858 das Witzwort eines Franzosen an: „Propre au dehors, sale au dedans — C'est la devise de l'Orient.“ Seit jener Zeit mufs sich sehr vieles gebessert haben; denn gegenwärtig macht Mytilini, mit Ausnahme der von den Türken bewohnten Schmutzgassen, einen durchaus reinlichen Eindruck, und überall tritt der Sinn für eine behagliche, nette Häuslichkeit hervor. Wahrscheinlich hat das grofse Erdbeben (1865), welches viele Neubauten nötig machte, in dieser Beziehung einen heilsamen Einflufs ausgeübt. Obschon ich zur schlimmsten Jahres-

zeit in der Stadt weilte, habe ich die Häuser, Strafsen und Plätze nicht viel schmutziger gefunden als in einer deutschen Stadt gleicher Gröfse.

Interessanter als die Betrachtung der Wohnstätten des modernen Lesbos ist das Studium der heutigen Typen. Die Männer tragen die schönsten und kräftigsten Gesichter zur Schau, die ich in Griechenland bemerkt habe; ihr Typus ist einheitlich und charaktervoll und erinnert vielfach an schöne italienische Formen. Einen merkwürdigen Gegensatz dazu bildet die weibliche Bevölkerung, in der allzu harte, energische, fast männliche, häufig unschöne Züge überwiegen. Auch die Tracht erhöht den ungünstigen Eindruck. Zahlreiche Weiber aus dem Volke tragen weite bis an die Knöchel reichende Pumphosen, die sich von denen der Männer nur durch die gröfsere Länge unterscheiden. Solch ein bebeinkleidetes Weib (nach dem Lokalausdruck „μία βρακοῦ“) sieht nun allerdings abscheulich aus, und die emancipationssüchtigen Engländerinnen, welche für die allgemeine Einführung der Männertracht agitieren, könnten hier von ihrer Thorheit gründlich geheilt werden. Man fühlt sich versucht, die „lesbische Liebe“ mit diesem Mangel an echt weiblichem Reize in Zusammenhang zu bringen.

Auch die Sappho wird man sich (trotz den modernen Litterarhistorikern) schwerlich als eine liebreizende Weiblichkeit, sondern eher als solch eine unschöne, männliche Erscheinung zu denken haben, deren glühende Leidenschaft im eigenen Geschlechte zu finden sucht, was die stolzen Jünglinge ihr nicht gewähren.

Der Typus und die sonstige Eigenart der heutigen Bewohner von Lesbos tritt besonders scharf hervor, wenn wir sie mit den Einwohnern der schönen Nachbarinsel Chios vergleichen. Schon ihre äufsere Erscheinung, die als weichlich und beweglich bezeichnet werden kann, sticht bedeutend ab von der derben Fülle, der langsamen Gemessenheit der Lesbier. Die Chioten sind ein lebhaftes, hurtiges und schmiegsames Volk, das aber unter allen Griechen den Handel im gröfsten Stil zu betreiben versteht. Die Bevölkerung von Mytilini ist plumper, derber, weniger anstellig und widmet sich fast ausschliefslich dem Anbau des Landes, der Zucht des Ölbaumes und des Weinstockes. Die Leute haben etwas Positiveres, fast möchte ich sagen, etwas Solideres als die Chioten, deren Findigkeit, aber auch Schlauheit sprichwörtlich ist; freilich scheint ihr Charakter auch trockener und prosaischer als der chiotische, dem poetischer Reiz, aber

auch poetische Luftigkeit beiwohnt. Im griechischen Freiheitskampfe liefsen sich die Chioten durch einen Haufen Samier, die in Chios landeten, in schöner Begeisterung zum Aufstand hinreifsen, ohne dafs sie ihre schwachen Mittel, den verhängnisvollen Mangel an Kriegsmaterial und an Streitkräften überlegten. Die Lesbier zeigten sich auch hier als vielleicht etwas prosaisch, aber praktisch denkende Leute. Die völlig exponierte Lage ihrer Insel schien ihnen eine Teilnahme an der Bewegung nicht rätlich zu machen, und die Insel blieb ruhig; die Leute bearbeiteten ruhig weiter ihren Acker und ihren Weinberg, ohne sich um den Thatendrang und die Leiden ihrer Landsleute viel zu kümmern. So haben sie sich freilich auch der strahlenden Glorie begeben, welche die Nachbarinsel für ewige Zeiten adelt. Der Chiote schweift in die Ferne, kühne Spekulationen sind sein eigentliches Gebiet; der Lesbier haftet viel mehr an der Scholle und sucht mit dem schon wirklich Vorhandenen zu operieren. Ich möchte einen Vergleich wagen, der sicherlich nicht mehr hinkt als so viele andere: der Chiote ist der griechische Rheinländer und Schwabe, der Lesbier ganz und gar Westfale und Altbayer.

Lesbos war im Altertum von Äoliern, Chios von Ioniern bewohnt. Ich mufs es

nun allerdings dem Leser überlassen, diese historische Thatsache mit dem geschilderten Unterschied der heutigen Bevölkerung beider Inseln enger oder loser zu verknüpfen. Ich bin prinzipiell ein Gegner allgemeiner Urteile über Völker und Stämme und habe daher nur Thatsachen angeführt, die sich auf eingehendste Beobachtung einer grofsen Menge von Individuen und auf die allgemeine Ansicht gebildeter und ungebildeter Griechen über beide Inseln stützen. Den Glauben an diese Fakten kann ich mit gutem Gewissen verlangen; sie haben sich mir aufgedrängt, ehe ich an die alten Bevölkerungsverhältnisse dachte. Zur Annahme der weiteren ethnographischen Folgerung auf den unmittelbaren Zusammenhang mit dem Altertum, welcher mir Überzeugung ist, kann ich niemanden nötigen. Wer den noch immer sehr landläufigen Köhlerglauben an die völlige Slawisierung, Albanisierung, Frankisierung, Turkisierung des griechischen Blutes teilt, wird sich selbst über so auffallende Dinge mit leichter Mühe wegtäuschen; wer dagegen ohne Voreingenommenheit die Wahrheit sucht und den Charakter der alten Äolier und Ionier, soweit unsere Hilfsmittel das ermöglichen, vergleichend betrachtet, wird meine Andeutung für mehr als leeres Hirngespinst nehmen.

Mein Plan war, mit der nächsten Gelegenheit nach Konstantinopel zu reisen. Der Termin, an welchem das nach dem Bosporus bestimmte Schiff der Gesellschaft Kurtsi erwartet wurde, war aber schon längst herangekommen, ohne dafs sich der Dampfer erfragen liefs oder auch nur telegraphisch angekündigt war. Erst nach drei lästigen Wartetagen konnte ich ein Schiff einer anderen Gesellschaft benützen. Diese Unregelmäfsigkeit in der Verbindung erschwert das Reisen auf den griechischen Inseln besonders im Winter und macht die Durchführung bestimmter Reisepläne unmöglich. Man verliert die kostbarste Zeit und kann doch keine gröfseren Unternehmungen wagen, da man sonst Gefahr läuft, das verspätete Schiff endlich doch noch zu versäumen. Ein kleiner Trost wurde mir aber doch. An dem Tage, an dem ich programmmäfsig den Dardanellen hätte zueilen sollen, kam der mir von München her befreundete, in Deutschland wohlbekannte Maler G. Jakobides von seinem auf der Westseite von Lesbos gelegenen Heimatsdorfe Chidira in die Hauptstadt. Eine traute Gesellschaft alter Freunde und Bekannten sammelte sich mit ihm in der kleinen Locanda, und im gegenseitigen Austausch unserer Reiseerlebnisse flofs die Zeit schnell dahin. Für ihn war der dreiwöchentliche

Aufenthalt in der Heimat eine Zeit schwerer Prüfung gewesen; alles hatte Bilder verlangt, jeder „nur ein einziges, was es auch sei, am liebsten ein Porträt“, und der treffliche Mann wäre für viele Jahre hinaus der Verlegenheit enthoben gewesen, mit Kunsthändlern zu verkehren, wenn er den Bittstellern etwas versprochen hätte.

An einem anderen Tische des kleinen Speisezimmers spielte sich eine halb ergötzliche, halb wehmütige Scene ab, an der auch wir wenigstens passiv teilnehmen mufsten. Ein älterer Mann mit scharfen, ausdrucksvollen Zügen und wallendem Haupthaare, in seinem Äufsern und seinen Bewegungen ganz Typus eines herabgekommenen Schauspielers, hielt der Gesellschaft in pathetischer Deklamation Vorträge über die Verderbnis und Nichtsnutzigkeit der Welt; sie sollte eigentlich Weltlein heifsen, nicht Welt (κοσμάκις, οὐχὶ κόσμος), war die fixe Idee, die der arme Narr mit Leidenschaftlichkeit stets wiederholte; das All ist in dem Nichts und das Nichts ist in dem All; diesen und ähnliche verrückte Gedanken führte er zur Erheiterung seiner Tischgenossen in immer neuen Variationen aus. Seinem Tischnachbar, der sich beklagte, dafs er ihn mit seinen Worten beleidige, schrie er mit unnachahmlich geringschätziger Geberde entgegen: „Du bist

nicht zu beleidigen“ (εἶσαι ἀπρόσβλητος). Endlich trat er zu meinem Freunde Jakobides und sprach zu ihm: „Wenn ich dich erblicke, so erhalte ich Schwingen und erhebe mich in höhere Gefilde.“ Die Griechen trieben mit dem Manne viel Scherz, wie denn überhaupt der Verrückte im Orient wenig bemitleidet wird. Wie ich erfuhr, war der Arme früher Advokat und machte sich auch als Dichter bekannt; unter anderem verfaſste er ein Lustspiel, betitelt „Ὁ ἄνθρωπος, κωμῳδία ἐπὶ κωμῳδίας („Der Mensch, eine Komödie über eine Komödie“).

Am letzten Tage meiner Anwesenheit erlebte ich noch zwei kleine Fälle, die so recht ad oculos demonstrieren können, wie sehr sich der Reisende hüten muſs, — nach der von vielen beliebten Sitte — aus einzelnen Vorkommnissen allgemeine Schlüsse zu ziehen. Da das französische Schiff erst nachmittags erwartet wurde, benützte ich den sonnigen Morgen zu einem Spaziergange auf den über der Stadt gelegenen Höhen. An dem kleinen byzantinischen Aquädukt vorbei kam ich auf eine mit Ölbäumen bepflanzte Hochebene. Hier begegneten mir drei halbwüchsige wohlgenährte Burschen, von denen einer eine Vogelflinte trug. Ohne viel Umstände ging einer auf mich los und sagte: „Gieb mir 10 Paras, damit ich mir Brot kaufe!“ —

„Welche Bettelei, welche Unverschämtheit! Ja, so sind die heutigen Lesbier u. s. w. u. s. w.!" notiert sich der pedantische Tourist in sein Tagebuch. Die „Rettung" der Insel übernahm für dieses Mal durch einen Zufall ein unmündiges Kind. Auf dem Rückwege sah ich vor einer ärmlichen Hütte in einem Viertel der Vorstadt eine allerliebste Scene: ein etwa fünfjähriges Mädchen reinigt dem kleinen Bruder, der ihr auf dem Schofse sitzt, das Schmutznäschen. Ich fragte sie, wie alt sie sei, ob sie in die Schule gehe, ob das Brüderchen brav sei, und was man derlei mehr von einem Kinde erforschen kann. Mit naiver Offenheit erzählte sie, der kleine Dimitri sei noch nicht „stubenrein", sie thue solches nicht mehr u. s. w.; als ich ihr aber beim Weggehen eine Münze schenken wollte, wies sie das Geld mit Entschiedenheit, ja mit einer gewissen Entrüstung zurück.

XIX.

Nach fröhlicher Abschiedsfeier begab ich mich abends 10 Uhr an Bord des „Balcan“ der französischen Gesellschaft Fraissinet; Bernardakis und die übrigen griechischen Freunde geleiteten mich auf das Schiff. Schon am frühesten Morgen weckte die Reisenden das Geräusch, welches das Aufrollen der Ankerketten und die übrigen Vorbereitungen zur Abfahrt verursachten. Ich hatte fürwahr keinen Grund über die Unterbrechung des Morgenschlafes zu grollen. Niemals habe ich im Orient einen Sonnenaufgang von solcher Majestät und in so herrlicher Umgebung erblickt. Wie ein goldleuchtendes Eldorado in geheimnisvollen Schimmer gehüllt zieht in weitester Ausdehnung das anatolische Küstenland an uns vorüber. Die feingeschnittene Gebirgskette, deren Linienpracht allein hinreicht, den Beschauer zur Bewunderung hinzureifsen, spielt in den mannigfachsten Tinten des reinsten Goldes, des intensivsten Rots und eines reinen

tiefen Blaus. Zur Linken sehen wir die reichbebauten Hänge von Lesbos. Hier beginnt, nachdem wir über die der Stadt zunächstliegenden Höhen hinausgekommen sind, eine eigenartige Terrainformation. Seltsame, wie mit dem Messer geebnete Hochplatten, durch scharfe Einsenkungen und plötzliche Abfälle unterbrochen, ziehen sich bis zum Norden der Insel, wo ein mächtiger Doppelberg abschliefst. Ganz im Gegensatz zu den übrigen Inseln des Archipels sind die erwähnten Hochterrassen und selbst die Gipfel der Berge mit Bäumen bewachsen, die bald dichter stehen, bald in weiten Zwischenräumen die einförmigen Linien unterbrechen. Der Reisende, der längst an die kahlen, scharfen Profile der griechischen Inselwelt gewöhnt ist, empfindet hier einen eigentümlich heimischen Eindruck; er ahnt, dafs auf jenen Hochflächen gesittete und fleifsige Menschen wohnen. Mir kam beim Blicke auf die breitästigen Bäume, welche hier auf einsamer, vom Nordsturm umbrauster Bergeshöhe stehen, das grofsartige Fragment der lesbischen Dichterin in den Sinn:

Ἔρος δαὖτ' ἐτίναξεν ἔμοι φρένας,
ἄνεμος κατ' ὄρος δρύσιν ἐμπέσων.

(Eros hat wiederum mein Herz ergriffen, wie der Sturmwind, der sich auf Bergeseichen stürzt.)

Jenseits des erwähnten Doppelberges ändert sich das landschaftliche Bild; ein wohlbewachsenes Hügelland schliefst sich an, hinter dem da und dort, an Farbe und Form seltsam abstechend, nackte, scharfe Kalkspitzen emporragen. Mit wunderbarer Schärfe zeichnet sich jeder Baum und jeder dieser Felsenriffe gegen den goldig schimmernden Horizont ab. Als endlich das stolze Gestirn des Tages aufblitzte, verloren die Konturen der asiatischen Berge an Deutlichkeit und hüllten sich allmählich in mystischen, aus Goldgelb und Stahlgrau gemischten Nebelduft.

Das Schiff biegt nach Westen um die Nordseite von Lesbos; der Insel gegenüber liegt an der asiatischen Küste das neuerdings wiederum so viel genannte Assos. Die Amerikaner haben hier vor einigen Jahren umfassende Ausgrabungen vorgenommen, deren Resultate demnächst von dem Leiter des Werkes, J. Clarke, in einem gröfseren Werke veröffentlicht werden sollen. Zur Linken erscheint alsbald auf niederem Vorberge das Städtchen Molyvo, das alte Methymna. Der kleine Ort wird von einem türkischen Kastell beherrscht. Der ganze Burghügel ist kahl, wie auch die umgebenden Höhen des für die übrigen Teile von Les-

bos so charakteristischen Baumwuchses entbehren.

Wir gelangen in die enge Meerstrafse, welche die berühmte Insel Tenedos vom Festlande scheidet. Tenedos macht einen höchst ungünstigen Eindruck; auffallend flach und baumlos, besitzt die Insel nur im Norden eine kegelförmige Erhebung, auf der ein Dutzend Windmühlen stehen. An der Nordspitze des Eilands liegt ein kleiner Ort mit der unvermeidlichen Citadelle; im verwahrlosten Hafen ankern einige Segelboote. Zur Rechten dehnt sich, durch die am Strande liegenden Hügelgräber deutlich markiert, das heute von schaurigem Nordsturm umbrauste Gefilde von Troja; im Hintergrund wird die welthistorische Ebene durch einige mit Schnee bedeckte Berge abgeschlossen. Westlich taucht die mächtige Imbros aus den Fluten. Wir nahen den Dardanellen; über ein Dutzend Dampfer aller Nationen eilen im Verlaufe einer Stunde an uns vorüber, andere streben demselben Ziele zu wie wir. Das Schiff hält vor dem Hauptorte der Dardanellen, Chanak-Kalessi, einem wohlgebauten Städtchen mit europäischen Häusern und stattlichen Magazinen. Die Riesenkrahne des Schiffes vollziehen einige Stunden lang ihre gleichmäfsigen Drehungen und heben eine Unzahl von Kisten und

Ballen aus dem Schiffe und in das Schiff. Erst die hereinbrechende Nacht findet uns auf der Propontis.

Die Reisegesellschaft war diesmal nicht dazu angethan, von dem vollen und reinen Genusse der Natur abzuziehen; aufser den Beamten des Schiffes fanden sich an der Tafel nur noch zwei sehr langweilige Griechen. Unter ersteren war ein alter, höchst drolliger Herr, der echte französische Prud'-homme, dessen Reden uns viel Scherz bereiteten. Als die Griechen aus meinem Gespräche mit den Franzosen mein Deutschtum erfahren hatten, fingen sie an in ihrer Sprache, deren geringe Verbreitung oft für einen undurchdringlichen Schild gegen jedes Verständnis gehalten wird, Bemerkungen über meinen angeblich nicht monopolistischen Tabak und über die Dicke meiner Brillengläser auszutauschen.

Wiederum erweckt uns das unbarmherzige Rollen der Ankerkette. Wir sind in Konstantinopel. Der erste Blick auf die vielgerühmten Städte, die das Goldene Horn einschliefsen, entsprach nicht den gehegten Erwartungen. Auf den rings um uns gelagerten Häusermassen lag ein dichter Nebel; der Rauch zahlreicher Dampfschlöte zu Wasser und zu Land stieg säulenförmig aus dem weiten Dunstkreise empor. Doch waren

wenigstens einzelne Minarets und der Turm von Galata zu unterscheiden. Zahlreiche Hotelvermittler, die mich zu meiner Überraschung meist sofort deutsch ansprachen, drängten sich um die Reisenden; ein pfeilschnelles Boot entrifs mich rasch dem Gewühle. Obschon mein Pafs erwies, dafs ich eben aus einem türkischen Hafen kam, wurde mein Gepäck im Zollhause einer unerhört peinlichen Visitation unterzogen; endlich wurden fünfzehn philologische und historische Bücher, sowie ein kleiner Taschenrevolver, der während der ganzen Reise friedlich im tiefsten Grunde meines Handkoffers geschlummert hatte und infolge dessen schon ganz verrostet war, als unerlaubte Ware mit Beschlag belegt. Meine Vorstellungen über die Harmlosigkeit der Bücher hatten nur den Erfolg, dafs ich vorläufig eines derselben — einen roteingebundenen Baedeker — zurückeroberte. Die übrigen Schriften könne ich abholen, nachdem sie auf der Censurbehörde untersucht seien.

Konstantinopel, der grofsartige Mittelpunkt orientalischer Kultur, durch die Geschichte geadelt wie wenige Städte der Welt, war nun 8 Tage hindurch der Zielpunkt eifriger Studiengänge. Nachdem ich in einem der europäisch eingerichteten, freilich auch mit sehr europäischen Preisen ausgestatte-

ten Hotels in Pera Wohnung genommen, begab ich mich sofort zu meinem Gastfreund aus Kalymnos, meinem treuen Berater in Chios, Herrn Dr. M. Karabokyru, der in der Hauptstadt seine Praxis ausübt. Er führte mich in das griechische Patriarchat, als dessen jetzigen ersten Sekretär ich einen alten Studienfreund von Leipzig begrüſsen konnte. Im Empfangssalon wimmelte es von geistlichen Würdenträgern; die Bischöfe von Smyrna, von Saloniki und andere aus der Provinz nach Stambul gekommene höhere Geistliche wurden vorgestellt. Auch verschiedene griechische Kaufleute und andere Laien waren zugegen. Ich konnte hier wie oft die vertrauliche Art beobachten, mit der die griechische Bevölkerung, die Gebildeten nicht ausgenommen, mit ihrem Klerus verkehrt. In Deutschland ist es so weit gekommen, daſs es in vielen Kreisen als Zeichen einer besonderen Geistes- und Herzensbildung gilt, gegen die höhere und niedere Geistlichkeit eine möglichst „patzige“ oder verächtlich herablassende Stellung zu bewahren. Das gemütliche Verständnis, welches im griechischen Orient zwischen Klerus und Bevölkerung herrscht, hat mich unseren heimatlichen Zuständen gegenüber immer angenehm berührt. Freilich ist nicht zu vergessen, daſs der Hauptgrund dieser

Erscheinung in dem Gegensatz gegen die andersgläubigen Herrscher liegt, welcher Kirche und Volk enge verbindet. Im freien Griechenland, wo der gemeinsame Gegner nicht mehr in unmittelbarer Nähe steht, droht in dem Verhältnisse zwischen den Gebildeten und der Geistlichkeit schon europäische Sitte einzureifsen.

Nachmittags wanderte ich wieder nach Galata, um das über meine Bücher gesprochene Verdikt entgegenzunehmen. Das Paket lag noch uneröffnet in einer schmutzigen Wachtstube, und ich erhielt die Weisung, des nächsten Tages wiederzukommen, da der Büchercensor nicht da sei. Als ich sehr lebhaft und unter allerlei Berufungen auf angebliche Freunde im Konsulat und in der Gesandtschaft erklärte, dafs ich die kostbare Zeit in Konstantinopel zu anderen Dingen verwenden müsse als zu endlosen Besuchen des Zollhauses, stellte sich heraus, dafs der Bücherinquisitor doch zu finden war und sogar ganz regelrecht in seinem Bureau safs. Er musterte meine Bücher und konfiszierte zwei derselben als staatsgefährlich; es waren die „Χιακά“ von Blastós und das Trauerspiel „Euphrosyne“ von D. Bernardakis. Vergeblich beteuerte ich, dafs ich sie nicht verkaufe und zeigte, dafs es gebrauchte und mit meinem Namen versehene Exemplare

seien. Noch schwieriger war es den Revolver zurückzuerhalten; man erklärte mir kategorisch, die Kanzlei, in der er liege, werde heute nicht mehr geöffnet. So war ich verurteilt, auch den nächsten Vormittag zu opfern. Nach langem vergeblichem Fragen fand ich am nächsten Tage den Revolverbeamten in einer düsteren, schmutzigen Kammer, wo er eben einige Freunde mit Kaffee und Tabak bewirtete. Von ihm erfuhr ich, dafs die Einfuhr von Revolvern verboten sei; ich könne die Waffe erst erhalten, wenn ich abreise. Umsonst bemerkte ich ihm, dafs zur Zeit meiner Abreise sein Amtszimmer vielleicht wiederum geschlossen sein werde, vergeblich begründete ich mein Verlangen mit der Unsicherheit der Umgebung von Konstantinopel, wo in der That kurze Zeit vor meiner Ankunft ein junger Österreicher ermordet worden war, vergeblich stellte ich ihm vor, dafs in Galata und Pera Schufswaffen aller Art in grofsen Magazinen zum öffentlichen Verkaufe ausgestellt seien. Der böse Mann liefs sich nicht erweichen, und ich war endlich genötigt, durch verschiedene Gänge in das deutsche Konsulat noch einen weiteren Tag zu verlieren, bis ich durch die liebenswürdige Bemühung unseres Konsuls und seines Dragomans, Dr. Mordtmann, sowohl die zwei

Bücher als auch die elende Pistole wiederum meinem Koffer einverleiben konnte. Wenn selbst jetzt der von einer großen Macht geschützte Reisende solchen heillosen Plackereien ausgesetzt ist, was mag da früher alles vorgekommen sein und wie mag es den türkischen Unterthanen selbst heute noch ergehen! Ich kann bei dieser Gelegenheit einen heißen Wunsch nicht in den unfruchtbaren Lenden schweigender Rücksicht ruhen lassen: möchten alle Deutschen, welche aus bösem Willen oder aus Mangel an Verstand die Wiederherstellung des Reiches als ein fatales Ereignis betrachten, recht oft in weiter Fremde an ihrer eigenen Haut erleben, was es für das machtlose Individuum bedeutet einem mächtigen Staate anzugehören.

Schon am ersten Abende sollte ich die geistige Regsamkeit der Hellenen in dieser größten griechischen Stadt von ihrer besten Seite kennen lernen. Herr Papadópulos Kerameus, den ich im Patriarchat kennen gelernt hatte, führte mich in eine Versammlung des „philologischen Syllogos von Konstantinopel“, der größten litterarischen Gesellschaft des ottomanischen Reiches. In ganz anderer Weise als in Smyrna, wo ich am ersten Abende eine in München spielende Tragödie sah, wurde ich hier an das liebe

Vaterland erinnert. Der Vorstand der Gesellschaft, Herr H. Basiadis, hielt einen Vortrag über die pädagogischen Ideen im „Wilhelm Meister“. Das interessante Thema wurde klar und verständig entwickelt. Wäre das nur auch in einer frischeren und nicht so übermäſsig mit altgriechischen Dativen und anderen toten Formen belasteten Sprache geschehen! Durch diese Pedanterie begeben sich derartige Vorlesungen einer allgemeineren Wirkung.

Der Reisende, welcher gewohnt ist fremde Städte selbständig zu durchwandern und zu studieren, bemerkt in Konstantinopel zu groſser Betrübnis, daſs er hier mit Hilfe von Plänen und Beschreibungen sich nicht zurechtfindet, selbst wenn er den gröſsten Verlust an Zeit nicht scheuen würde. Er muſs sich dazu bequemen, einen der geschäftsmäſsigen Ciceroni zu mieten, welche in den Gasthöfen ihre Dienste anbieten. In solch interessanter Gesellschaft wird er dann wie ein englischer Tourist nach einem stereotypen Programm durch die Stadt gehetzt. Um so glücklicher schätzte ich mich, durch die Vermittelung meiner Freunde einen gebildeten und mit der Topographie der Stadt wohlvertrauten Mann zu finden, der mich auf meinen wiederholten, ausgedehnten Wanderungen durch und um Stambul mit uner-

müdlicher Aufopferung begleitete. Der liebenswürdige Führer war Herr Gedeon, Redakteur der vom Patriarchat herausgegebenen Zeitung „Kirchliche Wahrheit". Er hat selbst eine Beschreibung von Konstantinopel verfafst, die jedoch nicht veröffentlicht werden konnte; nachdem etwa zehn Bogen abgezogen waren, wurde der Druck durch die Censurbehörde sistiert.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, die reiche Welt des alten und mittelalterlichen Byzanz, die in neuester Zeit verschiedene treffliche Darstellungen erfahren hat, dem Leser auch nur in den allgemeinsten Zügen vorzuführen; ebenso wenig kann ich der Geschichte und Topographie dieser in ihren Schicksalen einzigen Stadt näher gedenken. Doch mag es vergönnt sein, aus dem grofsen Ganzen einige Punkte herauszuheben. Unter allen Denkmälern des christlichen Altertums, an denen Stambul so reich ist, verdient neben der Hagia Sophia eine ganz besondere Aufmerksamkeit die jetzt in eine Moschee (Kachrié Dschamí) verwandelte Kirche des alten „Landklosters", der μονὴ τῆς χώρας. Die hier erhaltenen Mosaikgemälde müssen jeden, der an die Steifheit der byzantinischen Malerei gewöhnt ist, geradezu überraschen. Wir bewundern hier eine lebensfrische Wahrheit, die an die besten

pompeianischen Gemälde erinnert. Sie stammen offenbar aus einer Zeit, da die byzantinische Malerei den lebendigen Zusammenhang mit der Antike noch nicht verloren hatte. Eine der würdigsten und interessantesten Aufgaben, welche die Geschichte der Kunst noch zu erfüllen hat, ist eine kritische Darstellung der Zusammenhänge, welche die letzten Ausläufer der antiken Malerei mit der byzantinischen und altitalienischen verbinden. Neben den noch vorhandenen Mosaikbildern, besonders denen von Ravenna, wären für diese Untersuchung von gröfster Wichtigkeit die Illustrationen der ältesten Handschriften. Leider wird gerade hier die Forschung durch die Zerstreutheit des unedierten Materials ungemein erschwert. Ein Stück von hervorragender Bedeutung für die Frage liegt z. B. in der Klosterbibliothek von Patmos; es ist der prachtvolle, dem 9. Jahrhundert angehörige Codex, der das Buch Job enthält. Die Zeichnung der hier dem Texte beigefügten Bilder erinnert sehr lebhaft an die campanischen Vasengemälde späterer Zeit. Hier wäre also eine, wenn auch leicht geschürzte Anknüpfung gegeben. Eine ähnliche Anlehnung an die Antike bemerkte ich in einem Relief, welches gegenwärtig in eine alte Mauer in der Nähe des „Jägerthores“ (πύλη τοῦ κυνηγοῦ)

eingelassen ist; die Skulptur stellt einen Engel in Lebensgröſse (v. v.) dar und zeigt, weniger in der Behandlung des Reliefs als in der Zeichnung, antiken Charakter.

Die zwei einzigen öffentlichen Sammlungen, welche Konstantinopel besitzt, sind das Museum der Altertümer und — das Janitscharenmuseum. Das erstere verdankt seine Entstehung und Einrichtung dem Beispiele und Einflusse der Kulturnationen; das letztere ist eine echt türkische Schöpfung — aber es ist auch darnach. Früher war der Eintritt in das archäologische Museum nur durch diplomatische Vermittelung möglich. Jetzt ist dasselbe gegen ein kleines Eintrittsgeld jedermann zugänglich; an den alten Zustand erinnert nur noch das geistreiche Verbot im Museum zu schreiben oder zu zeichnen. Ein gewisser Gould hatte im Jahre 1871 einen kleinen Katalog des Museums veröffentlicht; doch ist derselbe so antediluvianisch, daſs er uns wenig nützt. Das Bedürfnis nach einer wissenschaftlichen, mit guten Abbildungen versehenen Beschreibung des Museums ist noch immer nicht befriedigt. Wie ich in Athen gehört habe, gehen Stipendiaten des Deutschen Instituts mit dem Gedanken um, diese empfindliche Lücke auszufüllen. Zu den für uns gegenwärtig interessantesten Stücken

des Museums gehört eine 3 dm dicke Reliefplatte, welche ein Stück einer Gigantomachie darstellt, nämlich einen zurückgebeugten Giganten mit Schlangenschweif und Flügeln.

Eine Dame in Smyrna hatte mir die Pracht des Janitscharenmuseums in glühenden Farben ausgemalt; meine Erwartungen waren daher immerhin einigermafsen gespannt, als ich das unscheinbare Gebäude betrat. Die Sammlung hat den Zweck, die Uniformen des von Sultan Mahmud II. abgeschafften Janitscharenmilitärs, sowie die Trachten der Hofchargen aus älterer Zeit zur lebendigen Anschauung zu bringen. Zu diesem Behufe sind Holzpuppen von ganz unglaublicher Häfslichkeit und Plumpheit mit echten Kostümen angethan. Zudem ist das Ganze so furchtbar verwahrlost und so ungünstig aufgestellt, dafs ich nach flüchtiger Betrachtung die Sammlung, mit welcher die Türken zur allgemeinen Erheiterung auf der Wiener Weltausstellung paradierten, mit einem wahren ästhetischen Schauder verliefs.

Durch einen deutschen Studienfreund, der seit vielen Jahren in Konstantinopel lebt, machte ich die Bekanntschaft einiger türkischen Journalisten, Mediziner und Offiziere. Das Französische war das leichteste

Mittel der Verständigung. Einer aus ihnen, der Redakteur des „Journal de Constantinople“, sprach sogar deutsch, so richtig und gewählt, wie man es selten von einem Fremden hört; er hatte in Leipzig studiert — und zwar im wahren Sinne des Wortes. Ich fand das Wesen dieser Leute offen und von einer gewissen Vornehmheit. Überhaupt ist nicht zu leugnen, daſs dem deutschen Gefühl der Türke als Individuum weit sympathischer ist als der Grieche und Armenier. Leider stehen die wirklich strebsamen und intelligenten Ottomanen, welche sich mit der europäischen Kultur mehr als oberflächlich vertraut gemacht haben, ganz vereinzelt in einer rohen und feindlichen Masse und vermögen daher den allgemeinen Niedergang nicht aufzuhalten.

Eines Abends führte uns einer der türkischen Freunde in echte tscherkessische Kaffeespelunken, die vor uns schwerlich je von dem Fuſse eines Europäers betreten worden sind. Wir sehen uns aus der feuchtkalten Straſsenluft plötzlich in eine spärlich beleuchtete, von Cigarrettendampf erfüllte Stube versetzt; an den vom Rauche und von den Jahren geschwärzten Holzwänden ziehen sich lange Bänke entlang, auf denen herrliche Männergestalten nach türkischer Weise kauern oder liegen; ein-

zelne haben auf niederen Stühlen Platz genommen; in einer Ecke brennt ein Herdfeuer, auf dem die stets neugefüllte Kaffeekanne steht. Ein schwarzbärtiger Geselle spielte eine Mandoline und zwei andere führten uns zu Ehren einen Tanz auf. Derselbe hatte auffallende Ähnlichkeit mit den Tänzen, die ich auf griechischen Hochzeiten sah; dieselbe Verwandtschaft bemerkt man zwischen dem griechischen und türkischen Gesange. Es entsteht hier nur die schwierige Frage, wer in der That der Entlehner ist. Wir traktierten die ganze Gesellschaft nach der üblichen Weise mit Kaffee und setzten unsere Rundreise fort, auf der wir überall die gleichen Dinge trafen: arme einfache Leute, die auf die harmloseste Weise der Welt ihren Abend verbringen; eine Mandoline, eine Tasse Kaffee, eine wehmütig klagende Weise, etwa noch das Schauspiel eines von Männern aufgeführten Tanzes ist alles, was sie verlangen. Wo finden sich in Europa die Lastträger, Lohnarbeiter, Handwerker, Bauern, denen so nüchterne Dinge genügten, um für die Mühe des Tages und der Woche zu belohnen? Überhaupt ist nichts unrichtiger, als die noch immer landläufige Vorstellung von dem märchenhaften Glanze und der geheimnisvollen Üppigkeit des Orients. Mit ganz ver-

einzelten Ausnahmen, die sich überall finden, ist das Leben im Morgenlande weit einfacher, unschuldiger, freilich auch weit geistloser und leerer als im Westen. Selbst die schon früher erwähnten Singspielhallen in Konstantinopel und Smyrna sind fast durchaus frei von dem verführerischen und sinnlichen Elemente, durch welches sie in Europa besonders auf unerfahrene und junge Leute einen so magischen Reiz ausüben.

Die seltsamen, bald tragischen, bald komischen Strafsenfiguren Stambuls lassen sich nicht beschreiben. Bei jedem Schritt sieht man Neues. Einmal aber bedauerte ich in der That, keinen Maler in meiner Gesellschaft zu haben. Ich kam eben von der Hagia Sophia, als mich eine in unsägliche Lumpen gehüllte oder, richtiger gesagt, mit Lumpen behängte alte, braune, scheufslich abgemagerte Bettlerin — die brennende Cigarrette im Munde — um Gottes willen bat, ihr eine Gabe zu reichen. Die drollige Ungereimtheit einer ausgehungerten Bettlerin, die eine feine Cigarrette raucht, existiert allerdings nur für das europäische Gefühl, dem Einheimischen fällt dergleichen nicht auf; denn hier raucht alles; selbst der Lastträger, der, einen ungeheueren Korb von Kohlen auf dem Rücken, ächzend die engen, steilen Gassen empor-

steigt, hat die Cigarrette zwischen den Lippen; der Tramwaykutscher raucht während des Dienstes, und die Verwaltung könnte sich selbst keinen gröfseren Schaden zufügen, als wenn sie das Rauchen im Innern der Wagen verbieten wollte.

Ich kann von diesem gröfsten Mittelpunkte der griechischen Bevölkerung nicht scheiden, ohne ein Wort über die Sprache desselben beizufügen. Die Vernichtung der alten dialektischen Sonderheiten durch die neugriechische Sprache wird einem hier besonders deutlich. Schon in der alten, noch mehr in der oströmischen Zeit fand hier ein Zusammenflufs von Griechen aus allen Gegenden statt; nach der Eroberung durch die Türken wurde Konstantinopel erst recht der Anziehungspunkt für alle Griechen, die sich zu Macht und Reichtum emporschwingen wollten. So hat sich ein konventionelles Durchschnittsidiom ausgebildet, das wenig charakteristische Besonderheiten besitzt; am nächsten steht es dem Gemeingriechischen, das in Smyrna gesprochen wird. Die höhere Gesellschaft affektiert natürlich auch hier eine feinere und gebildetere Sprache. Das gemeinhin gebräuchliche Idiom aber, das hier durch eine sehr zahlreiche, im Laufe der Zeit engverwachsene Bevölkerung vertreten ist, hat in einer Hinsicht grofse Be-

deutung. Bei der Frage über die Bildung einer neugriechischen Schriftsprache spielt bekanntlich die Kontroverse eine grofse Rolle, welche Mundart den Vorzug erhalten soll, wenn man die Volkssprache zur Basis der Schriftsprache machen wolle. Die radikalen Gegner der volksmäfsigen Sprache werfen ein, man müsse dieselbe schon deshalb ganz aufser Acht lassen, weil sie kein einheitliches Ganzes darstelle, sondern an jedem Orte in den Formen und im Wörterbuch verschieden sei. Ich glaube, dafs diese Schwierigkeit keineswegs unüberwindlich ist. Wenn man, was im Interesse der organischen Entwickelung des griechischen Volkes zu wünschen ist, die Volkssprache zur Basis der Schriftsprache macht, so scheint es natürlich, von einem Idiom der grofsen Bildungscentren auszugehen; durch den Zusammenflufs von Elementen aus allen Gegenden hat sich in denselben eine verhältnismäfsig reiche und den meisten Verhältnissen dienende Sprache gebildet, welche zwar selbst die Anforderungen einer Schriftsprache nicht erfüllt, aber doch als Grundlage einer solchen geeignet wäre. Bekanntlich ist auch anderwärts die Schriftsprache von einem bestimmten Dialekte ausgegangen, der ihre eigentliche Basis bildet, obschon sie sich in vielen Dingen von ihm entfernt und in ge-

wissem Sinne überall mehr oder weniger in der Luft schwebt. Auch die deutsche Schriftsprache ist nicht der Ausdruck einer bestimmten lebendigen Mundart, sondern eine Mischung, ein künstliches und vielfach verkünsteltes Gebilde, das sich nirgends vollständig mit dem organischen Leben der Sprache deckt. Die durch ihre Eigenart besonders hervorragenden Dialekte, wie z. B. der kretische oder der trapezuntische, werden freilich, obschon sie einen Reichtum von trefflichen Ausdrücken besitzen, vorerst ganz aufser Rücksicht bleiben müssen. Dagegen empfiehlt sich die gebildetere Redeweise der grofsen Städte auch dadurch, dafs sie ein reicheres Wörterbuch besitzt als die Sprache der bergbewohnenden Bauern oder einsamer Insulaner, die, an abgeschlossenen Orten lebend, nur die zunächstliegenden Objekte ausdrücken und selbst über die ihnen geläufigen Verhältnisse selten sprachlich nachdenken.

In der That sprechen zahlreiche Zeichen dafür, dafs die pedantische Annäherung an die hellenische oder gar attische Grammatik von einer intelligenten Majorität als heillose Verirrung empfunden wird. Besonders hat die letzte leider nicht sehr objektiv geführte Kontroverse zwischen Kontos, Chatzidakis und Bernardakis den meisten

Gebildeten Veranlassung gegeben, über die alte Frage von neuem gründlich nachzudenken und eine Stellung in ihr zu nehmen. Die genannte Gelehrtentrias hat, mag man wie nur immer über die von ihnen ausgesprochenen Behauptungen denken, jedenfalls das eine sichere Verdienst, die ganze sprachliche Angelegenheit, die schon zu versumpfen drohte, wiederum in kräftigen Flufs gebracht zu haben.

Gern hätte ich in der bilderreichen, bunten Welt noch länger verweilt; aber ein neues und wichtiges Unternehmen liefs alle anderen Rücksichten in den Hintergrund treten. Nach Hebung einiger äufseren Schwierigkeiten hatte ich mich entschlossen, die zwei Hymnenhandschriften von Patmos, die ich bei meinem ersten Aufenthalt untersucht hatte, vollständig auszubeuten. Die Vorbereitungen der abermaligen Reise nach Patmos konnten nur in Athen geschehen. So sagte ich denn dem schönen Bosporus Lebewohl und begab mich an Bord des ägyptischen Dampfers Dakahlieh. Um dieselbe Stunde fuhr auch ein italienisches Schiff nach dem Piräus. Ich will dem neugierigen Leser verraten, warum ich die ägyptische Flagge vorzog. Die tarifmäfsigen Billetenpreise beider Gesellschaften waren gleich; auf der ägyptischen Agentur aber

liefs man sehr bedeutend „mit sich reden“, und eine Preisermäfsigung fällt schwerer in die Wagschale als andere Rücksichten. Gegen Abend fuhren wir ab. Die Stadt hüllte sich, wie bei meiner Ankunft, in Dunst und Nebel; doch entstand ein bedeutender Unterschied in dem Bilde dadurch, dafs jetzt die Laternen brannten und die Magazine erleuchtet waren. Die zahllosen Lichtsterne der Vorstädte und der Bosporusdörfer vereinigten sich mit denen von Stambul, Galata, Pera und Skutari zu einem grofsartigen Lichtmeere, das der winterliche Abendnebel wie mit einem ungeheueren Schleier überzog. Das weite Landschaftsbild wirkte düster und doch weich wie ein Winterabend einer nordischen Seestadt.

Die Nacht war kalt, und als wir uns am frühen Morgen vor den Dardanellen fanden, plätscherte ein frostiger Regen nieder. Die armen Verdeckspassagiere, welche auf dem kalten durchnäfsten Bretterboden die Nacht hindurch viel gelitten hatten, zitterten vor Kälte und schmiegten sich wie Küchlein aneinander. Darunter waren auch viele bleiche Frauen und Kinder, bei deren Anblicke sich einem das Herz im Leibe wenden mochte. Selten ist mir die soziale Frage, das traurige Faktum der „two nations“ Disraelis so lebendig vor Augen getreten, als auf Schiffen

zu kalter regnerischer Jahreszeit. Während eine wohlhabende Minorität sich in den Kajüten wohl und heiter befindet, ist eine grofse Zahl leidender Mitmenschen dem Froste und dem Regen noch viel unbarmherziger ausgesetzt, als die armen Bewohner grofser Städte, die wenigstens zur Nachtzeit meistens irgend ein Unterkommen finden können. Im Sommer freilich ist der Verdeckspassagier nicht so übel daran, und eine gefühlvolle Seele mag wohl für das Glück schwärmen, so herrlich, den sternbesäten Himmel über sich, das schweigende Meer unter sich, in lauer Nacht dahinzufahren.

Die Beamten unseres Schiffes waren Italiener und Armenier; die hellenische Nation war diesmal nur durch zwei Kammerdiener vertreten. Nach der Schiffsordnung, deren Satzungen an verschiedenen Wänden angeheftet sind, soll das Rauchen in den Kabinen und im Salon streng verboten sein; trotzdem setzten die Schiffsbeamten selbst sofort ihre Cigarretten in Brand, und eine mitreisende, schon sehr betagte, hagere Armenierin trat zu meiner Überraschung auf mich zu und entzündete in ganz burschikoser Weise ihre Cigarrette an der meinigen. Kurz vor Einbruch der Dämmerung langten wir in Mytilini an; das regnerische Frost-

wetter breitete über die sonst so prächtige Insel einen düsteren Schatten. Nach Mitternacht ankerten wir vor Smyrna. Da das Schiff bis Mittag liegen blieb, konnte ich den Freunden in der Stadt einen unerwarteten Morgenbesuch abstatten. Früh 7 Uhr des nächsten Tages leuchtete mir die Akropolis zum zweiten Male entgegen.

XX.

Die Berge im Norden von Attika sind noch mit Schnee bedeckt, dagegen liegt auf der Ebene der wunderbare Schmelz des einziehenden Frühlings; überall grünt und sprofst es zu neuem Leben. Doch schrieb ich den verschiedenartigen und weit günstigeren Eindruck, den die attische Landschaft diesmal auf mich hervorbrachte, nicht blofs der Jahreszeit zu, sondern auch einer alten psychologischen Wahrheit. Wenn der Mensch eine schöne Gegend oder ein bedeutendes Kunstwerk zum ersten Male sieht, so widersteht er selten der Versuchung, sein eigenes Wesen und eine bestimmte ästhetische Gewöhnung in die betrachteten Objekte hineinzutragen, weshalb denn die Urteile flüchtiger Reisender über so vieles ganz diametral auseinanderlaufen. Erst bei wiederholten Besuchen gewinnen wir die notwendige Objektivität und vermögen die Dinge ohne jene sentimentale Stimmung, welche die Wirk-

lichkeit bald erhöht, bald herabdrückt, mit ruhiger Seele in uns aufzunehmen, vermögen auch unser Urteil von dem Einflufs der uns umgebenden angenehmen oder lästigen Menschen und Umstände zu befreien.

In Athen traf ich eben den letzten Tag des Karnevals. Zahlreiche scheufslich maskierte Personen fuhren in den glänzenden, wohleingerichteten Mietwagen, an denen Athen verhältnismäfsig reicher ist als irgend eine Stadt Europas, die breite Stadionstrafse auf und nieder und bewarfen die sich drängenden Fufsgänger mit Erbsen. Einige Tage später mochte man glauben, Prinz Karneval habe abermals seinen Einzug gehalten; die Stadt wurde Schauplatz von Scenen, die lebhaft an die eben beschlossenen Scherztage der Fastnacht erinnerten, so wenig sie auch mit ihnen zu thun hatten. Als ich am Abende des 17. Februars von einem kleinen Ausfluge in die Stadt zurückkam, fand ich eine ungewöhnliche Bewegung auf den Strafsen, Kanonenschüsse erschütterten die sonst so schweigsame Ebene, Raketen und bengalische Feuer leuchteten da und dort empor, einzelne Häuser waren beflaggt, andere illuminiert, ein patriotischer Schneider verkündete sogar mit feuriger Schrift vor seinem Hause: „Es lebe die Nation!“ Der Mann, der nach des Schneiders Ansicht dieses

Leben bedroht hatte, der böse Trikupis, war in der Nachmittagssitzung der Kammer gestürzt worden. Darob die unbändige Freude des unsteten Volkes. Noch bis tief in die Nacht hinein zogen Pöbelhaufen durch die Strafsen; einzelne trugen kleine Fahnen, und die Masse schrie unermüdlich: „Ge—fal—len ist, ver..... ist der Meuchelmörder von Hellas!“ (ἔ—πε—σε, ἔ—σκα—σε ὁ δολοφόνος τῆς Ἑλλάδος); die Art des Vortrags dieser Worte erinnerte ganz an eine Kinderschule, welche laut das Lesen der Wörter einübt; sie dehnten nämlich jede Silbe über das richtige Mafs und hackten sie scharf von der folgenden. Noch um Mitternacht weckten mich die Töne eines vor meinem Gasthause gesungenen Liedes, dessen oft wiederholter Refrain: „Arme Griechenkinder“ (Ἑλληνόπαιδα καϊμένα) von all den populären Ergüssen des geräuschvollen Abends sicher die gröfste Wahrheit enthielt.

Die ganze Demonstration machte einen mehr kindischen als fürchterlichen Eindruck. Die gröfste Freude hatten natürlich die kleinen Zeitungsverkäufer, welche an den folgenden Tagen nicht müde wurden, jedem Passanten ins Ohr zu brüllen: „Der Fall des Ministeriums, der Fall der Regierung!“ Drei Tage später veranstalteten die Anhänger des präsumptiven Ministers Delijannis eine

neue Demonstration, welche die Volkstümlichkeit der Opposition beweisen sollte. Unter einem grofsen Zusammenlaufe neugierigen Volkes zogen 6—7 mit Fahnen geschmückte Mietwagen durch die Stadionstrafse; die Insassen dieser Gefährte sahen übel genug aus und ihre defekte Kleidung konnte fast glauben machen, sie solle die Armut symbolisieren, in welche das System Trikupis angeblich das Land gestürzt hatte. Als hinter dem Wagenzuge zufällig ein Bauerkarren kam, auf welchem ein Pudel in gravitätischer Stellung verharrte, entstand in dem Publikum ein homerisches Gelächter.

Obschon die Griechen viel mehr von Politik reden als wohl die meisten anderen Völker, haben sie von dem Begriffe derselben eine sehr unklare Vorstellung. Der Staat ist noch viel zu jung und die Masse des Volkes noch zu ungebildet, als dafs sich von Prinzipien getragene Parteiungen hätten bilden können. Die unerträgliche politische Kannegiefserei, die selbst den Fremden betäubt, dreht sich fast ausschliefslich um Personalfragen. Wenn aber persönliche Polemik stets verletzender und leidenschaftlicher wird als sachliche Kontroverse, so ist das auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens, wo es sich um Erreichung bedeutender materieller Vorteile und um die Befriedigung

des kühnsten Ehrgeizes handelt, in erhöhtem Mafse der Fall. So wird denn der Kampf in einer Weise geführt, welche es wohl erklärt, wenn selbst optimistisch gesinnte Philhellenen um die Zukunft des Landes bangen. Am widerwärtigsten ist für unser Gefühl, dafs der unverblümte Vorwurf thatsächlicher Unredlichkeit, z. B. der Unterschlagung öffentlicher Gelder, der privaten Bereicherung aus den Staatseinnahmen u. dgl., sich wie ein roter Faden durch all diese gegenseitigen Angriffe hindurchzieht. Der Kampf der Opposition gegen die jeweilige Regierung trug bisher nur zu offen das Streben zur Schau, von dem Staatseinkommen zu „essen", wie die Griechen sagen, d. h. möglichst viele der einträglichen und ehrenvollen Stellen zu erobern. Daher fallen mit dem Ministerium Tausende von Beamten, die mit der Politik nicht das Geringste zu thun haben, und an ihre Stelle treten Neulinge, die ihren Dienst oft weder theoretisch noch praktisch kennen; es genügt, dafs sie während der Wahlzeit möglichst geräuschvoll agitiert haben. Als Trikupis die Leitung des Staates niederlegen mufste, schnürten mit ihm sofort über 3000 Beamte ihr Bündel, was für ein so kleines Land denn doch etwas fatal ist. Jeder Abgeordnete, der die neue Regierung unterstützt hat, bringt dann die Liste seiner

Freunde und Helfer, die alle versorgt werden müssen. Ein junger Deputierter setzte mir den Glanz seiner Stellung des Langen und Breiten auseinander; ich erinnere mich nicht an den Wortlaut seiner Rodomontaden; aber das ist mir unvergeſslich, daſs seine Reden mir sofort den Heliasten Philokleon in des Aristophanes „Wespen" (V. 548 fg.) ins Gedächtnis rief, der seiner Familie die ungeheuere, mit des Königs Befugnis vergleichbare Macht der Richter darlegt, wie sie über Leben und Tod gebieten, wie mächtige und angesehene Männer ihnen die Hand drücken, wie alles vor ihnen sich beugt und sie um Erbarmen anfleht. Ein trefflich Kapitel für einen, der statt das landläufige „alte Griechenland im neuen" nun auch einmal das „neue Griechenland im alten" näher zu verfolgen und nachzuweisen unternähme!

Endlich sind alle einfluſsreichen und viele der unbedeutenden Stellen neu besetzt; dann vergehen noch mehrere Monate, bis die Räder der „reparierten" Staatsmaschine ordentlich im Gange sind. Da taucht aber auch schon wieder schreckenverkündend das Gespenst des neuen Wechsels empor und hindert eine ruhige Entwickelung der Dinge. Die Verteidiger dieses bekanntlich auch in Amerika beliebten Systems der „Absägung" sämtlicher Oppositionsbeamten bringen zu

ihren Gunsten namentlich einen Punkt vor. Bei der Gründung des Königreichs und noch in den vierziger und fünfziger Jahren war die Zahl fachmännisch geschulter Leute viel zu klein, und die Regierung mufste bei der Besetzung der Stellen oft beide Augen zudrücken. Infolge dessen giebt es in Griechenland eine Menge wenig geeigneter alter Beamten. Nun würde, sagt man, eine allzu grofse Stabilität dieser Staatsdiener aus der guten alten Zeit die Entwickelung und praktische Heranbildung der zahlreichen besser vorbereiteten jüngeren Kräfte über Gebühr erschweren. Beim herrschenden System aber ist auch diesen Gelegenheit geboten, ihre in Europa oder auf der athenischen Universität erworbenen Kenntnisse zu verwerten; häufig bringen gerade sie nützliche Anregung und neues Leben in einzelne Teile des staatlichen Körpers. Der Einwand hat manches Richtige, trifft aber nicht völlig zu; denn die Erfahrung hat nur zu oft gezeigt, dafs auch jüngere Beamte von hervorragender Befähigung und musterhafter Pflichttreue durch die obsiegende Flut der Opposition weggeschwemmt werden. Doch hofft man, wenn jene Generation von Veteranen ausgestorben sein werde, dem Beamtenstande allgemeine pragmatische Rechte zu erringen. Möge sich diese Hoffnung unbeschadet der Lebensdauer

jener Leute von altem Schrot und Korn möglichst bald erfüllen!

Wie richtig die Behauptung ist, dafs es in Griechenland noch keine Parteiprinzipien giebt, zeigte der erbitterte Kampf, welcher im Frühjahre 1885 bei den Neuwahlen gegen Trikupis geführt wurde. Das einzige Thema, welches die Blätter der Opposition in allen Variationen zu Tode hetzten, hiefs: „Nieder mit den Steuern"; „κάτω τοὺς φόρους", tönte es einem aus Zeitungen, Kaffeehäusern und auf der Strafse allenthalben entgegen. Dieses geistreiche Wort erhob die Opposition zu ihrem eigentlichen Programm; auf dieses Programm wurden ihre Leute gewählt; mit diesem Programm trat das neue Ministerium seine Thätigkeit an. Das heifse Blut der Männer, die es gebildet, kühlte sich natürlich rasch ab, als sie am Ruder safsen und bemerkten, dafs die grofse Maschine trotz aller Versprechungen ohne Öl nicht arbeiten wollte.

Trikupis hatte allerdings das Land durch eine schnelle Folge neuer Auflagen belastet; besonderes Mifsvergnügen erregte er in dem rauchfrohen Volke durch die schwere Tabakssteuer. Allein er hat auch viel Gutes geschaffen, hat endlich den Bau von Strafsen und Eisenbahnen ernstlich in Angriff genommen, das Heer organisiert, die Volks-

bildung, Kunst und Wissenschaft in erfreulichster Weise gefördert. Seine lebhaften und wohldurchdachten Bestrebungen gingen von dem Grundprinzip aus, dafs Griechenland jetzt, wo die Lösung der orientalischen Frage immer näher heranrücke, um jeden Preis bereit stehen müsse. Er hielt es daher auch für gut, in diesen kritischen Zeiten den Staat nach aufsen vertreten zu lassen. Delijannis hat aus ökonomischen Rücksichten selbst die Legationen und zahlreiche Konsulate aufgehoben; die Steuern aber sind trotzdem geblieben. Der Minister sah sich sogar genötigt, manche der im ersten Eifer ergriffenen Sparmafsregeln nach Verlauf weniger Monate wieder rückgängig zu machen; so wurde z. B. der Gesandtschaftsposten in Berlin schon im Oktober wieder besetzt. Wie richtig das System Trikupis war, beweist auch der Umstand, dafs die Griechen der Türkei, welche doch objektiver urteilen können als die in der Hitze der lokalen Parteikämpfe befangenen Unterthanen des Königreichs, sich ganz allgemein für Trikupis aussprachen. Die ganze griechische Presse im Ottomanischen Reiche kämpfte für Trikupis, und wo ich nur immer in Chios, Lesbos, Smyrna oder Konstantinopel in gebildeten Kreisen über Politik sprechen hörte, war eine Stimme der Anerkennung für die ener-

gische und wahrhaft aufopfernde Thätigkeit dieses Staatsmannes; dafür erteilte ihm der athenische Pöbel den schmeichelhaften Titel eines „Meuchelmörders von Griechenland". Wer erinnert sich da nicht an die alten Athener und an das Schicksal ihrer grofsen Männer! Also wiederum das „neue Griechenland im alten"!

Die Teilnahme an den kleinen Krisen der inneren Politik ist eine ganz unglaubliche; Grofs und Klein, Arm und Reich, Gebildete und Ungebildete behandeln dasselbe Thema mit wechselndem Verständnis. Ein Witzblatt illustrierte das dieser Tage folgendermafsen: „Die kleine Marie frägt ihre Mutter: «Liebe Mama, von wo ist denn der Trikupis gefallen?» — «Von der Treppe, liebes Kind!»" Sogar der Fremde wird in den Strudel gerissen, und in unserer Abendgesellschaft wurde auf einmal statt altgriechischer Kunst und Topographie neugriechische Politik verhandelt. Gerne entfloh ich auf einen Tag in die heitere Ruhe der thriasischen Ebene. Der Ausflug nach Eleusis ist jetzt durch die Eisenbahn zu einer leichten Tagestour geworden. Mein Begleiter war wiederum der Freund, mit welchem ich das Reich der Attaliden durchwandert hatte. In unserem Wagen safs noch ein alter Albanese in prachtvoll gehaltener Landestracht, blendend weifser

Fustanella, herrlichem Filzmantel und reichgestickten Schuhen. Sein wetterbraunes, energisches Gesicht zierte ein straffer weifser Schnurrbart; das Schönste in seiner ganzen martialischen Erscheinung aber waren seine ungeheueren weifsen Augenbrauen, die palissadenähnlich in die Höhe starrten. Unsere Hoffnung, der politischen Aufregung zu entrinnen, war übrigens vergeblich; schon in der Station Kalywia stürzten sich zwei junge Männer an unser Coupé und fragten hastig, was in Athen gestern abends geschehen sei. Da ich zu ihrem Staunen erklärte, nichts Näheres zu wissen, so interviewten sie den alten Albanesen. der ihnen über alles Detail Aufschlufs geben konnte.

In Eleusis traf ich als Ephoros der Ausgrabungen einen Studienfreund, der unsere Führung mit gewissenhafter Sorgfalt übernahm. Die Bewohner des modernen Dorfes Lefsina (= 'Ελευσῖνα) sind Albanesen, die jedoch Griechisch verstehen. Bei den Weibern bewundert der Fremdling die herrlichen, 4—5 Fufs langen, über den Rücken hängenden Zöpfe, freilich nur solange er sich in einer gemessenen Entfernung befindet; alsbald wird seine Illusion grausam zerstört; der grofse Schmuck besteht aus Pferdehaar, welches an die echten Zöpfe angeflochten wird, wobei sich die schönen

Albanesinnen um die Verschiedenheit des Aussehens der zwei Haargattungen wenig kümmern. Wenn die tapferen Bekämpfer des Chignon und ähnlicher Haaraufsätze vernehmen, dafs solches bei albanesischen Bäuerinnen geschieht, werden sie wohl den Mut verlieren.

Einen der herrlichen Februarnachmittage, die mir in Athen noch gegönnt waren, widmete ich einem ausgedehnten Rundgange um die Akropolis. Die Mannigfaltigkeit der Bilder, welche sich nach der Verschiedenheit des Standpunktes dem Beschauer darbieten, ist unerschöpflich, und gerade deshalb ist jeder Versuch, aus Bildern und Photographieen einen vollständigen Begriff von diesem einzigen Kunstwerke der Natur und der Menschen zu erlangen, vergeblich. Am schönsten stellt sich wohl der Burgberg von der neuen Sternwarte aus dar. Übrigens wird der Kontrast gegen die Umgebung immer bedeutender. Früher stimmte die grofsartig einsame, schweigende Landschaft zum ehrwürdigen Charakter der Altertümer. Jetzt aber wird die Ebene durch die neue Stadt, durch eine Menge von Landhäusern, Fabriken, durch Dampftramway, Eisenbahn und andere Faktoren der neueren Kultur immer mehr belebt; der Gegensatz alter und neuer Zeit kommt schärfer und unversöhnlicher zur Geltung.

Dem eben von Pergamon Gekommenen liegt es nahe, die zwei Akropolen und ihre Kunstwerke nebeneinanderzustellen. Diese Gleichung, des Näheren ausgeführt, würde zu einer Darstellung der zwei bedeutendsten Epochen in der politischen und künstlerischen Entwickelung der Griechen. In Athen entwickelt sich aus der Mitte eines glücklich begabten Volkes heraus in organischem Fortschritt eine völlig autochthone Kunst, die als der vollendete Gesamtausdruck des Vermögens und Verstehens der Bevölkerung selbst erscheint; in unerreichbarer stiller Gröfse thronen die rasch entstehenden Werke; des Künstlers mühevolle Arbeit bleibt dem Auge verborgen; ebenso wenig wird die Reinheit des idealen Eindruckes gestört durch allzu unmittelbare Nähe des materiellen Reichtums, aus dem die Werke erwuchsen. Sie stehen als Verkörperung grofser Ideale in idealer Umgebung herrlicher Gebirgslinien und einer glänzenden Meeresfläche. In Pergamon sind die Voraussetzungen ungünstiger. Nicht organisch und nicht aus dem fruchtbaren Boden eines künstlerisch strebenden Volkes erstehen die Kunstwerke, sie werden durch den mächtigen Willen despotischer Herrscher geschaffen. Die Männer, welche diesen Gebietern dienen, gehören nicht mehr jener Generation an, welche mit

der Schärfe unmittelbaren Erkennens die erhabene Schönheit auffaſste und mit der freudigen Kraft des ersten Gelingens sie verwirklichte; sie stehen in einer Zeit, die aus den Schätzen der Vergangenheit eine konventionelle Routine ausbildet und in der Litteratur wie in der Kunst einen für majestätisch gehaltenen Schwulst bewundert; sie schaffen allerdings noch Groſses, können aber die höchsten Anforderungen nicht mehr erfüllen; sie haben die Göttin der reinen, erhabenen Schönheit nicht von Angesicht zu Angesicht geschaut. Wie das rein Technische, das Streben nach Bewältigung äuſserer Schwierigkeiten in den pergamenischen Kunstwerken sich über Gebühr aufdrängt, so wird die Reinheit des Eindruckes auch durch die Umgebung gestört; die üppige Fruchtebene dehnt sich in reichster Fülle vor unseren Augen; diese unmittelbare Nähe des Wucherers, von welchem der Burgberg seine Schätze geliehen, läſst uns nicht zum reinen Genuſs gelangen; Mühen und Leiden der durch Abgaben gedrückten Bebauer vermengen sich den Gedanken bei der Betrachtung dieser durch mächtiges Fürstenwort geschaffenen Werke.

Vor der Abreise nach Patmos gewährte mir Herr J. Sakellíon noch einmal Einsicht in den von ihm ausgearbeiteten sorgfältigen

Katalog der Patmischen Bibliothek. Es ist zu bedauern, daſs diese gründliche Arbeit, für welche sich ja auch die abendländischen Theologen, Philologen und Historiker lebhaft interessieren würden, noch immer nicht gedruckt werden konnte. Mit einer kleinen Summe könnte hier einer jener reichen Griechen, welche die geistige Entwickelung ihrer Nation durch hochherzige Munifizenz zu fördern pflegen, ein verdienstvolles Werk schaffen; die Angelegenheit läſst sich um so leichter empfehlen, als es sich um etwas Fertiges handelt und die Furcht vor etwaigen Enttäuschungen, die sich z. B. bei der Unterstützung von Studenten nur zu oft erfüllt, hier gänzlich ausgeschlossen bliebe.

Nach Beendigung der lästigen Vorbereitungen befand ich mich endlich am 25. Februar an Bord des Lloyddampfers „Leda". Die Kajüte teilten zwei alte Engländer, die sich einige Tage in Athen aufgehalten hatten. Der eine zeigte mir seine Notizen über die Altertümer der Stadt; unter anderem fand sich darunter die Bemerkung, daſs das Theseion über 4000 Jahre alt sei. Als ich ihn von der Unrichtigkeit dieser Meinung überzeugen wollte, sagte er, die Angabe stamme von drei Herren, auf die er völliges Vertrauen setze; er brachte sogar die Chronologie des Tempels mit der Erschaffung der

Welt in Zusammenhang. Endlich schleppte ich in voller Verzweiflung meinen Baedeker herbei, um ihn durch Schwarz auf Weifs zu überführen; er bemerkte aber gelassen, die Autorität eines solchen Buches sei ihm nicht gröfser als die der drei Gentlemen, welche ihn beraten hätten. Die Fahrt selbst gehörte zu jenen, bei welchen das stomachale System sämtlicher Reisenden einen unüberwindlichen amor vacui entwickelt.

Da ich in Chios einige Tage auf das nach Samos gehende Schiff warten mufste, besuchte ich den einzigen wichtigen Punkt, welchen ich beim ersten Aufenthalte übergangen hatte, das berühmte Kloster Νέα Μονή. Ein chiotischer Studienfreund, den ich zu meiner Freude in seiner Heimat traf, begleitete mich auf dem Ausfluge. Wir reiten nordwestlich von der Stadt über die hügeligen Ränder des Kampos; bald senkt sich der Weg in eine rauhe, von einem plätschernden Wildbache durchströmte Bergschlucht. An den steilen Kalkwänden hängen vereinzelt kümmerliche Föhren; doch hat der bewunderungswürdige Fleifs der Einwohner den unfruchtbaren Boden erobert, wo es nur immer möglich war; bandartig ziehen sich durch feste Feldmauern geschützte Ackerterrassen die steilen Hänge entlang. Wir kommen an der kleinen Ortschaft Karyäs

vorüber und erblicken an einsamer Berghalde das Kirchlein der Παναγία Κουρνά. Der Pfad hebt sich immer bedeutender, und wir steigen zwischen wasserreichen Schluchten gegen ungeheuere, wildzerrissene Kalkwände empor. Nach zweistündigem Ritt grüſst uns, in lieblicher Thalsenkung rings von ragenden Felsbergen umgeben, die Νέα Μονή. Das Kloster ist — trotz seines Namens — durch sein Alter, besonders aber durch seine mit reichen Mosaikbildern ausgestattete Kirche, hochberühmt.* Bei der Katastrophe des Jahres 1822 wurde das Klostergebäude zerstört, die Bibliothek verbrannt und sämtliche Kirchengeräte geraubt. Nachdem sich die Abtei durch den frommen Sinn reicher Patrioten wieder erholt hatte, wurde die Frucht fünfzigjähriger Arbeit von neuem und zwar noch gründlicher als früher zerstört. Das Erdbeben verwandelte das groſse Gebäude in einen wüsten Schutthaufen; auch das Innere der Kirche mit den Mosaikbildern erlitt schweren Schaden.

Wir übergaben dem Agojaten das Maultier und traten in den Klosterhof; mit Schutt gefüllte Thorwölbungen, grasbewachsene

* Die Abtei hat sogar ihren Geschichtschreiber gefunden. Τὰ Νεαμονήσια ... ὑπὸ Γρηγορίου Φωτεινοῦ. Ἐν Χίῳ. 1865.

Mauerreste und ein wirres Chaos von Steinen deutet uns die Stelle an, wo vor der letzten Erderschütterung die berühmte Abtei stand. Eine seltsame Stille und gänzliche Verlassenheit herrscht um uns; aufser einer schwarzen Katze, die in einer Mauernische schnurrt, und einem kleinen hin- und hertrabenden Maultiere vermögen wir kein lebendes Wesen zu entdecken. Mich mutete es an, als sei die Katastrophe eben jetzt geschehen und habe alle Insassen des Klosters begraben. Nach langem Rufen zeigte sich endlich ein Mönch, den ich freilich als solchen nicht erkannt hätte; statt der Mönchskutte trug er die kurzen Pumphosen der Inselgriechen, eine zerlumpte Jacke und eine schmutzigbraune fefsähnliche Mütze. Ein zweiter, der sich später einstellte, entsprach etwas mehr den Vorstellungen, die man sich von der äufseren Erscheinung eines Klosterbruders macht. Sie führten uns in eine der provisorischen Hütten, welche nach dem Erdbeben errichtet wurden, und bewirteten uns mit Oliven, Mandeln und einem unglaublich feurigen Weine. Die Νέα Μονή zählt etwa 70 Mönche, welche die dem Kloster gehörigen Ländereien eigenhändig bebauen. Doch ist der Ertrag der fleifsigen Arbeit gering, und das Kloster kann die Mittel zum Neubau eines würdigen Gebäudes nicht aufbringen.

Zu all dem übrigen Unglück ist noch ein seltsames Konkurrenzunternehmen hinzugekommen, welches die Wiederherstellung der Νέα Μονή nicht wenig zurückhält. Ein Konkurrenzkloster in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts? frägt der Leser. So ist es.

Ein junger Grieche von sehr bedenklichen Sitten wird wegen zwiefachen Totschlages in Konstantinopel verurteilt; er entflieht später dem Kerker, geht aber in sich und zieht sich von aller Welt auf eine einsame, schwer zugängliche Felsenhöhe zurück, um hier durch ein asketisches Leben und gute Werke seine Missethaten zu sühnen: das ist Vater Pachumios. Obschon die Mönche in der Νέα Μονή nicht gut auf ihn zu sprechen sind, vermochten wir einen derselben, uns in die Einsiedelei des Konkurrenzasketen zu geleiten. An steiler, zerklüfteter Kalkwand führt uns ein kümmerlicher Pfad zu einer kleinen Terrasse empor. Wir erblicken einige niedrige Hütten und eine grofse neue Kirche. Pachumios hat durch sein heiligmäfsiges Leben und durch seine volkstümliche Beredsamkeit die Bauern so für sich gewonnen, dafs sie für ihn durchs Feuer gehen; mit ihrer Hilfe hat er auf diesem selbst für Maultiere schwer zugänglichen Felsenhorst ein Gotteshaus gebaut, das für eine kleine Gemeinde genügen würde. Die Hütten ent-

halten die Zellen von etwa 15 Männern, welche Pachumios überredet hat, der Welt zu entsagen und unter seiner Leitung Bufse zu thun. Der Eremit hiefs uns freundlich willkommen und zeigte uns sein Werk, die Kirche, die Zellen der Genossen und eine grofse Cisterne. Endlich führte er uns in sein Atelier. Die Energie des seltenen Weltüberwinders hat es nämlich zustande gebracht, einen im Malen von Heiligenbildern wohlerfahrenen Mönch von Athos sich dienstbar zu machen. Wir trafen den würdigen Greis vor seiner Staffelei, auf der er eben ein Marienbild in der byzantinischen Manier, doch mit feinster Detailausführung, beendete. Einige junge Diakone zeichnen und kopieren unter der Leitung des alten Meisters. Also eine byzantinische Malerakademie in bester Form! Die merkwürdige Ansiedelung schien mir eine Vorstellung davon zu gewähren, wie in den ersten Jahrhunderten des Christentums die Wiegen berühmter Klöster aussahen.

Der Schöpfer des frommen Vereins ist in ein schwarzes Gewand gehüllt; sein Haupt bedeckt eine Art Kapuze, unter welcher die dunkeln, feurigen Augen hervorleuchten. Auf der einen Handfläche bemerkte ich ein eingeätztes Zeichen, das ihn wohl an seine Kerkerhaft erinnert. Er erzählte uns mit

würdiger Gemessenheit von seinen weiteren Plänen; zunächst beabsichtigt er die Kirche im Innern würdig auszuschmücken. Ich begriff nun auch, warum die Mönche der Νέα Μονή ihrem Nachbarn so spinnenfeind sind. Das frische Leben der Einsiedelei wie schon der Reiz des Neuen an sich zieht die Bevölkerung mehr an als die konventionelle Existenz einer alten Stiftung. Doch wird hoffentlich die Nähe der rasch aufblühenden Neuschöpfung dem alten Kloster, welches durch seine wechselvolle Geschichte geadelt ist, keinen Abbruch thun. Pachumios hat übrigens gegen das „Neukloster“ schon verschiedene Prozesse geführt und — gewonnen.

Am nächsten Tage bestieg ich einen der kleinen Dampfer, welche den Verkehr zwischen Smyrna, Chios und den Nachbarinseln vermitteln. Nachts 3 Uhr langten wir unter einem furchtbaren Gewitter und heulendem Nordsturme in der Scala von Karlóvasi an. Nachdem ich in einer dumpfen Kaffeeschenke den Anbruch des Tages erwartet hatte, begab ich mich sofort nach dem eine halbe Stunde vom Hafen entfernten Dorfe. Ein liebenswürdiger Gastfreund sorgte für zwei Maultiere, da ich noch an demselben Tage den auf der Südseite von Samos gelegenen Hafen Marathókampo erreichen wollte. Kaum hatte ich mich mit den zwei Maultiertreibern

eine halbe Stunde von dem schützenden Dorfe entfernt, als es in Strömen zu regnen begann. Völlig durchnäfst trafen wir in der Nähe des Weges, der durch wohlbebaute Thäler emporführt, eine einsame Feldhütte. Lange Zeit standen wir, enge an die Mauer geschmiegt, unter dem schützenden Dache derselben geborgen; auf einmal öffnete sich durch einen zufälligen Stofs die scheinbar verschlossene Thüre; wir traten in einen geräumigen Schuppen, der mit Körben, Kesseln, Flaschen und Weinfässern gefüllt war; hier hatten wir mit den zwei Tieren ein treffliches Unterkommen. Leider erspähten die findigen Agojaten, dafs eines der Fässer voll des süfsesten Samierweines war. Als sie auch noch ein Rohr und ein Glas gefunden hatten, begannen sie ohne Rücksicht auf Gottes und der Insel Samos Gesetze wacker zu zechen; sie behaupteten sogar, mit dem Besitzer des Weinmagazins wohl bekannt zu sein, und versprachen, ihm den Wein später zu bezahlen. Da ich mich für ihre Handlungen nicht verantwortlich fühlte, konnte sich das Gewissen leicht beruhigen; nur fürchtete ich, sie möchten sich vollständig betrinken und zur Fortsetzung der Reise unfähig werden. Die Macht des starken, süfsen Weines machte sich bald geltend, und nun erwiesen sich meine Führer als witzige

Gesellen, die mir eine Menge der drolligsten Geschichten erzählten. Ihre Sprache war allerdings noch etwas mehr als was der Lateiner „sermo rusticus“ nennt. Eine so konsequente Abstofsung aller Endsilben, eine so gänzliche Unbeweglichkeit der Formen war mir selbst bei ganz ungebildeten Bauern noch nie vorgekommen. Das Neugriechische, das die zwei ehrsamen Samier sprachen, konnte sich an Flexionsarmut mit dem Englischen vergleichen. Übrigens war offenbar der Wein von bedeutendem Einflusse auf ihre seltsame Diktion. Soll man daraus nicht den Schlufs ziehen, dafs sich eine Sprache desto zäher und treuer erhält, je nüchterner die Leute sind, die sie sprechen, während umgekehrt ein Volk, von welchem ein grofser Prozentsatz sich häufig in einem Zustande teilweiser oder gänzlicher Besinnungslosigkeit befindet, auch seine Sprache schneller verderben wird? Die Aufstellung ist kein blofser Scherz; denn in der That schreitet der Verfall einer Sprache um so schneller vorwärts, je gröfser die Zahl der Leute ist, welche ohne jede Reflexion reden. Der grofse Bruchteil des Volkes, welcher stets besinnungslos spricht, sind die Kinder; welchen Einflufs aber gerade das Kinderidiom auf die Sprachentwickelung hat, ist bekannt. Wenn nun auch der gröfste Teil

der Erwachsenen meistens in einer natürlichen oder künstlichen Töserei dahinbrütet und infolge dessen kindlich denkt und schwätzt, so ist die Flexion, die Konstruktion und das Wörterbuch der Sprache fortwährend gefährdet. Eine je gröfsere Zahl von nüchternen und verständigen Individuen dagegen die unzähligen Begriffe und Beziehungen, welche die Sprache für uns ausdrückt, häufig nachdenkt, die Ausdrücke dafür erweitert und präzisiert, je ruhiger die äufsere und innere Entwickelung verläuft, desto mehr wird sich die Sprache auf einer gewissen Höhe erhalten.

Während mir die immer lebhafteren Reden der zwei Samioten Anlafs zu solchen Betrachtungen gaben, steigerte sich der Regen zu wolkenbruchartiger Heftigkeit und bald begann sich selbst der Boden unserer Hütte mit Wasser zu füllen, sodafs wir auf Fässern und Körben Zuflucht suchen mufsten. Erst nachdem wir drei Stunden ausgeharrt hatten, liefs das Unwetter nach, sodafs wir endlich unser Asyl verlassen konnten. Doch stellten sich jetzt neue Schwierigkeiten entgegen, da der brückenlose Wildbach, den wir wiederholt überschreiten mufsten, furchtbar angeschwollen war. Es fehlte nicht viel, so wären meine Koffer dem Flufsgotte zum Opfer gefallen; als das Gepäcktier zum

zweiten Male den reifsenden Strom passiert hatte und schon am steilen Rande des jenseitigen Ufers emporklomm, lösten sich die Stricke und sämtliches Gepäck stürzte nieder; glücklicherweise waren die Agojaten sofort zur Hand, um Koffer und Bündel dem Rachen des tiefen Baches zu entreifsen.

Wir nähern uns dem Höhengrate des mächtigen Gebirges, welches, von Osten nach Westen allmählich ansteigend, die Insel Samos durchzieht. Während die ungeheueren Kalkrippen, welche den nördlichen Theil von Chios beherrschen, fast ohne jede Vegetation sind, trafen wir hier noch auf dem höchsten Rücken fruchtbare Hänge und Terrassen, die mit Weinstöcken, Ölbäumen und Karuben reichlich bepflanzt sind. Gegen Süden verändert das Gebirge seinen Charakter; statt der waldigen, wasserreichen Thalschluchten, durch die wir von Norden her gemach emporsteigen, überrascht uns hier ein steil zur Niederung des Gestades abfallender Felsenhang. Auf dem Zickzack enger Saumpfade streben wir rasch abwärts. Obschon das Maultier völlig sicher geht, zwingt der durch den Regen übel zugerichtete Weg das Auge, häufig am Boden zu haften, und doch möchte man keinen Blick von der wunderbar weiten Aussicht wenden, die sich von der schwindelnden Höhe auf das glänzende Meer und

die reiche Inselwelt eröffnet. Gegen Abend langte die kleine Kavalkade in Marathókampo an. Das Dorf liegt, wie die meisten Ortschaften der griechischen Inseln, vom Meere entfernt am schroffen, zerrissenen Berghang. Doch hat sich auch hier ein Hafenort gebildet, der, wie überall, dem Mutterdorfe einen Teil seiner Bewohner entzieht.

Am nächsten Morgen begab ich mich mit meinem Gastfreunde nach der „Scala", die mit dem Dorfe durch eine gutgehaltene Strafse verbunden ist. Wie in Karlóvasi wird auch hier ein grofser Hafendamm aufgeführt. Dafs in Samos Dörfer Werke unternehmen, die in der Türkei selbst in bedeutenden Orten wie Chios und Mytilini unterbleiben, spricht deutlich genug für den lähmenden Druck türkischer Regierung. Das Band, welches die Hegemonie Samos mit der Pforte verbindet, ist bekanntlich sehr locker; daher regt sich hier frisches Leben; Strafsen werden gebaut, wie man sie auf keiner türkischen Insel findet; die versandeten Häfen werden gereinigt und geschützt, und der Wohlstand der Bevölkerung hebt sich zusehends. Auch der neue Fürst (Hegemon), welchen Samos vor kurzem erhalten hat, Karatheodory Pascha, ein von der Berliner Konferenz bekannter kluger und hoch-

gebildeter Staatsmann, scheint ganz berufen, den materiellen und geistigen Wohlstand dieser herrlichen Insel noch weiter zu fördern.

Das erste Haus, welches wir in der Scala betraten, war eine kleine Seifenfabrik; aus Olivenöl, Soda und Kalk wird eine einfache, aber sehr solide Ware gefertigt, von der ich mir einige Proben entnahm. In einer kleinen Kaffeeschenke sammelten sich bald einige Bürger des Dorfes um uns. Das allgemeine philologische Interesse der Griechen, auf das ich schon öfter hingewiesen habe, zeigte sich auch hier; das Gespräch fiel sofort auf Kontos und die sprachlichen Bestrebungen der Griechen. Ein junger Krämer begann über die Engländer loszuziehen, weil sie so viele Kunstwerke aus Griechenland weggenommen und, wie er zu meiner Verwunderung hinzufügte, sogar aus Patmos den Platokodex entführt haben. Bald war eine Segelbarke gefunden, und der scharfe Nordwind trieb uns schnell auf Patmos zu. Der Schiffer, welcher meinen Transport übernommen hatte, erzählte während der Fahrt seinem Knechte, er sei seit zwanzig Jahren nicht mehr in Patmos gewesen und könne sich nicht mehr erinnern, hinter welchem Vorgebirge der Hafen liege. Der Untergebene wufste besser Bescheid, sonst wäre wohl die

Leitung des Fahrzeuges mir zugefallen. Schon nach sechs Stunden lief unser Boot in die mir wohlbekannte Bucht. Die liebe Insel hatte sich bedeutend verändert; auf allen Hängen sprofste schon frisches Grün zwischen den Felsen empor, und der warme Hauch des Frühlings lag auf den vom Golde der eben scheidenden Sonne zart umsäumten Höhen.

XXI.

Zwei Monate angestrengter Arbeit unter äufseren Verhältnissen von fast unerträglicher Feindseligkeit brachten das schwere Werk zu Ende. Der Doppelkodex von Patmos enthält in etwa 70000 Versen die beste und breiteste Grundlage für die Erkenntnis der christlichen Hymnendichtung bei den Griechen. Sämtliche in Europa (Rom, Turin, Moskau u. s. w.) befindlichen Handschriften, welche Kardinal Pitra für seine grofse Ausgabe herbeigezogen hat, stehen hinter den patmischen zurück.

Die einförmige Arbeit wurde selten unterbrochen. An einem der ersten Tage lief eine schöne englische Yacht in den Hafen von Patmos und versetzte das sonst so ruhige Städtchen und Kloster in keine geringe Aufregung. Das Schiff trug einen hohen Reisenden, den Herzog von Sutherland, welcher mit seiner Familie und einigen Freunden

von einer Reise nach Palästina zurückkehrend unsere Insel wegen der Höhle des heiligen Johannes besuchte. Einige Abwechselung brachte die Osterwoche. Am Gründonnerstag wurde nach altem Brauche vom Abte die öffentliche Fuſswaschung vorgenommen. Auf dem kleinen Platze vor der Apotheke war ein mit grünen Zweigen und Blumen geziertes Holzgerüst aufgeschlagen, auf welchem zwölf ehrwürdige Mönche in kirchlichem Ornate die Apostel darstellten; ein alter, von der Gemeinde unterhaltener Krüppel spielte in maigrünem Talar den Verräter. Die ganze Aufführung hielt sich genau an die Erzählung der Bibel, auch die vom Abte gesprochenen Worte gaben unverändert den heiligen Text wieder. Die Feier machte einen würdigen Eindruck, ohne jedoch die dramatische Lebendigkeit zu besitzen, welche den freier ausgearbeiteten Mysterien eigen ist. Die ganze Einwohnerschaft hatte sich zur Festlichkeit versammelt, auch der Gouverneur fehlte nicht, und von den Fenstern eines der Schaubühne gegenüberliegenden Hauses befriedigten sogar die wenigen Türkinnen von Patmos, die Weiber des Zollaufsehers und der Zaptiehs, ihre Neugierde. Am nächsten Tage sah ich die Feier der Grablegung in der Klosterkirche. Die in der katholischen Kirche üb-

liche Aufstellung einer von farbigen Glaskugeln umgebenen Grabnische fehlt hier; statt dessen lagen auf einem mit kostbaren Teppichen bedeckten Pulte ein Christusbild, ein Evangelium und ein Kruzifix. Nachdem einer der Mönche den vollständigen, auf den Charfreitag bezüglichen Bibeltext verlesen hatte, küſsten sämmtliche Andächtigen die drei Kultgegenstände.

Die Auferstehung wird in der orientalischen Kirche bekanntlich von Mitternacht ab gefeiert. Die Ceremonie dauerte bis 3 Uhr morgens. Als ich nach derselben auf die Zinnen des Klosters stieg, genoſs ich eines jener Naturschauspiele, die sich dem Menschen unvergeſslich in die Seele prägen. Das Meer und die umgebenden Inseln sind in geheimnisvollen Nebel gehüllt, der leise zum Horizont emporsteigt und sich mit dem dunkleren Himmelsgewölbe einigt. Nichts ist deutlich erkennbar als die düsteren Umrisse der Insel Patmos selbst, welche auf der ungeheueren, weiſs schimmernden Nebelflut zu schwimmen scheint. Die zahlreichen Glocken in den Kapellen des Städtchens und der Scala schallen durch die feierliche Auferstehungsnacht. Endlich tritt der Mond aus den düsteren, scharf abgerandeten Wolkenmassen hervor und wirft bleiche, zitternde Lichtstreifen auf das in unendlicher Weite

wogende Nebelmeer. Das Gefühl nächtlicher Einsamkeit auf stiller Bergeshöhe hat mich niemals lebendiger ergriffen.

Unter dem überwältigenden Einflusse solcher Naturstimmung erhebt sich der Mensch wohl gerne über das Wirrsal der irdischen Dinge. Sein Herz durchbebt das Bewufstsein, dafs weder Sinnenlust, noch die Freuden des Familienlebens und der Freundschaft, noch auch das höchste Glück, welches Kunst und Wissenschaft, die geräuschvolle Thätigkeit in der Leitung der Völker und das stille Wirken im sozialen Leben unserem Geschlechte gewährt, etwas wirklich Letztes und Bleibendes sein kann. Wir werden inne, welche Kluft alle irdischen Erfolge von jenem höchsten Endziel, von jenem Absoluten trennt, in dem die verzehrende Sehnsucht des Gemütes und das ruhelose Ringen des Geistes eine stete, selige Befriedigung zu erlangen hofft. In solchen Augenblicken des Alleinseins mit Gott drückt den Menschen die Demut der Selbsterkenntnis zu Boden. Die geistigen Höhewogen der Jahrhunderte wandeln sich seinem Blicke in ärmliches Wellenspiel und die zahllosen Bestrebungen unserer stolzen Civilisation erscheinen ihm als eine beschränkte, verworrene, oft von gemeinem Interesse geleitete, sich selbst nur wenig bewufste Übung

schwacher Kräfte. Ein Glück, dafs uns die eherne Notwendigkeit stets von neuem zwingt, zu der irrenden Welt zurückzukehren; die Fortentwickelung des Menschengeschlechts, wie sie nun einmal innerhalb unüberschreitbarer Grenzen bedingt ist, würde wahrscheinlich gefährdet, wenn die Menschen sich allzu häufig auf derartigen Gedankenpfaden ergingen und ihre Wanderung bis zum praktischen Abschlufs derselben ausdehnten.

Rasche Fufstritte weckten mich aus meinen Betrachtungen. Ein hagerer, weifsbärtiger Mönch eilt nach seiner Zelle, die auf einer der höchsten Terrassen des Klosters den Wetterstürmen trotzt. Die kurzen Worte, die ich mit ihm tauschte, führten schnell in die rauheste Wirklichkeit zurück. Als ich den frommen Weltüberwinder auf das grofsartige Schauspiel der Natur hinwies und ihn zum Vertrauten meiner Osternachtgedanken machen wollte, erwiderte er sehr kategorisch: „Du hast Recht; das Wetter ist gut; mir aber knurrt der Magen, und ich gehe, um mit Vater N. etwas Warmes zu kochen.“ Sofort nach der Auferstehung wird nämlich noch vor Sonnenaufgang das Osterlamm bereitet. Während des Tages folgen die üblichen Besuche der Bürger im Kloster; am Ostermontage werden dieselben erwidert, und der Abt sowie die Mönche

wandern den ganzen Tag über von Haus zu Haus. Als ich mit dem Bibliothekar und seinem Bruder zurückkehrte, war mir von der übermäfsigen Menge von Kaffee, Raki und Glykó ganz bedenklich zu Mute geworden.

Anfangs Mai hatte ich meine Arbeit glücklich zu Ende gebracht. Ich zog vom Kloster in den Hafenort, um keine Gelegenheit zur Abfahrt zu versäumen. Eine nach Syra bestimmte Bracére lag mit einigen Kaiks regungslos im Hafen; zuerst wehte einige Tage heftiger Westwind, dann trat völlige Windstille ein, sodafs nichts übrig blieb als in stummer Ergebung zu warten. Die furchtbare Trostlosigkeit des Lebens auf einer einsamen Insel wurde mir jetzt immer deutlicher, und ich begriff lebhaft, warum die Römer die gefürchtete Verbannung in so düsteren Farben schildern. Da ich meine Koffer für den Fall einer plötzlichen Reisegelegenheit geschlossen und in einem Magazine in der Nähe der Landungsbrücke untergebracht hatte, so war nichts mehr zu arbeiten, und ich suchte nun die Zeit zu verbringen, wie sie die ehrsamen Bürger von Patmos verbringen, welchen es an regelmäfsiger Beschäftigung gebricht. Das trübselige, unter unerfreulichen Gesprächen hinschleichende Leben in den Kaffeeschenken

wirkt wie Gift auf Geist und Körper. Die Gelegenheit zu erquickenden Spaziergängen fehlt fast gänzlich, und bei der schon sehr empfindlichen Hitze ist es wenig vergnüglich auf den scharfen, rauhen Felsen die Schuhe zu zerreifsen. Den einzigen menschenwürdigen Zeitvertreib bieten die oft wiederholten Seebäder.

Erst am 13. Mai erhob sich der sehnlich erwartete Nordwind; rasch zog Kapitän Markos das mächtige Segel auf und lichtete die Anker. Unser Fahrzeug war mit groben, 5—10 cm dicken, von der Südküste Kleinasiens gebrachten Rinden beladen, welche in Syra zur Rotgerberei verwendet werden. Zwar hat die Türkei neuerdings die Ausfuhr von Rinden streng verboten, um die Walddevastion einzuschränken, allein trotzdem werden nach wie vor ganz offen Schiffsladungen von Rinden nach Syra exportiert. Leider bemerkte ich bald, dafs im Gefolge dieser Rinden auch Myriaden von Ohrwürmern, Ameisen und anderen noch ekelhafteren Insekten von dem Schiff Beschlag genommen hatten. Als ich kaum einige Stunden nach der Abfahrt zum Schutze gegen die brennenden Sonnenstrahlen meinen Regenschirm öffnete, sah ich mit Grausen, dafs sich die fürchterlichste Abart alles Ungeziefers in den geräumigen Falten desselben

behaglich machte. Zuerst trieb uns eine frische Nordwestbrise fröhlich vorwärts; in der Nacht aber drehte sich der Wind und jagte uns weit südlich bis gegen Amorgos hin; noch nach Aufgang der Sonne stand die Heimat des bösen Weiberfeindes Simonides dicht vor uns. Am zweiten Nachmittage trat gar eine völlige Windstille ein, sodafs wir in der Gluthitze südlicher Maisonne mehrere Stunden völlig regungslos auf der Höhe von Naxos liegen mufsten. Erst nach Einbruch der Dunkelheit erbarmte sich Äolus unseres Fahrzeuges, und das Morgenrot des dritten Reisetages traf uns schon in der belebten Bucht von Syra. Zur Abkürzung der langwierigen Fahrt mufste vor allem der Schiffsjunge beitragen, dessen negerartiges Antlitz den Schiffern immer neuen Anlafs gewährte, die Uhr ihres Witzes aufzuziehen. Der Kapitän meinte sogar, die Schiffsbauer in Syra würden den Jungen vielleicht entführen, um ihn an einem neuen Fahrzeuge als Schnabelfigur anzubringen.

Wenn der durch die Allherrschaft der Eisenbahnen für uns Epigonen verloren gegangenen Poesie des Posthornes und der ausgedehnten Fufsreisen manche heifse Thräne nachgeweint wird, so wäre solche Trauer noch mehr berechtigt mit Rücksicht auf die veränderte Art des Reisens zur See. So

oft ich mit Segelbooten fuhr, empfand ich den eigenartigen Reiz, der dieser Art von Beförderung beiwohnt. Hier teilt der einsame Passagier mit dem Schiffer nicht nur Speise und Trank, sondern auch Freude und Leid, er nimmt an jedem Wechsel der Witterung, an jedem kleinen Vorkommnisse auf dem Schiffe, an jeder Gefahr, an jedem Unfall nächsten Anteil. Die Anziehungskraft, welche alles Abenteuerliche, Ungewisse, Bedenkliche, Gefährliche auch für erwachsene Menschenkinder in sich birgt, wird hier oft und aus vollem Becher genossen. Der Reisende kann sich so leicht in die schöne Zeit versetzen, in der die berühmten „kühnen“ Seefahrer mit ihren kleinen Booten die weiten Meere durchkreuzten. Auf griechischen Gewässern fahrend, träumt er sich wohl in die bewegte Zeit des Freiheitskampfes zurück, da die seegewandten Hellenen mit ihren winzigen Segelbooten den grofsen türkischen Fregatten in alle Winkel des Mittelmeeres folgten, sie auf die Windseite zu bekommen suchten und ihnen dann die gefürchteten Brander auf den unbehülflichen Leib setzten. Die Einzelheiten der Geschichte jenes an merkwürdigen Wechselfällen so reichen, für das endliche Gelingen des Kampfes so wichtigen Seekrieges, den ich schon als Knabe in Mendelssohns

Werk mit regster Teilnahme verfolgt hatte, gewannen mir volle Anschaulichkeit, da ich nun selbst die Bedingungen einer Segelfahrt in diesen Meeren kennen lernte. Auch manche Nachrichten aus dem Altertum über ungewöhnlich schnelle Fahrten, über Verfolgung feindlicher Flotten und über Kämpfe zur See gewannen nunmehr ein ganz anderes Licht und Leben. Auf Dampfschiffen wird der Reisende fast wie eine tote Ware geschäftsmäfsig und nach einem genau bestimmten Programme von Hafen zu Hafen befördert. Die ganze Leitung des Schiffes, etwaige Fährlichkeiten oder schlimme Aussichten bleiben seinem Interesse meilenferne; er speist in der Kajüte wie im Hotel und begiebt sich dann auf das glattgescheuerte Verdeck mit derselben Gleichgültigkeit, mit der er etwa die Veranda einer Sommerfrische betritt.

Syra glänzte im lauteren Lichte eines herrlichen Maimorgens. Ich bestieg zuerst die über der Neustadt auf steiler Höhe liegende Palaeosyros, wo die katholischen Nachkommen der venetianischen Ansiedler wohnen. Auch äufserlich scheiden sich ihre ärmlichen Häuschen von den palastähnlichen Wohnungen und üppigen Luxusgärten der neuen Stadt. Von der Bedeutung Syras als Stapelplatz gewährte der Besuch der gröfs-

ten Magazine und noch mehr die Besichtigung der neuen Schiffswerfte, auf welcher eben zwei grofse Dampfschiffe repariert wurden, eine deutliche Anschauung. Des Abends bestieg ich den griechischen Dampfer nach Athen. Ein böses Geschick erteilte mir diesmal als Genossen der kurzen Reise fünf Politiker aus Syra, unter ihnen offenbar einige Deputierte; sie schrieen den ganzen Abend mit erregter, kreischender Stimme über Politik. Während dieser langen Unterhandlungen wurde aber auch nicht ein Atom von einer sachlichen Frage berührt; alles drehte sich um die Persönlichkeit einzelner Abgeordneten, um die Summen, welche von jedem für die Wahlen ausgegeben wurden, und um ähnliche saubere Dinge.

In Athen wurde noch eine kleine Überraschung bereitet. Die Gesellschaft „Parnafs" hatte eine Ausstellung von Werken griechischer Künstler, das erste Unternehmen der Art in Griechenland, veranstaltet. Die meisten Blätter brachten ausführliche Besprechungen, welche allerdings zeigten, dafs die „Kunstschreiber" in Griechenland noch ungeübter sind als die meisten Künstler. Den gerechtesten Widerspruch erfuhren die unbillig scharfen Censuren, welche die „Ephimeris" der Mehrzahl der ausgestellten Werke erteilte. Eine Ermutigung der wenigen Künstler, welche

auf dem undankbaren Boden von Athen leben und arbeiten, wäre gegenwärtig mehr am Platze. Übrigens schmückten die Ausstellung auch Werke, die sich auf jeder „europäischen“ Ausstellung sehen lassen könnten; die Glanzpunkte des Ganzen waren Bilder von Gysis, Jakobides und Lytras.

Von einer nationalgriechischen Kunst kann natürlich keine Rede sein; sämtliche griechische Künstler, die Bemerkenswertes leisten, sind aus deutschen oder französischen Schulen hervorgegangen. Die drei bedeutendsten Maler z. B., welche auf der Ausstellung vertreten waren, sind Münchener Künstler in demselben Sinne wie Piloty oder Defregger; sie haben in München studiert, die Münchener Art angenommen und zwei derselben leben in München. Die Erzeugung einer selbständigen Kunstrichtung wird auch niemand von einem Volke verlangen, welches noch in der Wiege seiner geistigen Entwickelung liegt. Das künstlerische Verständnis fehlt noch fast durchwegs, und selbst Leute aus den besten Klassen denken, wenn von Kunstwerken die Rede ist, an nichts Anderes als an die byzantinischen Kirchenbilder und an Grabdenkmäler, höchstens noch an Porträts. Der Kunstsinn wird sich eben auch hier nur durch langjährige Tradition ausbilden können; wie langsam

gelingt es z. B. selbst in Berlin, trotz der aufgewendeten Mittel, ein allgemeines Kunstverständnis und Kunstinteresse zu erwecken. Auch die materielle Unterstützung der griechischen Kunst durch reiche Landsleute läfst noch viel zu wünschen übrig. Man kann auch in der That den Leuten nicht Unrecht geben, wenn sie ihrem Volke lieber durch grofse, dem allgemeinen Wohle dienende Stiftungen entgegenkommen. In diesem Lande beunruhigen noch zu viele dunkle Punkte des öffentlichen Lebens — man denke nur an den Zustand des Gefängniswesens oder an den fast völligen Mangel wohleingerichteter Irrenanstalten —, als dafs für den privaten Kult des Schönen schon gröfsere Summen aufgewendet werden könnten.

Nur allzu schnell schlug die Stunde des Abschieds. Wie der Eintritt ins Land, die Reise von Triest nach dem Piräus, so gewann auch die Rückfahrt durch auserwählte Gesellschaft doppelten Reiz. Konnte man für den Abschiedsgrufs von dem klassischen Boden bessere Reisegenossen treffen als die liebenswürdige und geistreiche Frau Schliemann, ihre Tochter Andromache, das kluge Söhnchen Agamemnon; die Gouvernanten Antigone und Kalypso nicht zu vergessen! Das Dampfrofs trägt uns über die Skironischen Felsen nach Korinth, und ein grofses,

elegantes Schiff einer griechischen Gesellschaft führt uns bei herrlichem Wetter durch den unvergleichlichen Golf von Korinth, vorüber an dem gartengleichen Gelände des Peloponnes. Gegen Abend verkünden uns zahlreiche Sommerhäuser, grünende Gärten und Weinberge die Nähe des mächtig aufblühenden Patras. Auch diese Stadt, die während des Aufstandes völlig zerstört worden war, giebt jetzt mit ihren prächtigen Quaianlagen, Schulen, öffentlichen Plätzen und guten Strafsen ein vernehmliches Zeugnis von der Rührigkeit der griechischen Bevölkerung.

In Korfu gewährte uns das Schiff einen achtstündigen Aufenthalt. Ein sonniger Maimorgen glänzte auf das Blütenmeer dieser einzigen Insel und machte einen Spaziergang durch die herrlichen Parkanlagen, die von der Stadt bis zur sogenannten Canone geleiten, zu einer genufsreichen, mühelosen Wanderung. Die mannigfachen Blicke, welche sich durch liebliches Dickicht von Öl- und Kastanienbäumen auf die vom Meere fast gänzlich abgeschlossene Bucht Kalikiopulo eröffnen, zeigen Landschaftsbilder von einem Zauber der Farbe, Form und Komposition, wie sie selbst in Italien nur selten gefunden werden. Hier hätte Claude Lorrain ein Jahr seines reichen

Lebens geniefsen und wirken sollen! Die Stadt Korfu trägt italienischen Charakter. Von den seltsamen Figuren, die uns im Orient allerwärts begleiten, bemerken wir hier nur wenig; kaum dafs albanesische Strafsenkehrer, vlachische Spinnerinnen und vereinzelte Fustanellengriechen an die Nähe der Balkanhalbinsel erinnern. Infolge der langen venetianischen und englischen Herrschaft steht Korfu in Rücksicht auf allgemeine Bildung und Verfeinerung des Lebens an der Spitze aller griechischen Städte. Das wohleingerichtete und von einem tüchtigen Philologen geleitete Gymnasium hat nicht nur das stattliche Gebäude der ehemaligen ionischen Akademie, sondern auch die bedeutenden litterarischen Hilfsmittel derselben überkommen; die Bibliothek besitzt über 45000 Bände und eine alte Stiftung gewährt jährlich 5000 Frs. zur Erweiterung derselben. Freilich sind auch die Schattenseiten der europäischen Civilisation nicht erspart geblieben; während man z. B. in Griechenland fast nie von Bettlern belästigt wird, wird die Mildthätigkeit des harmlosen Fremden hier fast so häufig in Anspruch genommen wie in Italien.

Die überwältigende Wirkung der ungeheueren Sammlungen in Neapel, Rom und Florenz kam meiner Stimmung nicht ge-

legen; ich hätte gerne gewünscht dieselben vor der Reise gesehen zu haben. Nur die zehntägige Quarantäne, welcher die aus Italien kommenden Schiffe in Griechenland damals unterworfen waren, hatte mich bestimmt Italien auf die letzte Seite des Reiseplanes zu setzen. Wem nur immer die äufseren Umstände es erlauben, ist dringend zu raten eine Reise in den griechischen Orient in Italien, besonders in Rom, wo man doch allein künstlerisch sehen lernt, vorzubereiten.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

248

